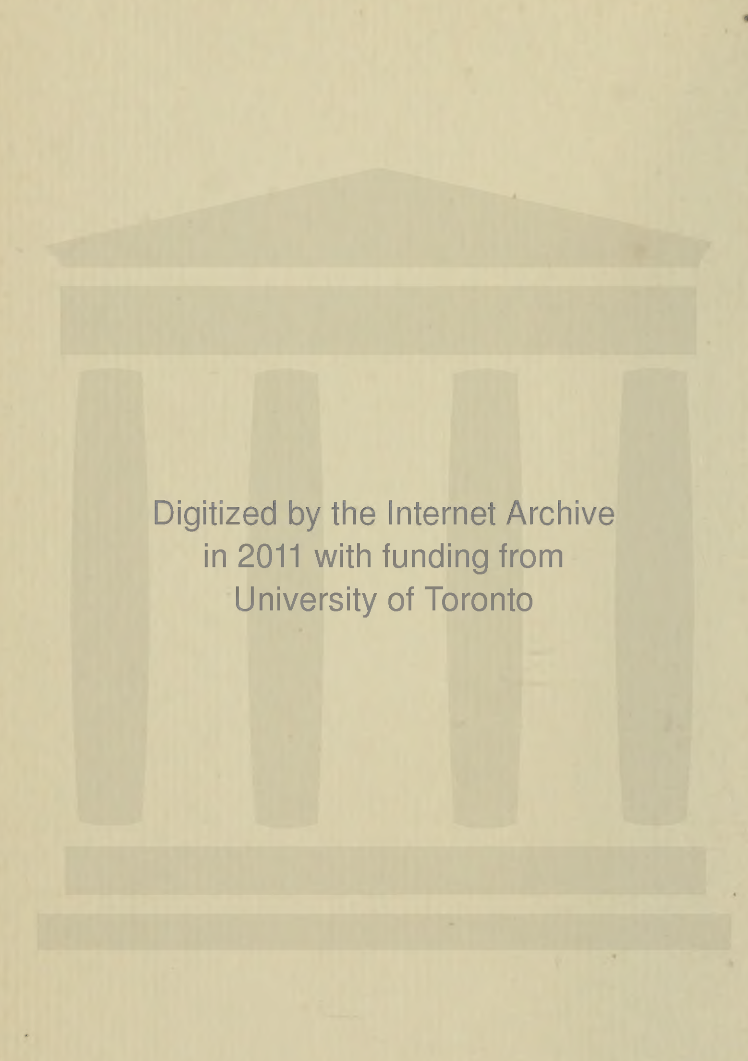




F. M. Dostojewski

Sämtliche Romane und Novellen

Zwölfter Band

Schuld und Sühne

Ein Roman in sechs Teilen
mit einem Nachwort

von

F. M. Dostojewski



Zweiter Band

Im Insel-Verlag zu Leipzig



Zweiter Band

Vierter Teil

I

„Ist das wirklich noch eine Fortsetzung des Traumes?" dachte Raskolnikow noch einmal.

Mißtrauisch und argwöhnisch betrachtete er den unerwarteten Besucher.

„Swidrigailow? So ein Unsinn! Das ist ja gar nicht möglich!" sagte er endlich laut in verständnislosem Staunen.

Der Besucher schien sich über diesen Ausruf gar nicht weiter zu wundern.

„Zwei Veranlassungen führen mich zu Ihnen; erstens wünschte ich Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, da ich schon seit längerer Zeit über Sie viel Interessantes und sehr Empfehlendes gehört habe; und zweitens gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Sie vielleicht nicht abgeneigt sein dürften, mir bei einem Vorhaben behilflich zu sein, das in erster Linie das Interesse Ihrer Schwester Awdotja Romanowna berührt. Wenn ich allein, ohne Empfehlung, zu ihr ginge, so würde sie infolge der vorgefaßten Meinung, die sie über mich hegt, mich vielleicht überhaupt nicht empfangen; mit Ihrer Hilfe dagegen rechne ich darauf . . ."

„Da rechnen Sie falsch," unterbrach ihn Raskolnikow.

„Gestatten Sie die Frage: die Damen sind erst gestern angekommen?"

Raskolnikow antwortete nicht.

„Ich weiß es, daß sie gestern gekommen sind; ich selbst bin seit vorgestern hier. Nun, was soll ich mit Ihnen über das Vorgefallene lange reden, Rodion Romanowitsch; mich zu rechtfertigen, halte ich für überflüssig; erlauben Sie mir nur die Bemerkung: was habe ich denn eigentlich bei der ganzen Sache so

besonders Schlimmes verbrochen, wenn man es vorurteilsfrei und vernünftig überlegt?"

Raskolnikow fuhr fort, ihn schweigend anzublicken.

„Daß ich in meinem Hause ein schutzloses Mädchen verfolgt und sie ‚mit ehrlosen Anträgen beleidigt' habe, nicht wahr? Sie sehen, ich komme Ihnen entgegen und formuliere den Vorwurf selbst. Aber ziehen Sie doch nur in Betracht, daß auch ich ein Mensch bin, et nihil humanum . . ., kurz, daß auch ich für Reize nicht unempfindlich bin, daß ich imstande bin, mich zu verlieben (was sich ja doch gewiß ohne unsern Willen vollzieht); dann erklärt sich alles auf ganz natürliche Weise. Die ganze Frage lautet so: Bin ich ein Scheusal, oder bin ich selbst ein Opfer? Nun, und wie, wenn ich selbst ein Opfer wäre? Indem ich der Dame, die den Gegenstand meiner Leidenschaft bildete, den Vorschlag machte, mit mir nach Amerika oder der Schweiz zu fliehen, hegte ich doch wohl dabei die allerehrerbietigsten Gefühle und dachte unser beiderseitiges Glück zu schaffen! . . . Die Vernunft ist ja eine Sklavin der Leidenschaft, und ich habe mir selbst mehr geschadet als sonst jemandem; das sollten Sie doch bedenken!"

„Darum handelt es sich gar nicht," unterbrach ihn Raskolnikow mit unverhohlenem Abscheu. „Sie sind mir einfach widerwärtig, mögen Sie nun schuldig oder unschuldig sein. Darum will ich mit Ihnen nichts zu tun haben und weise Ihnen die Tür, und nun machen Sie, daß Sie hinauskommen!"

Swidrigailow lachte auf.

„Nein, aber Sie sind einer . . . Sie kann man nicht überrumpeln!" sagte er herzlich lachend. „Ich hatte es recht schlau anfangen wollen; aber nein, Sie haben gleich von vornherein den richtigen Standpunkt eingenommen!"

„Sie setzen ja auch noch in diesem Augenblicke Ihr schlaues Verfahren fort."

„Warum auch nicht? Warum auch nicht?“ erwiderte Swidrigailow, ungeniert lachend. „Das ist ja, was man bonne guerre nennt, und eine durchaus erlaubte Schlauheit! . . . Aber Sie haben mich unterbrochen: wie dem auch immer war, ich kann nur wiederholen: es wären keinerlei Unannehmlichkeiten entstanden, wenn nicht die Szene im Garten passiert wäre. Marfa Petrowna . . .“

„Marfa Petrowna haben Sie, wie es heißt, auch umgebracht?“ unterbrach ihn Raskolnikow in grobem Tone.

„Auch davon haben Sie gehört? Wie sollten Sie es übrigens auch nicht gehört haben . . . Nun, was diese Ihre Frage anlangt, so weiß ich wirklich nicht, was ich Ihnen erwidern soll, obwohl mein eigenes Gewissen in dieser Beziehung absolut ruhig ist. Das heißt, Sie brauchen nicht etwa zu denken, daß ich da noch irgendwelche äußeren Unannehmlichkeiten zu befürchten hätte; es ist alles durchaus ordnungsmäßig und mit peinlicher Genauigkeit erledigt worden; die ärztliche Untersuchung konstatierte einen Schlagfluß, herbeigeführt durch das Baden unmittelbar nach einem reichlichen Mittagessen, bei dem sie fast eine ganze Flasche Wein ausgetrunken hatte; weiter konnte die Untersuchung nichts konstatieren . . . Nein, aber es hat mich da ein anderer Gedanke eine Weile beschäftigt, besonders jetzt unterwegs, als ich auf der Eisenbahn saß: ob ich nicht zu diesem . . . Unfall dadurch mit beigetragen habe, daß ich ihr eine seelische Aufregung bereitete, oder sonstwie in dieser Art. Aber ich bin zu dem Resultate gekommen, daß auch dies schlechterdings unmöglich ist.“

Raskolnikow lachte. „Wunderliche Skrupel!“ sagte er.

„Worüber lachen Sie denn? Überlegen Sie sich das einmal: ich habe ihr nur zwei Schläge mit der Reitpeitsche versetzt, und es waren nicht einmal Spuren davon zu sehen . . . Bitte, halten Sie mich nicht für einen rohen Patron; ich weiß sehr wohl, wie

schändlich das von meiner Seite war, na und so weiter; aber ich weiß auch ganz bestimmt, daß Marfa Petrowna gewissermaßen sogar froh darüber war, daß ich mich sozusagen einmal gehen ließ. Die Geschichte mit Ihrer Schwester hatte sie derart kolportiert, daß das Interesse des Publikums daran völlig erschöpft war. Nun mußte Marfa Petrowna schon seit zwei Tagen zu Hause sitzen; sie hatte nichts, womit sie in dem Städtchen hätte auftreten können; mit ihrem Briefe (daß sie den Brief überall vorgelesen hat, haben Sie wohl gehört?) war sie da allen schon zum Ekel geworden. Da kamen ihr diese zwei Peitschenhiebe wie ein Geschenk des Himmels! Das erste, was sie tat, war, daß sie den Wagen anspannen ließ . . . Ich will gar nicht einmal davon reden, daß bei den Frauen Fälle vorkommen, wo es ihnen höchst angenehm ist, beleidigt zu sein, troß aller äußerlichen Entrüstung. Derartige Fälle kommen übrigens bei allen Menschen vor; der Mensch liebt es überhaupt sehr, beleidigt zu sein; haben Sie das nicht auch schon beobachtet? Aber bei den Frauen ist das besonders häufig. Man kann geradezu sagen, es ist für sie eine Art Zeitvertreib."

Eine Zeitlang hatte Raskolnikow schon die Absicht gehabt, aufzustehen und hinauszugehen und dadurch diesem Besuche ein Ende zu machen. Aber eine gewisse Neugier und sogar etwas wie Berechnung hielt ihn davon zurück.

„Es macht Ihnen wohl Vergnügen, jemand zu prügeln?" fragte er ihn zerstreut.

„Besonderes Vergnügen gerade nicht," antwortete Swidrigailow ruhig. „Und meine Frau habe ich fast nie geprügelt. Wir lebten sehr einträchtig, und sie war mit mir immer zufrieden. Die Peitsche habe ich während unserer ganzen siebenjährigen Ehe nur zweimal in Gebrauch genommen (wenn ich einen dritten Fall nicht mitrechne, bei dem eine sehr verschiedene Auffassung

möglich ist), das erstemal zwei Monate nach unserer Hochzeit, gleich nach unserer Ankunft auf dem Gute, und dann dieser jetzige, letzte Fall. Und Sie hatten wohl schon gedacht, ich wäre so ein Ungeheuer, ein Reaktionär, ein Verteidiger der Leibeigenschaft? Ha-ha-ha! . . . Apropos: erinnern Sie sich nicht, Rodion Romanowitsch, wie vor einigen Jahren bei uns über einen Edelmann, — ich habe seinen Namen vergessen, — der eine Deutsche im Eisenbahncoupé geprügelt hatte, in der gesamten Presse aufs ärgste geschimpft wurde? Erinnern Sie sich? Na, meine Meinung darüber ist die: für den Herrn, der diese Deutsche durchgehauen hat, hege ich keine tiefe Sympathie; denn das war ja in der Tat . . . wie kann man da mit ihm sympathisieren! Aber dabei kann ich doch eine Bemerkung nicht unterdrücken: es kommen manchmal deutsche Frauenzimmer vor, die einem so die Galle erregen, daß meiner Ansicht nach selbst ein Vertreter der modernen Ideen für seine Selbstbeherrschung nicht einstehen kann. Von diesem Standpunkte aus hat damals niemand die Sache betrachtet, und dabei ist dies doch der wahrhaft humane Standpunkt, ganz zweifellos!"

Nach diesen Worten lachte Swidrigailow von neuem auf. Raskolnikow war sich ganz klar darüber, daß er da einen Menschen vor sich hatte, der irgendein Ziel fest ins Auge gefaßt hatte und nun mit aller Energie darauf losging.

„Sie haben sich gewiß seit mehreren Tagen mit niemand unterhalten?" fragte er.

„Das stimmt so ungefähr. Wieso? Sie wundern sich wohl, daß ich so viel rede?"

„Nein, ich wundere mich darüber, daß Sie zu viel reden."

„Sie meinen, ich sollte mich durch Ihre unhöflichen Bemerkungen gekränkt fühlen und das Gespräch abbrechen, nicht wahr? Ja . . . warum sollte ich mich gekränkt fühlen? Wir dienen uns

ja wechselseitig mit gleicher Münze!" fügte er mit erstaunlich gutherziger Miene hinzu. „Ich habe eigentlich so gut wie nichts, was mein Interesse besonders in Anspruch nähme, wahrhaftig," fuhr er wie in Gedanken fort; „namentlich jetzt habe ich gar keine Beschäftigung ... Übrigens mögen Sie meinetwegen ruhig denken, daß ich mich in bestimmter Absicht bei Ihnen einschmeicheln möchte, um so mehr, da ich ein Anliegen an Ihre Schwester habe, wie ich Ihnen schon selbst erklärte. Aber ich sage Ihnen ganz aufrichtig: ich langweile mich gräßlich, namentlich diese letzten drei Tage, so daß ich mich ordentlich auf Ihre Bekanntschaft gefreut habe ... Nehmen Sie es mir nicht übel, Rodion Romanowitsch, aber Sie selbst kommen mir außerordentlich sonderbar vor, ohne daß ich mir über diesen Eindruck Rechenschaft geben könnte. Mit Ihrer Erlaubnis, aber Sie haben irgend etwas, und zwar gerade jetzt; ich meine nicht speziell in diesem Augenblicke, sondern in weiterem Sinne jetzt ... Nun, nun, ich bin ja schon still, bin ja schon still, machen Sie nur nicht gleich ein so finsteres Gesicht! Ich bin ja gar nicht so ein ungebildeter Bär, wie Sie denken."

Raskolnikow sah ihn finster an.

„Ein ungebildeter Bär sind Sie wohl überhaupt nicht," erwiderte er. „Es scheint mir sogar, daß Sie zur guten Gesellschaft gehören oder wenigstens verstehen, gelegentlich auch einmal ein ordentlicher Mensch zu sein."

„Ich kümmere mich herzlich wenig um anderer Leute Meinung über mich," antwortete Swidrigailow trocken und sogar mit einem Beiklange von Hochmut. „Warum soll man nicht auch manchmal gemein sein, da doch die Gemeinheit ein für unser Klima so vortrefflich geeignetes Kostüm ist, und ... und namentlich, wenn man überdies eine natürliche Neigung dazu besitzt," fügte er hinzu und lachte wieder.

„Ich habe aber doch gehört, daß Sie hier viele Bekannte haben, was man so ‚gute Konnexionen‘ nennt. Warum suchen Sie denn unter diesen Umständen mich auf, wenn Sie nicht etwa bestimmte Absichten haben?“

„Sie haben ganz recht, ich habe hier allerdings Bekannte,“ antwortete Swidrigailow, ohne auf den Hauptpunkt einzugehen, „ich bin auch schon manchem begegnet; ich treibe mich ja schon seit vorgestern hier umher; ich selbst erkenne sie wieder, und sie mich wohl auch. Natürlich, ich bin eben anständig gekleidet und gelte als wohlsituierter Mann; uns hat ja die Aufhebung der Leibeigenschaft nicht schwer betroffen: wir haben viel Wald und Überschwemmungswiesen, diese Einnahmen gehen uns nicht verloren. Aber ich mache meinen ehemaligen Bekannten keine Besuche; ich war auch schon früher ihrer überdrüssig geworden; ich gehe nun schon den dritten Tag so umher und gebe mich keinem zu erkennen ... Und was ist das hier für eine Stadt! Ich meine, wie hat sie sich entwickelt, nun sagen Sie bloß! Eine Stadt der Bureaus und aller nur denkbaren Bildungsanstalten! Wahrhaftig, ich habe vieles hier früher nicht beachtet, als ich mich vor acht Jahren in der Stadt umhertrieb ... Jetzt hoffe ich nur noch auf die Anatomie, weiß Gott!“

„Wieso auf die Anatomie?“

„Aber was diese Klubs und diese französischen Restaurants und die ganze moderne Richtung anlangt,“ fuhr er, wieder ohne die Frage zu beachten, fort, „so können mir die gestohlen werden. Und Falschspieler zu sein, da ist auch nicht viel Spaß dabei!“

„Sind Sie denn auch Falschspieler gewesen?“

„Gewiß, das war ein Ding der Notwendigkeit. Wir waren eine ganze Gesellschaft vor acht Jahren, eine höchst anständige Gesellschaft; damit füllten wir unsere Zeit aus; und wissen Sie, es waren sämtlich Leute mit guten Manieren, auch Dichter waren

darunter und Kapitalisten. Überhaupt findet man bei uns, in der russischen Gesellschaft, die besten Manieren bei denen, die schon manchmal Prügel bekommen haben, — haben Sie das nicht auch beobachtet? Ich bin ja nun auf dem Lande jetzt etwas verwildert. Und doch hatte ich damals schon ins Schuldgefängnis wandern müssen; ein schäbiges Subjekt aus Njeschin, ein Grieche, hatte mich einsperren lassen. Da erschien plötzlich Marfa Petrowna als rettender Engel, handelte mit dem Gläubiger hin und her und kaufte mich für dreißigtausend Rubel los (im ganzen war ich siebzigtausend schuldig). Ich ging mit ihr eine gesetzliche Ehe ein, und sie nahm mich sogleich mit sich fort auf ihr Gut, wie einen erbeuteten Schatz. Sie war ja fünf Jahre älter als ich und furchtbar in mich verliebt. Sieben Jahre lang bin ich nicht vom Dorfe weggekommen. Und denken Sie sich, die ganze Zeit über hielt sie einen Schuldschein über die dreißigtausend Rubel, den ich ihr auf einen fremden Namen hatte ausstellen müssen, als Waffe gegen mich im Hintergrunde bereit; damit hielt sie mich in ihrer Gewalt, so daß, wenn ich mir hätte beikommen lassen, gegen sie in irgendeiner Hinsicht zu revoltieren, sie mich sofort einsperren lassen konnte! Und sie hätte es getan! Bei den Weibern wohnen Liebe und Haß dicht beieinander."

„Wenn der Schuldschein nicht gewesen wäre, hätten Sie sich wohl längst davongemacht?"

„Das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Dieser Schuldschein genierte mich so gut wie gar nicht. Es zog mich eigentlich nirgends hin; Marfa Petrowna regte mich selbst ein paarmal dazu an, ins Ausland zu reisen, weil sie sah, daß ich mich langweilte. Aber was sollte ich da? Im Auslande war ich auch früher schon gewesen; aber ich hatte mich da nie recht wohlfühlen können. Na ja, es ist ja ganz schön; aber sehen Sie, da erscheint die Abendröte, und da ist der Golf von Neapel und das Meer, man sieht

das an, und es stimmt einen bloß schwermütig und traurig. Und solche Schwermütigkeit und Traurigkeit ist das Allerwiderwärtigste! Nein, in der Heimat ist es doch besser: hier kann man wenigstens bei allem, was einem mißfällt, andern die Schuld beimessen und sich selbst von Schuld freisprechen. Ich brächte es jetzt vielleicht fertig, mich an einer Nordpolexpedition zu beteiligen; denn j'ai le vin mauvais, und das Trinken ist mir zuwider; aber die Spirituosen sind das einzige, was mir jetzt noch übrigbleibt. Einen Versuch habe ich ja auch mit dem Trinken gemacht. Aber wie ist das? Ich höre, der Luftschiffer Berg würde nächsten Sonntag im Jusupow-Garten mit einem riesigen Ballon aufsteigen und lade zur Teilnahme an der Fahrt gegen eine bestimmte Bezahlung ein; ist das richtig?"

„Wollen Sie etwa mitfahren?"

„Ich? Nein, ... ich frage nur so ...", murmelte Swidrigailow; er schien sich wirklich seinen Gedanken hinzugeben.

„Was hat denn der Mensch nur eigentlich?" dachte Raskolnikow.

„Nein, der Schuldschein genierte mich nicht," fuhr Swidrigailow wie in Gedanken fort. „Es war mein eigener Wille, daß ich auf dem Gute blieb. Auch ist es jetzt etwa ein Jahr her, daß Marfa Petrowna mir an meinem Namenstage diesen Schuldschein zurückgab und mir noch obendrein eine erkleckliche Summe schenkte. Sie besaß ein bedeutendes Vermögen. ‚Sie sehen, wie ich Ihnen vertraue, Arkadi Iwanowitsch,' so sagte sie dabei, wahrhaftig. Sie glauben wohl nicht, daß sie das gesagt hat? Aber, wissen Sie, ich bin da auf dem Gute ein ganz tüchtiger Landwirt geworden; in der ganzen Nachbarschaft bin ich dafür bekannt. Ich ließ mir auch Bücher kommen. Anfangs war Marfa Petrowna sehr damit einverstanden; aber später fürchtete sie immer, ich könnte mir durch das viele Studieren schaden."

„Sie grämen sich wohl sehr um Marfa Petrowna?"

„Ich? Kann sein. Wirklich, kann sein. Apropos, glauben Sie an Geister?"

„An was für Geister?"

„An gewöhnliche Geister; was ist da zu fragen?"

„Glauben Sie denn daran?"

„Na, meinetwegen will ich nein sagen, pour vous plaire ... Aber eigentlich tu ich's doch ..."

„Erscheinen Ihnen denn Geister?"

Swidrigailow sah ihn mit sonderbarem Blicke an.

„Marfa Petrowna besucht mich," erwiderte er und verzog den Mund zu einem eigentümlichen Lächeln.

„Wie meinen Sie das mit dem Besuchen?"

„Nun, sie ist schon dreimal zu mir gekommen. Das erstemal sah ich sie am Begräbnistage selbst, eine Stunde nach meiner Rückkehr vom Kirchhofe. Das war am Tage vor meiner Abreise hierher. Das zweitemal vorgestern, unterwegs, in der Morgendämmerung, auf der Station Malaja Wischera; und das drittemal vor zwei Stunden, in der Wohnung, wo ich logiere, im Zimmer; ich war allein darin."

„Waren Sie denn wach?"

„Völlig wach. Alle drei Mal war ich wach. Sie kommt, spricht ein kleines Weilchen mit mir und geht dann durch die Tür hinaus; immer durch die Tür. Es kommt mir sogar vor, als ob ich es hörte."

„Woher ich bloß von vornherein gleich auf den Gedanken gekommen bin, daß mit Ihnen sicher etwas in dieser Art los sein müsse!" sagte Raskolnikow plötzlich und wunderte sich in demselben Augenblicke darüber, daß er es gesagt hatte. Er war in heftiger Aufregung.

„Nun sehen Sie mal an! Also Sie haben sich das gedacht?" fragte Swidrigailow erstaunt. „Ist es möglich? Na, habe ich

nicht gleich gesagt, daß eine gewisse seelische Verwandtschaft zwischen uns besteht?"

„Das haben Sie niemals gesagt!" entgegnete Raskolnikow in scharfem, zornigem Tone.

„Habe ich es nicht gesagt?"

„Nein!"

„Es war mir doch so, als hätte ich es gesagt. Als ich vorhin hereinkam und sah, daß Sie mit geschlossenen Augen dalagen und sich schlafend stellten, da sagte ich mir: Das ist der Richtige!"

„Wieso: der Richtige? Inwiefern?" rief Raskolnikow.

„Inwiefern? Ja, inwiefern, das weiß ich wahrhaftig nicht ...", murmelte Swidrigailow offenherzig und anscheinend in wirklicher Verlegenheit.

Eine Weile schwiegen sie; beide blickten einander scharf an.

„Das ist ja alles dummes Zeug!" rief Raskolnikow ärgerlich. „Was sagt sie denn zu Ihnen, wenn sie zu Ihnen kommt?"

„Was sie sagt? Denken Sie sich nur: sie spricht von ganz unbedeutenden Lappalien, und so wunderlich ist der Mensch: gerade das ärgert mich ordentlich. Das erstemal kam sie herein (ich war müde, wissen Sie: der Leichengottesdienst und ‚Ruh in Frieden' und die Litanei und der Imbiß; endlich war ich in meinem Zimmer allein, steckte mir eine Zigarre an und überließ mich meinen Gedanken), da kam sie also zur Tür herein und sagte: ‚Arkadi Iwanowitsch, in all der Unruhe haben Sie heute vergessen, im Eßzimmer die Uhr aufzuziehen.' Nämlich diese Uhr hatte ich wirklich die ganzen sieben Jahre hindurch alle Woche selbst aufgezogen, und wenn ich es einmal vergaß, dann hatte sie mich immer daran erinnert. Am andern Tage war ich schon auf der Fahrt hierher. Ich ging im Morgengrauen auf einer Station in die Bahnhofsrestauration — ich hatte in der Nacht wenig geschlafen, war wie zerschlagen, und die Augen fielen

mir immer noch zu — und ließ mir Kaffee geben; auf einmal sehe ich, wie Marfa Petrowna mit einem Spiel Karten in der Hand sich neben mich setzt; ‚soll ich Ihnen für die Reise Karten legen, Arkadi Iwanowitsch?‘ fragte sie mich. Nämlich das Kartenlegen verstand sie meisterhaft. Na, ich kann es mir noch heute nicht verzeihen, daß ich mir nicht von ihr damals Karten legen ließ. Ich lief ganz erschrocken hinaus, und da wurde auch schon zum Einsteigen geläutet. Heute sitze ich nach einem ganz jämmerlichen Mittagessen, das ich mir aus einer Garküche hatte holen lassen, mit schwerem Magen auf meinem Zimmer; ich sitze da und rauche, da kommt wieder Marfa Petrowna herein, sehr geputzt, in einem neuen grünen Seidenkleide mit sehr langer Schleppe. ‚Guten Tag, Arkadi Iwanowitsch! Wie gefällt Ihnen mein Kleid? So gut kann es Aniska nicht machen‘ (Aniska ist eine Schneiderin bei uns auf dem Dorfe, eine frühere Leibeigene; sie hat das Schneidern in Moskau gelernt, ein hübsches Mädchen). Sie stand da und drehte sich vor mir hin und her. Ich besah das Kleid, sah ihr dann sehr scharf ins Gesicht und sagte: ‚Was fällt Ihnen denn ein, Marfa Petrowna, wegen einer so gleichgültigen Sache zu mir zu kommen und mich zu belästigen!‘ ‚Ach, mein Gott,‘ antwortete sie, ‚nicht einmal einen Augenblick stören darf man Sie!‘ Um sie zu necken, sagte ich zu ihr: ‚Ich will mich wieder verheiraten, Marfa Petrowna.‘ ‚Das sieht Ihnen ähnlich, Arkadi Iwanowitsch,‘ erwiderte sie. ‚Große Ehre macht es Ihnen aber nicht, daß Sie jetzt, wo Sie kaum Ihre Frau begraben haben, wegreisen, um eine andere zu heiraten. Und wenn Sie noch eine gute Wahl getroffen hätten; so aber wird es weder Ihnen noch ihr zum Segen sein, und nur die lieben Nachbarn werden ihr Amüsement darüber haben.‘ Und damit ging sie hinaus, und es war mir ordentlich, als ob sie mit der Schleppe rauschte. Ist das ein Unsinn; nicht wahr?"

„Das sind wohl lauter Lügen von Ihnen?“ erwiderte Raskolnikow.

„Ich lüge nur selten,“ antwortete Swidrigailow nachdenklich; die Grobheit der Frage schien er gar nicht zu bemerken.

„Und früher, vor dieser Zeit, haben Sie niemals Geister gesehen?“

„Hm, doch, ein einziges Mal in meinem Leben, vor sechs Jahren . . . Ich hatte einen Diener, namens Philipp; kurz nach seiner Beerdigung rief ich einmal in Gedanken: ‚Philipp, die Pfeife!‘ Da kam er herein und ging gerade auf das Regal zu, wo meine Pfeifen standen. Ich saß da und dachte bei mir: ‚Jetzt will er sich gewiß an mir rächen,‘ denn unmittelbar vor seinem Tode hatten wir einen heftigen Streit miteinander gehabt. ‚Wie kannst du dich unterstehen,‘ rief ich ihm zu, ‚mit einem Loch am Ellbogen zu mir hereinzukommen! Mach, daß du hinauskommst, du Taugenichts!‘ Er wandte sich um, ging hinaus und ist nicht mehr wiedergekommen. Ich habe Marfa Petrowna damals nichts davon erzählt. Ich wollte schon eine Seelenmesse für ihn halten lassen, genierte mich denn aber doch ein bißchen.“

„Gehen Sie zu einem Arzte.“

„Daß ich nicht gesund bin, weiß ich, auch ohne daß Sie es mir sagen; wiewohl ich wirklich nicht weiß, was mir eigentlich fehlt; meiner Ansicht nach bin ich gewiß fünfmal so gesund wie Sie. Aber ich habe Sie nicht danach gefragt, ob Sie glauben, daß einem Geister erscheinen. Ich habe Sie gefragt: Glauben Sie, daß es Geister gibt?“

„Nein, das glaube ich entschieden nicht!“ rief Raskolnikow mit einer Art von Ingrimm.

„Wie sagt man doch gewöhnlich?“ murmelte Swidrigailow, wie wenn er für sich spräche; er blickte zur Seite und hielt den Kopf ein wenig geneigt. „Man sagt: ‚Du bist krank; folglich ist

das, was dir erscheint, lediglich ein unwirkliches Wahngebilde.' Darin liegt aber doch keine strenge Logik. Ich gebe zu, daß Geister nur Kranken erscheinen; aber daraus folgt doch nur, daß die Geister eben nur Kranken erscheinen können, aber nicht, daß es überhaupt keine gibt."

„Es gibt bestimmt keine!" entgegnete Raskolnikow hartnäckig in gereiztem Tone.

„Nein? Glauben Sie das?" fuhr Swidrigailow langsam fort und blickte ihn dabei an. „Na, aber was meinen Sie dazu, wenn man sich die Sache so zurechtlegt (helfen Sie mir nur dabei ein bißchen): die Geister, das sind sozusagen Teilchen, Fragmente andrer Welten, der Anfang andrer Welten. Ein gesunder Mensch hat selbstverständlich keine Veranlassung, sie zu sehen; denn der gesunde Mensch ist ein durchaus irdischer Mensch und soll daher lediglich ein irdisches Dasein führen; das ist ganz in der Ordnung. Na, sowie er nun aber erkrankt und die normale irdische Ordnung des Organismus gestört wird, dann tritt ihm sofort die Möglichkeit der Existenz einer andern Welt entgegen, und je kränker er wird, um so mehr nehmen seine Beziehungen zu der andern Welt zu, so daß, wenn er nun wirklich stirbt, er einfach selbst in die andere Welt hinübergeht. Ich habe darüber schon seit langer Zeit mir meine Gedanken gemacht. Wenn Sie an ein zukünftiges Leben glauben, dann können Sie auch dieser Anschauung beipflichten."

„Ich glaube nicht an ein zukünftiges Leben," erwiderte Raskolnikow.

Swidrigailow saß in Gedanken versunken da.

„Aber wie wäre das, wenn es in der andern Welt nur Spinnen oder so etwas Ähnliches gäbe?"

„Der Kerl ist irrsinnig," dachte Raskolnikow.

„Die Ewigkeit erscheint uns immer als ein Begriff, den man

gar nicht fassen kann, als etwas Riesenhaftes, ungeheuer Großes! Aber warum soll sie denn absolut so ungeheuer groß sein? Auf einmal (stellen Sie sich das mal vor) kommt es so heraus, daß da statt all dessen nur ein einziges kleines Zimmerchen ist, so in der Art wie eine Badestube auf dem Lande, ganz verräuchert, und in allen Ecken Spinnen, und das ist dann die ganze Ewigkeit. Wissen Sie, mir schwant manchmal so etwas in der Art."

„Stellen Sie sich wirklich, wirklich nichts Tröstlicheres und Gerechteres unter der Ewigkeit vor als dies?" rief Raskolnikow in heftiger Erregung.

„Etwas Gerechteres? Woher soll mans wissen, vielleicht ist das so, wie ich mir das ausmale, ganz gerecht; und wissen Sie, wenns von mir abhinge, ich würde die Ewigkeit jedenfalls absichtlich so einrichten," erwiderte Swidrigailow mit einem nicht recht verständlichen Lächeln.

Ein Gefühl der Kälte überkam auf einmal Raskolnikow bei dieser widerwärtigen Antwort. Swidrigailow hob den Kopf in die Höhe, blickte ihn unverwandt an und brach plötzlich in ein Gelächter aus.

„Nein," rief er, „überlegen Sie bloß mal: vor einer halben Stunde hatten wir einander noch nicht gesehen, wir halten uns für Feinde, es liegt noch ein unerledigtes Geschäft zwischen uns, — und nun haben wir Geschäft Geschäft sein lassen und sind tief in solche metaphysischen Fragen hineingeraten! Nun, habe ich nicht die Wahrheit gesagt, daß wir Geistesverwandte sind?"

„Haben Sie die Güte," erwiderte Raskolnikow gereizt, „mir möglichst schnell mitzuteilen, warum Sie mich der Ehre Ihres Besuches gewürdigt haben, . . . und . . . und . . . ich bin eilig, ich habe keine Zeit, ich möchte fortgehen . . ."

„Ganz wie Sie wünschen, ganz wie Sie wünschen! Ihre

Schwester, Awdotja Romanowna, heiratet Herrn Peter Petrowitsch Luschin?"

„Ich möchte Sie bitten, jede Frage, die meine Schwester betrifft, zu vermeiden und ihren Namen überhaupt nicht zu erwähnen. Es ist mir geradezu unverständlich, wie Sie sich erdreisten können, in meiner Gegenwart ihren Namen auszusprechen, wenn Sie wirklich Swidrigailow sind."

„Ich bin ja aber gerade deshalb hergekommen, um über sie zu sprechen; wie soll ich es denn da machen, ihren Namen nicht auszusprechen?"

„Nun gut; dann reden Sie, aber recht schnell!"

„Ich bin überzeugt, daß Sie sich über diesen Herrn Luschin, einen Verwandten meiner Frau, bereits ein Urteil gebildet haben, wenn Sie ihn auch nur eine halbe Stunde gesehen oder etwas Zuverlässiges und Genaueres über ihn gehört haben. Er ist kein Mann für Awdotja Romanowna. Meiner Ansicht nach bringt sich Awdotja Romanowna dabei in höchst großmütiger und uneigennütziger Weise zum Opfer für . . . für ihre Familie. Nach allem, was ich über Sie gehört habe, glaubte ich, Sie würden Ihrerseits recht zufrieden sein, wenn diese Heirat unterbliebe, ohne daß die Interessen der Familie dabei zu Schaden kämen. Und jetzt, nachdem ich Sie persönlich kennen gelernt habe, bin ich davon sogar fest überzeugt."

„Alles sehr naiv von Ihnen; Pardon, ich wollte sagen: sehr unverschämt," erwiderte Raskolnikow.

„Sie wollen wohl damit sagen, daß ich egoistische Absichten verfolge. Aber seien Sie unbesorgt, Rodion Romanowitsch; wenn ich mein eigenes Interesse im Auge hätte, dann würde ich nicht so offen reden; so dumm bin ich denn schließlich doch auch nicht. In dieser Hinsicht möchte ich Ihnen eine psychologisch merkwürdige Mitteilung machen. Als ich vorhin meine Liebe zu Aw-

dotja Romanowna rechtfertigte, sagte ich, daß ich selbst dabei ein Opfer gewesen sei. Nun, so will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich jetzt keine Liebe zu ihr empfinde, aber auch gar keine, so daß mir das selbst sonderbar vorkommt, weil ich doch tatsächlich etwas Derartiges empfunden hatte . . ."

„Das kam von Ihrem Müßiggange und Ihrer Sittenlosigkeit her," unterbrach ihn Raskolnikow.

„Ein Müßiggänger und unsittlicher Mensch bin ich freilich. Indessen besitzt andrerseits Ihre Schwester so viele Vorzüge, daß auch ich einfach nicht imstande war, mich eines gewissen Eindrucks zu erwehren. Aber das alles ist dummes Zeug, wie ich jetzt selbst einsehe."

„Sind Sie schon lange zu dieser Einsicht gelangt?"

„Die ersten Anfänge dieser Erkenntnis liegen schon weiter zurück; endgültig habe ich mich davon vorgestern überzeugt, fast genau in dem Augenblicke, als ich in Petersburg ankam. Noch in Moskau hatte ich die Vorstellung, daß ich diese Reise machte, um mich um Awdotja Romanownas Hand zu bewerben und mit Herrn Luschin zu rivalisieren."

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche; aber haben Sie die Güte, sich kurz zu fassen und ohne Umschweife auf den Zweck Ihres Besuches zu kommen. Ich habe Eile, ich muß fortgehen . . ."

„Mit dem größten Vergnügen! Da ich hierher nach Petersburg gekommen bin und jetzt eine . . . eine größere Reise anzutreten beabsichtige, so möchte ich gern vorher einige notwendige Anordnungen treffen. Meine Kinder sind bei ihrer Tante geblieben; sie sind reich; mich persönlich haben sie in keiner Weise nötig. Ich bin ja auch ein schlechter Vater. Für mich habe ich nur das genommen, was mir Marfa Petrowna vor einem Jahre geschenkt hat. Daran habe ich genug. Entschuldigen Sie, ich komme sofort zur Sache. Vor meiner Reise, die vielleicht bald

zur Ausführung gelangt, möchte ich auch die Angelegenheit mit Herrn Luschin erledigen. Nicht eigentlich, daß er mir unausstehlich wäre; aber um seinetwillen kam es zwischen mir und Marfa Petrowna zu diesem unangenehmen Streite, als ich erfuhr, daß sie diese Heirat in die Wege geleitet hatte. Ich möchte nun jetzt durch Ihre Vermittlung eine Zusammenkunft mit Awdotja Romanowna haben und ihr — meinetwegen in Ihrer eigenen Gegenwart — erstens klarmachen, daß sie von Herrn Luschin nicht nur nicht den geringsten Vorteil, sondern sogar mit Sicherheit einen entschiedenen Schaden zu erwarten hat. Dann möchte ich sie wegen all der Unannehmlichkeiten, die sie unlängst durch meine Schuld zu erleiden gehabt hat, um Verzeihung bitten und um die Erlaubnis nachsuchen, ihr zehntausend Rubel anzubieten und ihr auf diese Weise die Auflösung ihrer Verlobung mit Herrn Luschin zu erleichtern; dieser Auflösung würde sie nach meiner Überzeugung selbst nicht abgeneigt sein, wenn sich eine äußere Möglichkeit dazu darböte."

„Aber Sie sind faktisch verrückt!" rief Raskolnikow, weniger zornig als erstaunt. „Wie können Sie sich unterstehen, so etwas zu sagen!"

„Das hatte ich mir vorher gedacht, daß Sie ein Geschrei erheben würden; aber erstens habe ich, obwohl ich nicht gerade ein reicher Mann bin, diese zehntausend Rubel übrig, das heißt, ich habe sie gar nicht nötig, absolut nicht nötig. Wenn Awdotja Romanowna sie nicht nimmt, so gebe ich sie vielleicht auf noch törichtere Weise aus. Das ist das eine. Und zweitens: mein Gewissen ist vollkommen ruhig; ich biete ihr das Geld ohne alle egoistischen Absichten an. Mögen Sie es jetzt glauben oder nicht, aber später werden Sie und Awdotja Romanowna es einsehen. Der Beweggrund für meine Handlungsweise ist einzig und allein dieser: da ich Ihrer hochverehrten Schwester tatsächlich mancherlei

Unruhe und Unannehmlichkeiten verursacht habe, so hege ich im Gefühle aufrichtiger Reue den herzlichen Wunsch, nicht etwa mich durch Geld von der Verschuldung zu befreien oder ihr die Unannehmlichkeiten zu bezahlen, sondern ganz einfach etwas zu tun, was ihr Vorteil bringt; es steht ja nirgends geschrieben, daß ich immer nur Schlechtes tun muß. Wenn in meinem Anerbieten auch nur die geringste Spur von egoistischen Absichten steckte, so würde ich ihr doch das Geld nicht so offen anbieten, und ich würde ihr auch nicht bloß zehntausend anbieten, da ich ihr ja vor kaum fünf Wochen eine weit größere Summe angeboten habe. Außerdem werde ich vielleicht in nächster, allernächster Zeit ein junges Mädchen heiraten, so daß auch schon dadurch jeder Verdacht, als hätte ich irgendwelche bösen Anschläge gegen Awdotja Romanowna vor, schwinden muß. Zum Schlusse möchte ich nur noch hinzufügen, daß Awdotja Romanowna, wenn sie Herrn Luschin heiratet, ja dasselbe Geld annimmt, nur von anderer Seite . . . Ärgern Sie sich nicht, Rodion Romanowitsch, sondern überlegen Sie die Sache ruhig und kaltblütig."

Swidrigailow selbst war, während er dies sagte, außerordentlich kaltblütig und ruhig.

„Ich bitte Sie, nun damit aufzuhören," sagte Raskolnikow. „Jedenfalls ist Ihr Anerbieten von einer unverzeihlichen Dreistigkeit."

„Ganz und gar nicht. Sonst könnte ja auf dieser Welt ein Mensch einem andern nur Böses antun und hätte um leerer konventioneller Formen willen kein Recht, ihm auch einmal ein klein bißchen Gutes zukommen zu lassen. Das wäre ja sinnlos. Wenn ich zum Beispiel gestorben wäre und Ihrer Schwester diese Summe testamentarisch hinterlassen hätte, würde sie sich etwa auch dann weigern, sie anzunehmen?"

„Sehr möglich."

„Na, das würde sie nun wohl doch nicht tun. Will sie es übrigens von mir nicht nehmen, nun, dann mag sie es ablehnen; dann unterbleibt es eben. Nur sind zehntausend Rubel keine üble Sache; die können einem bei Gelegenheit gut zustatten kommen. Jedenfalls bitte ich Sie, von meinem Anerbieten Ihrer Schwester Mitteilung zu machen."

„Nein, das werde ich nicht tun."

„Dann, Rodion Romanowitsch, werde ich selbst genötigt sein, mich um eine persönliche Zusammenkunft zu bemühen und so Ihre Schwester zu belästigen."

„Und wenn ich es ihr mitteile, dann werden Sie sich nicht um eine persönliche Zusammenkunft bemühen?"

„Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll. Ich möchte sie doch gar zu gern noch einmal wiedersehen."

„Diese Hoffnung geben Sie nur auf!"

„Schade! Aber Sie kennen mich noch nicht. Vielleicht treten wir einander doch noch näher."

„Halten Sie das für möglich?"

„Aber warum denn nicht?" antwortete Swidrigailow lächelnd, stand auf und griff nach seinem Hute. „Nicht als ob ich die Absicht hätte, Sie in Zukunft häufig zu belästigen. Auch habe ich, als ich hierherging, mir ganz und gar keine großen Hoffnungen auf eine Verständigung gemacht, obwohl mich Ihre Physiognomie schon heute vormittag überrascht und interessiert hatte ..."

„Wo haben Sie mich denn heute vormittag gesehen?" fragte Raskolnikow beunruhigt.

„Nur ganz zufällig ... Ich habe immer die Empfindung, als ob Sie mir einigermaßen geistesverwandt wären ... Aber seien Sie ganz unbesorgt; ich verstehe mit Menschen umzugehen und bin immer recht wohl gelitten gewesen; ich habe mit Falschspielern ganz angenehm zusammengelebt, und mit dem Fürsten

Swirbei, einem entfernten Verwandten von mir und hohen Würdenträger, habe ich mich gut zu stellen gewußt, und ich habe Witz genug gehabt, der schöngeistigen Frau Prilukowa etwas Hübsches über die Raffaelsche Madonna ins Album zu schreiben, und ich habe mit Marfa Petrowna sieben Jahre lang still und häuslich auf dem Gute gelebt, und ich habe in früheren Zeiten manchmal im Nachtasyl am Heumarkt geschlafen, und nun werde ich vielleicht mit Berg eine Fahrt mit dem Luftballon unternehmen."

„Gut, gut. Gestatten Sie eine Frage: Treten Sie Ihre Reise bald an?"

„Was für eine Reise?"

„Nun, Sie sprachen doch vorhin von einer Reise."

„Von einer Reise? Ach ja! . . . Richtig, ich sagte Ihnen davon . . . Nun, das ist eine vielumfassende Frage . . . Wenn Sie aber wüßten, wonach Sie sich da erkundigt haben!" fügte er hinzu und brach in ein lautes, kurzes Gelächter aus. „Aber vielleicht verheirate ich mich auch, statt wegzureisen; ich stehe schon durch eine Vermittlerin wegen eines jungen Mädchens in Verhandlung."

„Hier?"

„Ja."

„Wie haben Sie denn das schon fertiggebracht?"

„Aber mit Awdotja Romanowna möchte ich doch zu gern noch einmal sprechen. Ich bitte Sie in vollem Ernste, mir dazu behilflich zu sein. Nun, auf Wiedersehen! . . . Ach ja! Das hätte ich ja beinahe vergessen! Teilen Sie doch Ihrer Schwester mit, Rodion Romanowitsch, daß sie in Marfa Petrownas Testamente mit dreitausend Rubeln bedacht ist. Sie kann sich bestimmt darauf verlassen. Marfa Petrowna hat, eine Woche ehe sie starb, ihre Anordnungen für den Todesfall getroffen, und das geschah

in meiner Gegenwart. In zwei bis drei Wochen wird Awdotja Romanowna das Geld erhalten können."

„Sagen Sie die Wahrheit?"

„Gewiß. Teilen Sie es ihr nur mit. Nun, ich empfehle mich. Ich wohne gar nicht weit von Ihnen."

Beim Hinausgehen stieß Swidrigailow in der Tür mit Rasumichin zusammen.

II

Es war schon fast acht Uhr; beide machten sich eilig nach dem Bakalejewschen Hotel garni auf, um noch vor Luschin dort einzutreffen.

„Nun, wer war denn das?" fragte Rasumichin, als sie auf die Straße traten.

„Das war Swidrigailow, eben jener Gutsbesitzer, in dessen Hause meine Schwester Gouvernante war und schwer gekränkt wurde. Infolge der Liebesanträge, mit denen er ihr zusetzte, verließ sie ihre Stellung; sie wurde nämlich von seiner Frau, Marfa Petrowna, aus dem Hause gejagt. Diese Marfa Petrowna hat dann später den wahren Sachverhalt erfahren und Awdotja um Verzeihung gebeten; jetzt ist sie ganz plötzlich gestorben. Meine Mutter und meine Schwester sprachen heute morgen von ihr. Ich weiß nicht recht, warum, aber ich fürchte mich sehr vor diesem Menschen. Gleich nach der Beerdigung seiner Frau ist er hierhergereist. Er hat ein ganz sonderbares Wesen und verfolgt energisch irgendein bestimmtes Ziel . . . Es macht den Eindruck, als wüßte er irgend etwas . . . Awdotja muß vor ihm beschützt werden, . . . das wollte ich auch dir sagen, hörst du?"

„Beschützen! Was kann er ihr denn tun? Na, aber ich danke dir, Rodion, daß du so zu mir sprichst . . . Wir wollen sie schon beschützen; das wollen wir! . . . Wo wohnt er denn?"

„Das weiß ich nicht."

„Warum hast du ihn nicht gefragt? Schade! Aber das werde ich bald herausbekommen!"

„Hast du ihn gesehen?" fragte Raskolnikow nach einem kurzen Stillschweigen.

„Jawohl, ich habe ihn mir gemerkt, ordentlich gemerkt."

„Hast du ihn auch genau gesehen, deutlich gesehen?" fragte Raskolnikow nochmals.

„Aber ja! Ich habe ihn ganz deutlich in der Erinnerung; aus tausend Menschen will ich ihn herauserkennen; ich habe für Physiognomien ein gutes Gedächtnis."

Wieder schwiegen sie ein Weilchen.

„Hm! . . . Na ja . . .", murmelte Raskolnikow. „Sonst, weißt du, . . . ich dachte schon, . . . es scheint mir immer, . . . daß das vielleicht nur so eine Sinnestäuschung von mir ist."

„Was willst du damit sagen? Ich verstehe dich nicht recht."

„Ihr sagt doch alle," fuhr Raskolnikow fort und verzog den Mund zu einem Lächeln, „ich wäre verrückt; jetzt eben hatte ich nun auch die Empfindung, daß ich vielleicht wirklich verrückt wäre und nur eine Vision gehabt hätte."

„Aber was redest du da?"

„Ja, wer weiß? Vielleicht bin ich tatsächlich verrückt, und alle Ereignisse dieser letzten Tage haben sich nur in meiner Einbildung zugetragen . . ."

„Ach, Rodion! Das Gespräch mit dem Menschen hat dich wieder aufgeregt! . . . Was hat er denn gesagt? Warum ist er zu dir gekommen?"

Raskolnikow antwortete nicht; Rasumichin überlegte eine Minute lang; dann begann er:

„Nun, dann höre mal meinen Bericht an. Ich bin schon einmal bei dir gewesen, aber da schliefst du. Darauf aßen wir zu

Mittag, und dann ging ich zu Porfiri. Sametow war immer noch bei ihm. Ich wollte ein Gespräch über die Sache anfangen, aber es gelang mir nicht recht; ich konnte es immer nicht in der richtigen Weise in Gang bringen. Es sah aus, als ob sie mich nicht verständen und nicht verstehen könnten, aber gar nicht verlegen wären. Ich nahm mir Porfiri beiseite ans Fenster und fing an zu sprechen; aber ich weiß nicht, es wurde wieder nichts Rechtes: er sah zur Seite, und ich sah zur Seite. Schließlich hielt ich ihm die Faust vors Gesicht und sagte, ich würde ihn zermalmen, so in verwandtschaftlicher Weise. Aber er sah mich bloß an. Ich spuckte aus und ging weg, und damit war die Sache zu Ende. Dumm, sehr dumm! Mit Sametow habe ich kein Wort gesprochen. Aber nun sieh mal: ich dachte zuerst, ich hätte die Sache noch mehr verdorben; indessen als ich die Treppe hinunterstieg, kam mir ein Gedanke oder vielmehr eine Art Erleuchtung: warum machen wir beide, du und ich, uns eigentlich so viel Sorge und Mühe? Ja, wenn für dich eine Gefahr bestände, na, dann natürlich! Aber was geht es dich an? Du hast ja mit der Geschichte nichts zu tun, also scher dich nicht um die Kerle! Wir werden nachher noch weidlich über sie lachen, und ich würde sie an deiner Stelle noch absichtlich irreführen. Wie sie sich nachher schämen werden! Scher dich nicht um sie; nachher können wir sie auch durchprügeln, aber jetzt wollen wir über sie lachen!"

„Gewiß, selbstverständlich!" antwortete Raskolnikow.

„Aber was wirst du morgen sagen?" dachte er bei sich. Sonderbarerweise war ihm bisher noch nie der Gedanke in den Sinn gekommen: „Was wird Rasumichin dazu sagen, wenn er es erfährt?" Bei diesem Gedanken blickte Raskolnikow ihn prüfend an. Für Rasumichins jetzigen Bericht über seinen Besuch bei Porfiri interessierte er sich nur sehr wenig: so vieles war in der

Zwischenzeit in den Hintergrund getreten, und anderes hatte an Wichtigkeit gewonnen! . . .

Im Korridor trafen sie mit Luschin zusammen: er war pünktlich um acht Uhr gekommen und suchte nun die Zimmernummer, so daß sie alle drei gleichzeitig eintraten, aber ohne einander anzusehen und zu begrüßen. Die beiden jungen Männer gingen voran; Peter Petrowitsch dagegen, der immer den Anstand wahrte, verweilte noch einen Augenblick im Vorzimmer und legte dort seinen Überzieher ab. Pulcheria Alexandrowna ging sogleich hinaus, um ihn an der Schwelle zu empfangen. Awdotja begrüßte ihren Bruder.

Peter Petrowitsch trat ein und verbeugte sich vor den Damen sehr artig, aber mit ganz besonders gemessenem Wesen. Es machte den Eindruck, als ob er einigermaßen überrascht wäre und sich noch nicht gefaßt hätte. Pulcheria Alexandrowna, die gleichfalls verlegen schien, forderte eilfertig alle auf, an dem runden Tische, auf dem der Samowar summte, Platz zu nehmen. Awdotja und Luschin setzten sich einander gegenüber; Rasumichin und Raskolnikow kamen Pulcheria Alexandrowna gegenüber zu sitzen, und zwar Rasumichin näher an Luschin, Raskolnikow neben seiner Schwester.

Einen Augenblick schwiegen alle. Peter Petrowitsch zog langsam sein batistnes, parfümiertes Taschentuch heraus und benutzte es mit der Miene eines edlen, tugendhaften Menschen, der sich in seiner Würde etwas gekränkt fühlt und fest entschlossen ist, eine Erklärung zu verlangen. Als er noch im Vorzimmer war, war ihm der Gedanke gekommen, ob es nicht das beste sei, den Überzieher gar nicht auszuziehen, sondern wieder fortzugehen und dadurch die beiden Damen in strenger, nachdrücklicher Weise zu bestrafen, damit sie gleich mit einem Male seinen ganzen Unwillen zu fühlen bekämen. Aber er hatte sich doch nicht dazu

entschließen können. Außerdem war er kein Freund unklarer Situationen, und hier mußte etwas klargestellt werden: wenn sein Befehl so offenkundig mißachtet war, so steckte gewiß etwas Besonderes dahinter; mithin war es das beste, dies zunächst in Erfahrung zu bringen; zur Bestrafung würde immer noch Zeit sein; das hatte er ja in der Hand.

„Ich hoffe, Ihre Reise ist glücklich vonstatten gegangen?" wandte er sich in förmlichem Tone an Pulcheria Alexandrowna.

„Ja, Gott sei Dank, Peter Petrowitsch."

„Das freut mich sehr. Und Sie sind auch nicht zu sehr davon angegriffen, Awdotja Romanowna?"

„Ich bin jung und kräftig; mich greift so etwas nicht an; aber meiner Mama ist es recht schwer geworden," antwortete Awdotja.

„Was ist da zu machen? Die Entfernungen bei uns zulande sind eben gar zu groß. Groß ist unser sogenanntes Mütterchen Rußland. Ich konnte es beim besten Willen gestern leider nicht ermöglichen, Sie auf dem Bahnhofe in Empfang zu nehmen. Ich hoffe indes, daß sich alles ohne besondre Schwierigkeiten gemacht hat?"

„Ach nein, Peter Petrowitsch, wir waren sehr mutlos," beeilte sich Pulcheria Alexandrowna mit besondrer Betonung zu erwidern, „und wenn uns nicht Gott selbst, möchte ich meinen, in Dmitri Prokofjitsch einen Helfer gesandt hätte, so wären wir ganz verloren gewesen. Hier: Dmitri Prokofjitsch Rasumichin," stellte sie ihn Herrn Luschin vor.

„Jawohl, ich hatte bereits das Vergnügen, . . . schon gestern," murmelte Luschin, indem er jenem einen schrägen, feindseligen Blick zuwarf; dann machte er ein finsteres Gesicht und schwieg.

Überhaupt gehörte Peter Petrowitsch allem Anscheine nach zu den Leuten, die sich in Gesellschaft äußerst liebenswürdig benehmen und auch als sehr liebenswürdig anerkannt zu werden

beanspruchen, die aber, sobald nur etwas nicht nach ihrem Wunsche ist, sogleich alle ihre gesellschaftlichen Fähigkeiten verlieren und dann eher Mehlsäcken gleichen als gewandten Kavalieren, die eine Gesellschaft zu beleben verstehen. Alle waren wieder stumm: Raskolnikow schwieg hartnäckig; auch Awdotja wollte nicht vor der Zeit das Schweigen unterbrechen; Rasumichin hatte keinen Anlaß zu sprechen; so wurde denn Pulcheria Alexandrowna wieder unruhig.

„Marfa Petrowna ist gestorben; haben Sie davon gehört?" begann sie, indem sie wieder zu ihrem besten Gesprächsthema ihre Zuflucht nahm.

„Gewiß habe ich es erfahren. Ich wurde sofort davon benachrichtigt und bin sogar jetzt hierhergekommen, um Ihnen mitzuteilen, daß Arkadi Iwanowitsch Swidrigailow unmittelbar nach der Beerdigung seiner Gemahlin eiligst nach Petersburg gereist ist. Wenigstens besagen das die sehr genauen Nachrichten, die ich erhalten habe."

„Nach Petersburg? Hierher?" fragte Awdotja beunruhigt und wechselte einen Blick mit ihrer Mutter.

„Ganz richtig, und selbstverständlich nicht ohne besondre Absichten, wie man sich das leicht denken kann, wenn man die Eilfertigkeit seiner Abreise und überhaupt die vorangegangenen Umstände in Erwägung zieht."

„Mein Gott! Will er denn Awdotja nicht einmal hier in Ruhe lassen?" rief Pulcheria Alexandrowna.

„Mir scheint, zu besondrer Beunruhigung ist kein Anlaß, weder für Sie noch für Awdotja Romanowna, vorausgesetzt natürlich, daß Sie nicht selbst mit ihm in irgendwelche Beziehungen zu treten wünschen. Was mich anbetrifft, so werde ich ihn beobachten und jetzt zunächst ausfindig zu machen suchen, wo er Quartier genommen hat."

„Ach, Peter Petrowitsch, Sie glauben gar nicht, wie Sie mich durch diese Nachricht erschreckt haben!“ fuhr Pulcheria Alexandrowna fort. „Ich habe ihn nur zweimal gesehen, und er erschien mir entsetzlich, geradezu entsetzlich! Ich bin überzeugt, daß er die Schuld an dem Tode der seligen Marfa Petrowna trägt.“

„Zu einem abschließenden Urteile kann man darüber nicht kommen, obwohl ich recht genaue Nachrichten habe. Ich bestreite nicht, daß er vielleicht den Gang der Dinge durch die sozusagen seelische Wirkung der Beleidigung beschleunigt hat; was aber das Betragen dieses Mannes und überhaupt seinen sittlichen Charakter betrifft, so stimme ich Ihnen durchaus bei. Ich weiß nicht, ob er jetzt reich ist und wieviel ihm Marfa Petrowna eigentlich hinterlassen hat; darüber werde ich in kürzester Frist orientiert sein; aber wenn er nur einigermaßen über Geldmittel verfügt, so wird er sicher hier in Petersburg sofort wieder sein altes Leben anfangen. Er ist das verkommenste, lasterhafteste Subjekt unter dieser ganzen Menschenklasse! Ich habe schwerwiegende Gründe zu der Annahme, daß Marfa Petrowna, die vor acht Jahren das Unglück hatte, sich heftig in ihn zu verlieben, und ihn vom Schuldgefängnis loskaufte, ihm auch in andrer Hinsicht einen großen Dienst geleistet hat: es wurde nämlich einzig und allein infolge ihrer Bemühungen und der von ihr gebrachten Opfer ein Kriminalprozeß in seinen ersten Anfängen unterdrückt, bei welchem es sich um einen bestialischen und sozusagen exzentrischen Mord handelte, für den er recht wohl hätte nach Sibirien spazieren können. So ein Mensch ist das, wenn es Sie interessiert.“

„Ach Gott!“ rief Pulcheria Alexandrowna.

Raskolnikow hatte aufmerksam zugehört.

„Ist das auch wahr, daß Sie darüber zuverlässige Nachrichten haben?“ fragte Awdotja in scharfem, nachdrücklichem Tone.

„Ich erzähle nur wieder, was ich selbst unter dem Siegel der Verschwiegenheit von der verstorbenen Marfa Petrowna gehört habe. Ich muß bemerken, daß diese Sache vom juristischen Standpunkte aus recht dunkel ist. Hier lebte und lebt auch wohl noch eine gewisse Frau Rößlich, eine Ausländerin, die in kleinem Maßstabe Wuchergeschäfte macht und sich auch mit andern Sachen befaßt. Mit dieser Frau Rößlich stand Herr Swidrigailow seit langer Zeit in sehr nahen, geheimnisvollen Beziehungen. Bei ihr wohnte eine entfernte Verwandte, wenn mir recht ist, eine Nichte, ein taubstummes Mädchen von fünfzehn oder auch nur vierzehn Jahren, auf die diese Frau Rößlich einen grenzenlosen Haß hatte; sie gönnte ihr keinen Bissen Brot und schlug sie sogar in unmenschlicher Weise. Eines Tages fand man dieses Mädchen auf dem Boden erhängt. Nach Ansicht der Gerichtskommission lag Selbstmord vor, und man hielt nach Erledigung der üblichen Formalitäten die Sache für abgetan. Aber später tauchte eine Denunziation auf, das Kind sei von Swidrigailow in grausamer Weise . . . entehrt worden. Allerdings war das alles sehr dunkel; die Denunziation rührte von einer andern Deutschen her, einem übel beleumundeten, wenig glaubwürdigen Frauenzimmer. Schließlich stellte sich dank den Bemühungen und Geldopfern Marfa Petrownas heraus, daß in Wirklichkeit gar keine Denunziation vorlag; es beschränkte sich alles auf ein Gerücht. Aber freilich war dieses Gerücht recht vielsagend. Sie, Awdotja Romanowna, haben gewiß in dem Swidrigailowschen Hause auch von der Geschichte mit dem Diener Philipp gehört, der vor sechs Jahren, noch zur Zeit der Leibeigenschaft, infolge der erlittenen Mißhandlungen starb."

„Ich habe im Gegenteil gehört, daß dieser Philipp sich selbst erhängt hat."

„Ganz richtig; aber gezwungen oder, richtiger gesagt, ver-

anlaßt wurde er zum Selbstmorde durch die unaufhörlichen, systematischen Verfolgungen und Bestrafungen seitens dieses Herrn Swidrigailow."

„Davon weiß ich nichts," erwiderte Awdotja trocken; „ich habe nur eine sehr sonderbare Geschichte gehört, dieser Philipp wäre eine Art Hypochonder, so ein Dorfphilosoph gewesen; er hätte nach der Ansicht der Leute zuviel gelesen gehabt und hätte sich eher infolge der Spöttereien des Herrn Swidrigailow als infolge von erhaltenen Schlägen erhängt. Während meiner Anwesenheit auf dem Gute behandelte er seine Leute gut, und die Leute hatten ihn sogar recht gern, obgleich sie ihm tatsächlich die Schuld an Philipps Tode beimaßen."

„Ich sehe, Awdotja Romanowna, daß Sie auf einmal die Neigung bekommen haben, ihn zu verteidigen," bemerkte Luschin und verzog den Mund zu einem zweideutigen Lächeln. „In der Tat, er ist ein schlauer Mensch und hat für Damen etwas Verführerisches; dafür dient Marfa Petrowna, die auf so merkwürdige Weise gestorben ist, als betrübendes Beispiel. Ich wollte nur Ihnen und Ihrer Frau Mutter im Hinblick auf die neuen Anschläge, die von seiner Seite zweifellos bevorstehen, mit meinem Rate dienen. Ich für meine Person bin fest überzeugt, daß dieser Mensch mit Sicherheit wieder im Schuldgefängnis verschwinden wird. Marfa Petrowna hat niemals die Absicht gehabt, ihm etwas zu vermachen; sie nahm das Interesse ihrer Kinder wahr; und wenn sie ihm wirklich etwas hinterlassen haben sollte, so dürfte es nur das für den notwendigen Unterhalt Erforderliche sein, eine kleine Summe, die bei einem Menschen mit seinen Gewohnheiten auch nicht ein Jahr langt."

„Peter Petrowitsch, ich bitte Sie," sagte Awdotja, „wir wollen nicht mehr von Herrn Swidrigailow sprechen. Es ruft in mir zu schmerzliche Gefühle wach."

„Er ist soeben bei mir gewesen," sagte plötzlich Raskolnikow, der zum ersten Male sein Schweigen unterbrach.

Von allen Seiten erschollen Ausrufe der Verwunderung; alle wandten sich zu ihm. Sogar Peter Petrowitsch geriet in Erregung.

„Vor anderthalb Stunden, als ich schlief," fuhr Raskolnikow fort, „kam er zu mir herein, weckte mich auf und stellte sich mir vor. Er war recht ungezwungen und heiter und hofft zuversichtlich, daß wir beide einander näher treten werden. Unter anderm bittet er dringend um eine Zusammenkunft mit dir, Awdotja, und hat mich gebeten, das zu vermitteln. Er will dir einen Vorschlag machen und hat mir mitgeteilt, worin dieser besteht. Außerdem hat er mir auf das bestimmteste versichert, daß Marfa Petrowna noch eine Woche vor ihrem Tode dir, Awdotja, dreitausend Rubel testamentarisch hinterlassen hat und daß du dieses Geld in Bälde erhalten kannst."

„Gott sei Dank!" rief Pulcheria Alexandrowna und bekreuzte sich. „Bete für sie, Awdotja, bete für sie!"

„Ja, das verhält sich wirklich so," sagte Luschin unwillkürlich und unbedacht.

„Nun, und was weiter?" fragte Awdotja ungeduldig.

„Dann sagte er, er selbst sei nicht reich, und das ganze Vermögen falle seinen Kindern zu, die sich jetzt bei ihrer Tante befänden. Ferner erwähnte er, daß er irgendwo nicht weit von meiner Wohnung sich einquartiert habe; aber wo, das weiß ich nicht, ich habe ihn nicht danach gefragt . . ."

„Aber was will er denn eigentlich unsrer Awdotja für einen Vorschlag machen?" fragte Pulcheria Alexandrowna in großer Beunruhigung. „Hat er es dir gesagt?"

„Ja, er hat es mir gesagt."

„Nun, was ist es denn?"

„Ich will es nachher sagen.“

Raskolnikow schwieg und machte sich mit seinem Tee zu schaffen.

Peter Petrowitsch zog die Uhr heraus und sah nach der Zeit.

„Ich muß in einer geschäftlichen Angelegenheit notwendig fortgehen und werde Sie somit nicht stören,“ bemerkte er mit etwas gekränkter Miene und schickte sich an, von seinem Stuhle aufzustehen.

„Bleiben Sie doch, Peter Petrowitsch,“ sagte Awdotja. „Sie beabsichtigten ja eigentlich, den Abend bei uns zuzubringen. Und außerdem haben Sie ja auch selbst geschrieben, Sie wünschten über einen gewissen Gegenstand eine Aussprache mit Mama.“

„Ganz richtig, Awdotja Romanowna,“ erwiderte Peter Petrowitsch mit besonderem Nachdruck; er setzte sich wieder auf den Stuhl, behielt aber den Hut noch in der Hand. „Ich wünschte allerdings eine Aussprache sowohl mit Ihnen als auch mit Ihrer hochverehrten Frau Mutter, und sogar über sehr wichtige Gegenstände. Aber ebenso wie Ihr Bruder sich über gewisse Vorschläge des Herrn Swidrigailow in meiner Gegenwart nicht äußern mag, so kann und mag auch ich mich . . . in Gegenwart andrer . . . nicht über gewisse überaus wichtige Gegenstände aussprechen. Überdies ist auch meine angelegentliche, dringende Bitte nicht erfüllt worden . . .“

Luschin machte ein tiefbeleidigtes Gesicht und schwieg würdevoll.

„Ihre Bitte, daß mein Bruder bei unsrer Zusammenkunft nicht zugegen sein möchte, ist einzig und allein auf mein Verlangen hin nicht erfüllt worden,“ entgegnete Awdotja. „Sie schrieben, mein Bruder habe Sie beleidigt. Meiner Ansicht nach bedarf das einer unverzüglichen Aufklärung, und Sie müssen sich dann wieder miteinander versöhnen. Und wenn Rodion Sie wirklich beleidigt hat, so muß und wird er Sie um Verzeihung bitten.“

Peter Petrowitsch wurde sofort wieder energischer.

„Es gibt Beleidigungen, Awdotja Romanowna, die man beim besten Willen nicht vergessen kann. In allen Dingen gibt es eine Grenze, deren Überschreitung gefährlich ist; denn wenn sie einmal überschritten ist, so ist eine Rückkehr unmöglich."

„Das ist eigentlich nicht das, worüber ich mit Ihnen sprach, Peter Petrowitsch," unterbrach ihn Awdotja etwas ungeduldig. „Sind Sie sich wohl auch ganz klar darüber, daß unsre ganze Zukunft jetzt davon abhängt, ob dies alles sich möglichst schnell aufklären und beilegen läßt oder nicht? Ich sage Ihnen von vornherein unverhohlen, daß ich die Sache nicht anders aufzufassen vermag, und wenn Sie mich auch nur ein wenig schätzen, so muß diese ganze Geschichte, und wenn es auch noch so schwer ist, noch heute erledigt werden. Ich wiederhole Ihnen: wenn mein Bruder Sie beleidigt hat, so wird er Sie um Verzeihung bitten."

„Ich bin erstaunt, daß Sie die Frage so formulieren, Awdotja Romanowna," erwiderte Luschin, der immer mehr in eine gereizte Stimmung geriet. „Obwohl ich Sie schätze und, um mich so auszudrücken, anbete, ist es doch gleichzeitig sehr wohl möglich, daß ich irgendeinen Ihrer Angehörigen nicht leiden kann. Und wenngleich ich nach dem Glücke strebe, Ihr Gatte zu werden, so brauche ich darum doch nicht gleichzeitig Verpflichtungen auf mich zu nehmen, die mit meinem Ehrgefühl unvereinbar sind und . . ."

„Ach, lassen Sie doch all diese Empfindlichkeit beiseite, Peter Petrowitsch," unterbrach ihn Awdotja in warmem, herzlichem Tone, „und seien Sie der verständige, edeldenkende Mensch, für den ich Sie immer gehalten habe und auch weiter halten will. Ich habe Ihnen ein bedeutsames Versprechen gegeben; ich bin Ihre Braut. Schenken Sie mir doch in dieser Angelegenheit

Vertrauen, und seien Sie überzeugt, ich werde imstande sein, unparteiisch zu urteilen. Daß ich die Rolle des Schiedsrichters übernehmen will, ist für meinen Bruder eine ebenso große Überraschung wie für Sie. Als ich ihn heute nach Empfang Ihres Briefes aufforderte, unter allen Umständen auch zu unsrer Zusammenkunft zu kommen, habe ich ihm nichts von meinen Absichten mitgeteilt. Werden Sie sich darüber klar, daß, wenn Sie sich nicht miteinander versöhnen, ich zwischen Ihnen beiden wählen muß: entweder er oder Sie! So lautet die Frage, mit Bezug sowohl auf Sie als auf ihn. Ich will und darf mich bei der Wahl nicht irren. Um Ihretwillen muß ich dann mit meinem Bruder brechen, um meines Bruders willen mit Ihnen. Jetzt will und kann ich zuverlässig erfahren, ob er gegen mich ein wahrer, echter Bruder ist, und was Sie anlangt, ob ich Ihnen teuer bin, ob Sie mich schätzen, ob Sie ein Gatte für mich sind."

„Awdotja Romanowna," antwortete Luschin, indem er sich, wie tief verletzt, hin und her krümmte, „Ihre Worte sind für mich überaus bedeutsam, ja, ich muß sagen, kränkend in Anbetracht des Verhältnisses, in welchem ich mich zu Ihnen zu befinden die Ehre habe. Ich will gar nicht einmal davon reden, wie sonderbar und beleidigend es ist, daß Sie mich mit einem ... dünkelhaften jungen Menschen auf eine Stufe stellen; aber in Ihren Worten ziehen Sie einen Bruch des mir gegebenen Versprechens als möglich mit in Betracht. Sie sagen: ‚er oder Sie!' Sie drücken also damit aus, wie wenig ich Ihnen gelte ... Bei den Beziehungen und ... Verpflichtungen, die zwischen uns bestehen, kann ich mich damit nicht einverstanden erklären."

„Wie!" rief Awdotja erregt. „Ich stelle Ihre Interessen auf gleiche Stufe mit allem, was mir bisher im Leben teuer gewesen ist, was bisher meinen ganzen Lebensinhalt bildete, und

da fühlen Sie sich gekränkt, weil ich Ihnen zu wenig Wert beimäße!"

Raskolnikow schwieg und lächelte höhnisch; Rasumichin konnte vor Aufregung seine Glieder nicht ruhig halten; Peter Petrowitsch aber war mit dieser Erwiderung sehr wenig zufrieden; im Gegenteil wurde er, je länger das Gespräch dauerte, immer heftiger und gereizter; seine Streitlust schien im Wachsen zu sein.

„Die Liebe zu dem künftigen Lebensgefährten, zum Gatten, muß größer sein als die Liebe zum Bruder," sagte er in lehrhaftem Tone; „jedenfalls kann ich mich nicht auf dieselbe Stufe mit Ihrem Bruder stellen lassen ... Ich habe nun zwar vorhin erklärt, daß ich in Gegenwart Ihres Bruders nicht alles, weswegen ich hergekommen bin, darlegen kann und mag; aber nichtsdestoweniger beabsichtige ich mich jetzt an Ihre hochverehrte Frau Mutter zu wenden, um über einen sehr wichtigen Punkt, in welchem ich mich beleidigt fühle, die notwendige Aufklärung zu erhalten. Ihr Sohn," wandte er sich an Pulcheria Alexandrowna, „hat mich gestern in Gegenwart des Herrn Rassudkin oder ... so ists ja wohl richtig? Verzeihen Sie, ich habe Ihren Namen vergessen," sagte er mit höflicher Verbeugung zu Rasumichin, „dadurch beleidigt, daß er einen Gedanken von mir, den ich Ihnen einmal in einem Privatgespräche bei einer Tasse Kaffee mitteilte, arg verdrehte. Ich hatte mich nämlich dahin geäußert, daß die Heirat mit einem armen Mädchen, welches bereits die Sorgen des Lebens hat kosten müssen, meiner Ansicht nach hinsichtlich der Gestaltung des ehelichen Lebens den Vorzug verdiene vor der Heirat mit einem Mädchen, das nur Wohlleben kennt; denn jene Situation sei in ethischer Hinsicht nützlicher. Ihr Sohn hat den Sinn dieser Worte geflissentlich ins Absurde übertrieben und mich böswilliger Absichten beschuldigt, wobei er sich meiner Ansicht nach auf eine briefliche Mitteilung von Ihnen

selbst stützte. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn Sie, Pulcheria Alexandrowna, imstande sein sollten, mich vom Gegenteil zu überzeugen und mich dadurch wesentlich zu beruhigen. Teilen Sie mir, bitte, mit, mit welchen Ausdrücken Sie in Ihrem Briefe an Rodion Romanowitsch meine Worte wiedergegeben haben."

„Darauf kann ich mich nicht besinnen," erwiderte Pulcheria Alexandrowna verlegen, „ich habe Ihre Worte so wiedergegeben, wie ich sie selbst aufgefaßt hatte. Wie sie Rodion Ihnen gegenüber wiedergegeben hat, weiß ich nicht . . . Es mag sein, daß er dabei ein wenig übertrieben hat."

„Ohne Veranlassung von Ihrer Seite hätte er nicht übertreiben können."

„Peter Petrowitsch," erwiderte Pulcheria Alexandrowna ernst und würdig, „daß wir beide, ich und Awdotja, Ihre Worte nicht gerade in schlimmem Sinne aufgefaßt haben, das beweist schon der Umstand, daß wir hier sind."

„Sehr gut, Mama!" bemerkte Awdotja beifällig.

„Also liegt auch dabei die Schuld wieder auf meiner Seite!" entgegnete Luschin gekränkt.

„Sehen Sie, Peter Petrowitsch," fügte Pulcheria Alexandrowna, mutiger werdend, hinzu, „Sie beschuldigen immer Rodion, und doch haben Sie auch selbst eben erst in Ihrem Briefe eine Unwahrheit über ihn geschrieben."

„Ich erinnere mich nicht, irgendwelche Unwahrheit geschrieben zu haben."

„Sie haben geschrieben," sagte Raskolnikow in scharfem Tone, ohne sich zu Luschin hinzuwenden, „ich hätte gestern das Geld nicht der Witwe des Überfahrenen gegeben, wie das tatsächlich der Fall war, sondern seiner Tochter (die ich vor dem gestrigen Tage überhaupt noch nie gesehen hatte). Sie haben das ge-

schrieben in der Absicht, mich mit meinen Angehörigen zu entzweien, und haben auch zu diesem Zwecke eine schmähliche Bemerkung über den Lebenswandel des jungen Mädchens hinzugefügt, das Sie gar nicht kennen. All das ist nichts als Klatschsucht und Gemeinheit."

„Entschuldigen Sie, mein Herr," erwiderte Luschin vor Wut zitternd, „in meinem Briefe habe ich mich über Ihre Eigenschaften und Ihre Handlungsweise lediglich in der Absicht ausgelassen, um eben dadurch eine Bitte Ihrer Schwester und Ihrer Frau Mutter zu erfüllen; denn diese hatten mich gebeten, ihnen zu schildern, wie ich Sie vorgefunden und welchen Eindruck Sie auf mich gemacht hätten. Was meine Angaben in meinem Briefe anlangt, so möchte ich Sie ersuchen, mir auch nur eine einzige unwahre Zeile darin aufzuweisen, also zu zeigen, daß Sie das Geld nicht ausgegeben haben und daß zu dieser allerdings unglücklichen Familie keine unwürdigen Mitglieder gehören."

„Meiner Ansicht nach sind Sie mit allen Ihren Vorzügen nicht so viel wert wie der kleine Finger dieses unglücklichen Mädchens, auf das Sie einen Stein werfen."

„Also würden Sie auch kein Bedenken tragen, sie in die Gesellschaft Ihrer Mutter und Ihrer Schwester einzuführen?"

„Das habe ich bereits getan, wenn Sie das interessiert. Ich habe sie heute aufgefordert, neben meiner Mutter und neben Awdotja Platz zu nehmen."

„Rodion!" rief Pulcheria Alexandrowna aus.

Awdotja wurde rot; Rasumichin zog die Augenbrauen zusammen. Luschin lächelte höhnisch und hochmütig.

„Nun sehen Sie wohl selbst, Awdotja Romanowna," sagte er, „ob da eine Einigung möglich ist. Ich hoffe jetzt, daß diese Sache ein für allemal klargestellt und erledigt ist. Ich möchte mich nun entfernen, um bei dem weiteren vergnüglichen Zusammensein

der Verwandten und bei der Mitteilung von Geheimnissen nicht zu stören." Er stand von seinem Stuhle auf und griff nach dem Hute. „Aber beim Abschiede bin ich so frei, zu bemerken, daß ich in Zukunft mit solchen Begegnungen und, sozusagen, Vermittlungsversuchen verschont zu bleiben hoffe. Sie, hochverehrte Pulcheria Alexandrowna, möchte ich ganz besonders darum bitten, um so mehr, als auch mein Brief lediglich an Sie, und an niemand sonst, adressiert war."

Pulcheria Alexandrowna fühlte sich etwas gekränkt.

„Aber Peter Petrowitsch, Sie wollen uns ja völlig unter Ihre Botmäßigkeit nehmen! Awdotja hat Ihnen doch den Grund gesagt, weshalb wir Ihren Wunsch nicht erfüllt haben: sie hatte dabei die besten Absichten. Und Sie schreiben auch an mich so, daß es wie ein Befehl klingt. Sollen wir denn jeden Ihrer Wünsche als einen Befehl auffassen? Im Gegenteil möchte ich Ihnen bemerken, daß Sie jetzt uns gegenüber besonders zartfühlend und freundlich sein sollten, weil wir alles im Stiche gelassen haben und im Vertrauen auf Sie hierhergereist sind und uns somit ohnehin schon beinahe in Ihrer Gewalt befinden."

„Das ist nicht ganz richtig, Pulcheria Alexandrowna, und namentlich nicht im jetzigen Augenblicke, wo Sie erfahren haben, daß Marfa Petrowna Ihnen dreitausend Rubel vermacht hat. Und das scheint Ihnen ja recht gelegen gekommen zu sein, wie ich aus dem neuen Tone, in dem Sie jetzt zu mir reden, schließen muß," fügte er höhnisch hinzu.

„Nach dieser Bemerkung könnte man wirklich glauben, daß Sie bei Ihren Plänen auf unsere Hilflosigkeit gebaut haben," entgegnete Awdotja gereizt.

„Jetzt wenigstens kann ich darauf nicht mehr bauen, und namentlich möchte ich nicht bei der Mitteilung der geheimen Vorschläge dieses Herrn Swidrigailow stören, mit deren Über-

mittlung er Ihren Bruder beauftragt hat und die, wie ich sehe, Ihnen hochwichtig und vielleicht auch sehr angenehm sind."

„Ach, mein Gott!" rief Pulcheria Alexandrowna.

Rasumichin vermochte kaum noch auf seinem Stuhle sitzen zu bleiben.

„Schämst du dich jetzt nicht, Schwester?" fragte Raskolnikow.

„Ja, ich schäme mich, Rodion!" antwortete Awdotja. „Peter Petrowitsch, gehen Sie hinaus!" wandte sie sich an diesen; sie war ganz blaß vor Zorn.

Peter Petrowitsch schien ein solches Resultat des Gespräches ganz und gar nicht erwartet zu haben. Er hatte sich allzu sehr auf seine Persönlichkeit, auf seine Obmacht und auf die Hilflosigkeit seiner Opfer verlassen. Er konnte es auch jetzt nicht fassen. Er erbleichte, und seine Lippen zitterten.

„Awdotja Romanowna, wenn ich jetzt, von einem solchen Scheidegruße geleitet, zu dieser Tür hinausgehe, dann — bedenken Sie das wohl! — kehre ich nie wieder zurück. Überlegen Sie sich das recht ordentlich! Ich halte Wort."

„Welche Unverschämtheit!" rief Awdotja und erhob sich schnell von ihrem Platze. „Ich wünsche auch gar nicht, daß Sie wiederkommen!"

„Aha! Also so steht es!" rief Luschin, der bis zum letzten Augenblicke einen solchen Ausgang gar nicht für möglich gehalten hatte und daher jetzt ganz seine Haltung verlor. „Also so steht es! Aber wissen Sie auch wohl, Awdotja Romanowna, daß ich dagegen Protest einlegen könnte?"

„Was haben Sie für ein Recht, in dieser Art zu ihr zu sprechen?" griff nun auch Pulcheria Alexandrowna erregt in das Gespräch ein. „Wieso können Sie Protest einlegen? Was für Rechte haben Sie denn uns gegenüber? Und einem Menschen wie Sie sollte ich meine Awdotja geben? Gehen Sie nur fort, und lassen Sie

uns künftig ganz in Ruhe! Wir tragen selbst die Schuld, weil wir uns auf eine so unnoble Sache eingelassen haben, und ich am allermeisten . . ."

„Aber Sie haben mich", sprudelte Luschin in seiner Wut heraus, „durch Ihr gegebenes Wort gebunden, von dem Sie sich jetzt lossagen wollen, Pulcheria Alexandrowna, . . . und . . . und schließlich, schließlich bin ich dadurch sozusagen zu Ausgaben verleitet worden . . ."

Diese letzte dreiste und taktlose Behauptung entsprach so sehr dem gesamten Charakter Luschins, daß Raskolnikow, der vor Zorn und vor dem Bemühen sich zu beherrschen ganz bleich war, sich nicht mehr halten konnte und laut auflachte. Aber Pulcheria Alexandrowna geriet außer sich.

„Zu Ausgaben? Zu was für Ausgaben denn? Sie meinen doch wohl nicht etwa gar unsern Koffer? Den hat ja doch ein Schaffner Ihnen zu Gefallen umsonst herbefördert. Mein Gott, und wir sollen Sie gebunden haben! Besinnen Sie sich doch nur, Peter Petrowitsch! Sie sind es ja gewesen, der uns an Händen und Füßen gebunden hatte, nicht wir Sie!"

„Hör auf, Mama, bitte, hör auf!" bat Awdotja. „Peter Petrowitsch, seien Sie so gut und gehen Sie weg!"

„Ich gehe; nur noch ein letztes Wort!" sagte er; alle Selbstbeherrschung war ihm abhanden gekommen. „Ihre Frau Mutter hat, wie es scheint, ganz vergessen, daß ich sozusagen trotz der in der ganzen Stadt über Ihren Ruf in Umlauf befindlichen Gerüchte gewillt war, Sie zu heiraten. Wenn ich so Ihretwegen auf die öffentliche Meinung keine Rücksicht nahm und Ihren Ruf wiederherstellte, so hätte ich doch natürlich auf eine Gegenleistung hoffen und sogar von Ihrer Seite Dankbarkeit verlangen können. . . . Und erst jetzt sind mir die Augen aufgegangen. Ich sehe nun selbst ein, daß ich vielleicht sehr übereilt gehandelt habe, in-

dem ich auf die Stimme der gesamten Gesellschaft keine Rücksicht nahm . . ."

„Na, das soll dir schlecht bekommen!" rief Rasumichin, sprang vom Stuhle auf und schickte sich an, tätlich zu werden.

„Sie sind ein schlechter, gemeiner Mensch!" sagte Awdotja.

„Schweig still und rühr ihn nicht an!" rief Raskolnikow und hielt Rasumichin zurück; dann trat er ganz nahe an Luschin heran, fast Gesicht an Gesicht, und sagte leise, langsam und deutlich: „Gehen Sie hinaus! Und kein Wort weiter, sonst . . ."

Peter Petrowitsch blickte ihn einige Sekunden lang mit blassem, wutverzerrtem Gesichte an; darauf wandte er sich um und ging hinaus. Selten hat wohl jemand einen so grimmigen Haß gegen einen andern in seinem Herzen davongetragen, wie dieser Mensch gegen Raskolnikow. Ihm und nur ihm allein maß er die Schuld an allem Geschehenen bei. Merkwürdigerweise bildete er sich, als er schon die Treppe hinunterstieg, immer noch ein, daß die Sache vielleicht doch noch nicht ganz verloren sei und, soweit dabei die Damen allein in Betracht kämen, sich sogar recht wohl noch in Ordnung bringen lasse.

III

Die Hauptsache war, daß er bis zum letzten Augenblicke einen solchen Ausgang in keiner Weise erwartet hatte. Noch bis ganz zuletzt hatte er die Oberhand zu haben geglaubt und gar nicht an die Möglichkeit gedacht, daß sich zwei arme, schutzlose Frauen seiner Gewalt entziehen könnten. Zu dieser Überzeugung trugen seine Eitelkeit und jener hohe Grad von Selbstbewußtsein viel bei, den man am treffendsten als ein „Verliebtsein in sich selbst" bezeichnen kann. Peter Petrowitsch, der sich aus sehr niedriger Lebenslage hinaufgearbeitet hatte, hatte sich eine übermäßige Bewunderung seiner eigenen Person angewöhnt; er hegte eine

sehr hohe Meinung von seinem Verstande und seinen Fähigkeiten und liebäugelte sogar manchmal, wenn er allein war, im Spiegel mit seinem Gesichte. Mehr aber als alles andre in der Welt liebte und schätzte er sein Geld, das er sich durch Arbeit und mancherlei andre Mittel erworben hatte; denn dieses Geld stellte ihn, wie er meinte, mit allen, die ihn geistig überragten, doch wieder auf gleiche Stufe.

Als er jetzt Awdotja mit Bitterkeit daran erinnert hatte, daß er trotz des üblen Geredes über sie gewillt gewesen sei, sie zu heiraten, hatte Peter Petrowitsch vollkommen seiner Überzeugung gemäß gesprochen; er empfand sogar eine tiefe Entrüstung über einen solchen schwarzen Undank, wie er es bei sich nannte. Und doch war er schon damals, als er um Awdotja anhielt, von der Sinnlosigkeit aller dieser Klatschereien völlig überzeugt gewesen; sie waren ja auch von Marfa Petrowna selbst in aller Öffentlichkeit als unwahr erwiesen worden und wurden längst von niemand in der Stadt mehr aufrechterhalten, wo man vielmehr nun eifrig für Awdotja Partei nahm. Auch hätte er selbst jetzt nicht in Abrede gestellt, daß er das alles schon damals gewußt hatte. Aber trotzdem rechnete er sich seinen Entschluß, Awdotja zu sich heraufzuheben, hoch an und hielt ihn für eine große, edle Tat. Indem er dies soeben Awdotja gegenüber ausgesprochen hatte, hatte er einen geheimen, gern gehegten Gedanken verlautbart, an dem er selbst schon mehr als einmal seine Freude gehabt hatte, und er fand es unbegreiflich, daß andre seiner edlen Tat ihre Bewunderung versagten. Als er damals Raskolnikow seinen Besuch machte, war er mit dem Gefühle eines Wohltäters eingetreten, der sich anschickt, die Früchte seines Edelmutes zu ernten und süß mundende Lobeserhebungen zu hören. Auch als er jetzt die Treppe hinunterstieg, hielt er sich natürlich für tief beleidigt und verkannt.

Awdotja war ihm geradezu unentbehrlich; daß er auf sie verzichten sollte, war ihm ganz undenkbar. Schon lange, schon seit mehreren Jahren hatte er mit wonnigem Behagen von seiner künftigen Heirat geträumt, hatte aber immer noch mehr Geld dazugespart und gewartet. Mit Entzücken hatte er sich im geheimsten Winkel seines Innern das Bild eines Mädchens ausgemalt: wohlgesittet sollte sie sein und arm (arm unter allen Umständen), noch sehr jung, sehr hübsch, von guter Herkunft, gebildet, sehr schüchtern; sie müßte bereits sehr viel Not und Elend durchgemacht haben, sich völlig an ihn anschmiegen, ihn ihr ganzes Leben lang als ihren Retter betrachten, voll Ehrfurcht zu ihm aufschauen, sich ihm unterordnen und ihn, einzig und allein ihn, bewundern. Wieviel hübsche Szenen, wieviel wonnige Idylle hatte ihm nicht über dieses interessante, lockende Thema seine Phantasie vor die Augen geführt, wenn er sich in der Stille von seinen Geschäften erholte! Und siehe da, der Traum so vieler Jahre hatte sich beinahe schon verwirklicht: Awdotjas Schönheit und Bildung hatten ihn in staunende Bewunderung versetzt, ihre hilflose Lage ihn gewaltig gereizt. Hier hatte er noch erheblich mehr gefunden als das, wovon er bisher geschwärmt hatte: er hatte ein stolzes, charakterfestes, tugendhaftes Mädchen gefunden, das ihn an Bildung und geistiger Entwickelung überragte (das fühlte er), und solch ein Wesen sollte ihm nun das ganze Leben lang für seine edle Tat in Sklavenart dankbar sein und sich in tiefster Ehrfurcht vor ihm beugen, und er würde ihr unumschränkter, allgewaltiger Herr und Gebieter sein! . . . Und nun war damit auch noch sehr glücklich zusammengetroffen, daß er kurz vorher nach langem Überlegen und Zögern sich endlich definitiv entschlossen hatte, seine Laufbahn zu ändern und in einen weiteren Wirkungskreis einzutreten; dadurch hoffte er dann auch allmählich in eine höhere Gesellschaftsschicht einzudringen,

was schon längst der Gegenstand seiner sehnsüchtigen Gedanken gewesen war . . . Kurz, er hatte sich entschlossen, es mit dem Leben in Petersburg zu versuchen. Er wußte, daß sich durch Frauen sehr viel erreichen läßt. Der von einer reizenden, tugendhaften, gebildeten Frau ausgehende Zauber konnte ihm seine Karriere erstaunlich erleichtern, einflußreiche Leute an ihn heranziehen, ihm einen Glorienschein verleihen. Und nun waren all diese Hoffnungen vernichtet! Diese plötzliche, ungeheuerliche Aufhebung der Verlobung wirkte auf ihn wie ein Blitzstrahl. Aber das war doch nur ein schändlicher Scherz, ein Unsinn! Er hatte ihnen ja nur ein bißchen imponieren wollen, war nicht einmal dazu gekommen, sich ordentlich auszusprechen; er hatte einfach nur ein wenig gespaßt, sich etwas gehen lassen, und nun hatte die Sache ein so ernstes Ende genommen! Und schließlich, er liebte ja Awdotja sogar schon auf seine Weise, er herrschte über sie bereits in seinen Zukunftsträumen, — und nun plötzlich! . . . Nein! Morgen, gleich morgen mußte alles wieder in Ordnung gebracht, ausgeglichen, repariert werden; vor allen Dingen aber mußte dieser arrogante Milchbart, der an allem schuld war, aus dem Wege geräumt werden. Mit einer unbehaglichen Empfindung erinnerte er sich unwillkürlich auch an Rasumichin, . . . indessen in dieser Hinsicht beruhigte er sich bald wieder: das wäre ja noch besser, wenn auch der mit ihm auf gleiche Stufe gestellt würde! Vor wem er sich aber wirklich im Ernste fürchtete, das war Swidrigailow . . . Kurz, es stand ihm mancherlei unangenehme Tätigkeit bevor . . .

— —

„Nein, ich bin am meisten schuld!“ sagte Awdotja und umarmte und küßte ihre Mutter. „Ich habe mich von seinem Gelde verlocken lassen; aber ich schwöre dir, Bruder, ich habe keine Ahnung davon gehabt, daß er ein so unwürdiger Mensch ist. Hätte ich

ihn früher durchschaut gehabt, so hätte ich mich durch nichts verlocken lassen! Urteile nicht zu streng über mich, Bruder!"

„Gott hat uns gerettet! Gott hat uns gerettet!" murmelte Pulcheria Alexandrowna; aber sie war noch ganz benommen und schien sich über alles Vorgefallene noch nicht recht klar geworden zu sein.

Alle freuten sich, und fünf Minuten darauf lachten sie sogar. Nur wurde Awdotja mitunter blaß und zog die Brauen zusammen, wenn sie sich des Geschehenen erinnerte. Pulcheria Alexandrowna hätte vorher nie gedacht, daß auch sie selbst sich darüber freuen würde: noch am Vormittag war ihr ein Bruch mit Luschin als ein furchtbares Unglück erschienen. Rasumichin aber war geradezu entzückt. Er wagte noch nicht, seine Glückseligkeit in vollem Umfange zu zeigen; aber er zitterte am ganzen Leibe wie im Fieber, als wäre ihm ein zentnerschwerer Stein vom Herzen gefallen. Jetzt hatte er, seiner Anschauung nach, das Recht, ihnen sein ganzes Leben zu weihen, ihnen zu dienen. . . . Und was konnte sich jetzt nicht sonst noch alles begeben! Jedoch verscheuchte er ängstlich alle weitergehenden Gedanken und fürchtete sich vor seiner eigenen Phantasie. Nur Raskolnikow saß immer noch auf demselben Platze, mit beinahe düsterem und sogar zerstreutem Gesichtsausdrucke. Er, der am allermeisten auf Luschins Entfernung bestanden hatte, schien sich jetzt weniger als alle andern für das Vorgefallene zu interessieren. Awdotja kam unwillkürlich auf den Gedanken, daß er ihr vielleicht immer noch sehr böse sei, und Pulcheria Alexandrowna betrachtete ihn mit heimlicher Angst.

„Was hat dir denn Swidrigailow gesagt?" fragte Awdotja, zu ihm tretend.

„Ach ja, ja!" rief Pulcheria Alexandrowna.

Raskolnikow hob den Kopf in die Höhe.

„Er will dir durchaus zehntausend Rubel schenken und spricht dabei den Wunsch aus, mit dir einmal in meiner Gegenwart zusammenzukommen."

„Mit ihr zusammenzukommen! Um keinen Preis!" rief Pulcheria Alexandrowna. „Und wie kann er es wagen, ihr Geld anzubieten!"

Darauf berichtete Raskolnikow in recht trockener Art über sein Gespräch mit Swidrigailow, erwähnte aber nichts davon, daß Marfa Petrowna diesem als Geist erschienen sei, um nicht in ein unnötiges Gesprächsthema hineinzugeraten; denn er empfand einen Widerwillen dagegen, irgendein Gespräch zu führen, das nicht durchaus notwendig war.

„Was hast du ihm geantwortet?" fragte Awdotja.

„Zuerst habe ich gesagt, ich würde dir nichts davon mitteilen. Darauf erklärte er, dann würde er selbst mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln eine Begegnung mit dir herbeizuführen suchen. Er versicherte, daß seine Leidenschaft für dich eine Verrücktheit gewesen sei und daß er jetzt nichts mehr für dich empfinde . . . Er will nicht, daß du Luschin heiratest . . . Er sprach überhaupt verworren und unklar."

„Wie erklärst du dir selbst sein Verhalten, Rodion? Was hat er dir für einen Eindruck gemacht?"

„Ich muß gestehen, ich sehe da noch nicht klar. Er bietet dir zehntausend Rubel an und sagt selbst, daß er nicht reich sei. Er erklärt, er wolle eine größere Reise antreten, und nach zehn Minuten hat er bereits vergessen, daß er davon gesprochen hat. Dann wieder sagt er auf einmal, er wolle sich verheiraten und habe bereits ein junges Mädchen in Aussicht. Jedenfalls verfolgt er eine bestimmte Absicht, und aller Wahrscheinlichkeit nach eine schlechte. Aber andrerseits ist schwer anzunehmen, daß er die Sache so dumm angreifen würde, wenn er gegen dich Schlech-

tes im Schilde führte . . . Ich habe natürlich dieses Geld in deinem Namen ein für allemal abgelehnt. Überhaupt machte er mir einen sehr sonderbaren Eindruck, und . . . ich glaubte sogar . . . Anzeichen von Verrücktheit bei ihm wahrzunehmen. Möglich aber auch, daß ich mich geirrt habe; vielleicht liegt hier einfach ein absonderlicher Überlistungsversuch vor. Der Tod seiner Frau hat, wie es scheint, auf ihn Eindruck gemacht . . ."

„Gott schenke ihrer Seele die ewige Ruhe!" rief Pulcheria Alexandrowna. „Mein lebelang will ich für sie zu Gott beten! Was würde jetzt aus uns werden, Awdotja, ohne diese dreitausend Rubel! O Gott, die sind ja wie vom Himmel gefallen! Ach, Rodion, wir hatten ja heute früh nur noch drei Rubel im Vermögen, und ich und Awdotja überlegten nur noch, wie wir irgendwo die Uhr möglichst schnell versetzen könnten, um nur nicht diesen Menschen bitten zu müssen, ehe es ihm nicht selbst in den Sinn käme, uns etwas anzubieten."

Dem jungen Mädchen war Swidrigailows Anerbieten gar zu überraschend gekommen; sie stand noch immer in Gedanken versunken.

„Er hat irgend etwas Schreckliches vor!" sprach sie fast flüsternd vor sich hin und schauderte zusammen.

Raskolnikow bemerkte diese gewaltige Furcht.

„Ich glaube, ich werde ihn noch manchmal zu sehen bekommen," sagte er zu Awdotja.

„Wir wollen ihn beobachten! Ich werde schon hinter ihm her sein!" rief Rasumichin energisch. „Nicht aus den Augen lasse ich den Menschen! Rodion hat es mir erlaubt. Er hat selbst zu mir gesagt: ‚Beschütze meine Schwester!' Und wollen auch Sie es mir erlauben, Awdotja Romanowna?"

Awdotja lächelte und reichte ihm die Hand; aber ihr Gesicht verlor nicht den sorgenvollen Ausdruck. Pulcheria Alexandrowna

blickte sie schüchtern an, fühlte sich indes durch die dreitausend Rubel offenbar nicht wenig beruhigt.

Eine Viertelstunde darauf befanden sie sich alle im lebhaftesten Gespräche. Sogar Raskolnikow, obgleich er selbst nicht sprach, hörte eine Zeitlang aufmerksam zu. Rasumichin redete unermüdlich.

„Und warum, warum sollten Sie von hier wieder wegziehen?“ rief er entzückt und begeistert aus. „Was können Sie denn in dem kleinen Neste dort anfangen? Und die Hauptsache ist doch: hier sind Sie alle beieinander; und Sie haben einander nötig, sehr nötig, verstehen Sie mich! Na, versuchen Sie es hier wenigstens eine Zeitlang . . . Und mich nehmen Sie als Freund, als Kompagnon an, und ich versichere Sie, das Unternehmen, das wir gründen wollen, wird famos prosperieren. Hören Sie nur zu, ich will Ihnen alles im einzelnen auseinandersetzen, das ganze Projekt! Schon heute früh, als noch nichts passiert war, fuhr mir der Gedanke durch den Kopf . . . Also die Sache ist die: ich habe einen Onkel (ich werde Sie mit ihm bekannt machen; ein sehr vernünftiger, achtungswerter alter Herr), und dieser Onkel besitzt ein Kapital von tausend Rubeln; aber er selbst lebt von seiner Pension und braucht weiter nichts. Schon seit mehr als einem Jahre setzt er mir mit Bitten zu, ich möchte diese tausend Rubel von ihm annehmen und sie ihm mit sechs Prozent verzinsen. Ich durchschaue ja seine Schliche: er will mich einfach unterstützen. Im vorigen Jahre brauchte ich nicht notwendig Geld; aber in diesem Jahre habe ich nur auf seine Ankunft gewartet und bin entschlossen, das Geld anzunehmen. Dann geben Sie von Ihren dreitausend noch tausend dazu; das reicht für den ersten Anfang; wir assoziieren uns. Aber nun: von welcher Art wird das Unternehmen sein?“

Nun begann Rasumichin sein Projekt darzulegen und redete

ein langes und breites darüber, daß fast alle unsre Buchhändler und Verleger kein rechtes Verständnis für Bücher hätten und daher auch gewöhnlich beim Verlegen schlechte Geschäfte machten, daß aber wirklich gute Verlagsartikel sich immer rentierten und Gewinn abwürfen, manchmal sogar recht bedeutenden. Die Verlagstätigkeit, das war das Ideal Rasumichins, der schon zwei Jahre lang für andre gearbeitet hatte und drei europäische Sprachen ganz gut kannte, obgleich er vor sechs Tagen zu Raskolnikow gesagt hatte, er sei im Deutschen schwach. Aber das hatte er damals eben nur gesagt, um ihn dazu zu bewegen, die Hälfte der Übersetzungsarbeit und die drei Rubel Vorschuß anzunehmen; er hatte damals gelogen, und Raskolnikow hatte gewußt, daß er log.

„Warum sollen wir uns denn unsern Vorteil entgehen lassen, wenn uns plötzlich das wichtigste Hilfsmittel zugefallen ist: eigenes Anlagekapital?" sagte Rasumichin in hellem Eifer. „Natürlich wird es genug Arbeit kosten; aber arbeiten wollen wir schon, Sie, Awdotja Romanowna, und ich, und Rodion . . . Manche Bücher werfen jetzt einen vorzüglichen Profit ab! Und die beste Garantie für das Gedeihen unseres Unternehmens liegt darin, daß wir immer wissen werden, was gerade übersetzt werden muß. Wir wollen übersetzen und verlegen und studieren, alles zugleich. Ich kann mich dabei nützlich machen, weil ich bereits Erfahrung besitze. Es sind jetzt fast schon zwei Jahre, daß ich mit Verlegern zu schaffen habe, und ich kenne alle ihre Kniffe und Pfiffe; eine Hexerei ist es nicht, das können Sie mir glauben! Warum sollen wir denn nicht zuschnappen, wenn sich uns ein fetter Bissen darbietet! Ich kenne selbst zwei, drei außerordentlich geeignete Bücher; das ist ein Geheimnis, das ich sorgsam bewahre. Die bloße Idee, sie zu übersetzen und zu verlegen, ist hundert Rubel pro Buch wert, und bei dem einen von ihnen verkaufe ich die

Idee nicht für fünfhundert Rubel. Und was meinen Sie wohl: wenn ich meine Idee einem Verleger mitteilte, würde er am Ende noch seine Bedenken haben, so ein Esel! Und was die eigentlichen Geschäftssachen anlangt, also Druck, Papier, Verkauf, so übertragen Sie das nur mir! Ich kenne alle Schliche. Wir wollen klein anfangen und uns schon in die Höhe bringen; wenigstens werden wir unsern Unterhalt davon haben und jedenfalls das hineingesteckte Geld wieder herausbekommen."

Awdotjas Augen glänzten.

„Was Sie uns da vortragen, gefällt mir sehr, Dmitri Prokofjitsch," sagte sie.

„Ich verstehe natürlich nichts davon," bemerkte Pulcheria Alexandrowna. „Es kann ja sein, daß es ganz gut ist; aber Gott mags wissen. Es ist alles so neuartig und fremd. Natürlich müssen wir hierbleiben, mindestens für die nächste Zeit . ."

Sie blickte Rodion an.

„Wie denkst du darüber, Bruder?" fragte Awdotja.

„Ich denke, daß es eine sehr gute Idee von ihm ist," antwortete er. „An eine wirkliche Verlagsfirma darf man selbstverständlich vorläufig nicht denken; aber so etwa fünf bis sechs Bücher wird man in der Tat mit unzweifelhaftem Erfolge verlegen können. Ich kenne auch selbst ein Werk, das mit Sicherheit gut gehen wird. Und was seine Fähigkeit, die Sache durchzuführen, anlangt, so kann daran kein Zweifel sein; er versteht die Sache . . . Aber ihr werdet ja noch Zeit haben, alles miteinander zu besprechen..."

„Hurra!" rief Rasumichin. „Nun passen Sie einmal auf: hier in diesem selben Hause ist eine Wohnung zu haben, bei denselben Wirtsleuten. Sie liegt ganz für sich, abgesondert, und steht mit diesem Hotel garni nicht in Verbindung; sie ist möbliert, der Preis ist mäßig, es sind drei Stübchen. Also die sollten Sie fürs erste mieten. Die Uhr werde ich morgen für Sie versetzen und

Ihnen das Geld bringen, und dann wird alles in Ordnung kommen. Und die Hauptsache ist, daß Sie alle drei zusammen wohnen können; denn auch Rodion kann bei Ihnen wohnen. Wo willst du denn hin, Rodion?"

„Wie, Rodion, du willst schon fortgehen?" fragte Pulcheria Alexandrowna ganz erschrocken.

„In einem solchen Augenblick?" rief Rasumichin.

Awdotja blickte ihren Bruder mit mißtrauischer Verwunderung an. Er hielt die Mütze in der Hand und schickte sich an wegzugehen.

„Na aber, ihr tut ja gerade, als ob ihr mich begraben wolltet oder für immer von mir Abschied nähmet!" sagte er in seltsamem Tone. Es sah aus, als ob er lächelte; aber ein wirkliches Lächeln war es nicht. „Allerdings, wer weiß, vielleicht ist es auch das letzte Mal, daß wir uns sehen," fügte er unvermutet noch hinzu.

Er hatte das eigentlich nur denken wollen; aber wie von selbst waren es vernehmliche Worte geworden.

„Aber was ist denn mit dir?" rief die Mutter.

„Wohin gehst du, Rodion?" fragte Awdotja in auffallend ernstem Tone.

„Ich habe nichts Besonderes vor, einen notwendigen Weg," antwortete er unklar und unbestimmt, als sei er unsicher, was er sagen solle; aber sein blasses Gesicht trug den Ausdruck fester Entschlossenheit.

„Ich nahm mir vor, . . . als ich hierherging, . . . ich nahm mir vor, Ihnen, Mama, . . . und dir, Awdotja, zu sagen, daß es wohl das beste ist, wenn wir uns eine Zeitlang trennen. Ich fühle mich nicht wohl, ich habe eine solche Unruhe, . . . ich komme später wieder zu euch, ich komme ganz von selbst wieder, sobald . . . es möglich ist. Ich werde an euch denken und euch lieb behalten . . . Aber laßt mich jetzt, laßt mich allein! Ich habe diesen

Entschluß gefaßt, . . . schon früher . . . Ich habe mich fest dazu entschlossen . . . Was auch mit mir geschehen möge, ob ich nun zugrunde gehe oder nicht, jedenfalls will ich allein sein. Vergeßt mich völlig; das ist das Beste ... Erkundigt euch nicht nach mir. Sobald es nötig ist, komme ich selbst wieder, oder . . . ich rufe euch zu mir. Vielleicht wird noch alles gut! . . . Aber jetzt, wenn ihr mich liebt, trennt euch von mir . . . Sonst fange ich an, euch zu hassen; das fühle ich . . . Lebt wohl!"

„O Gott, o Gott!" rief Pulcheria Alexandrowna.

Mutter und Schwester waren beide aufs tiefste erschrocken; nicht minder Rasumichin.

„Rodion, Rodion! Sei doch wieder gut zu uns; laß uns doch miteinander so weiterleben, wie wir es immer getan haben!" rief die arme Mutter.

Langsam wandte er sich zur Tür und ging langsam zu ihr hin, um das Zimmer zu verlassen. Awdotja eilte ihm nach.

„Bruder! Was tust du unsrer Mutter an!" flüsterte sie; in ihren Augen funkelte die Entrüstung.

Er schaute sie trübe an.

„Ihr braucht euch nicht zu beunruhigen; ich komme wieder; ich werde manchmal herankommen!" murmelte er halblaut, als wäre er sich selbst nicht recht bewußt, was er eigentlich sagen wollte, und ging aus dem Zimmer.

„Ein böser, gefühlloser Egoist!" rief Awdotja.

„Verrückt ist er, nicht gefühllos! Er ist geisteskrank! Sehen Sie denn das nicht? Sonst wären Sie ja selbst gefühllos!..." flüsterte Rasumichin ihr in größter Erregung ins Ohr und drückte ihr kräftig die Hand.

„Ich komme gleich wieder!" rief er Pulcheria Alexandrowna zu, die vor Schreck wie gelähmt war, und stürzte aus dem Zimmer.

Raskolnikow wartete am Ende des Korridors auf ihn.

„Ich hatte es mir gedacht, daß du noch zu mir herauskommen würdest," sagte er. „Geh wieder zu ihnen zurück und bleib bei ihnen ... Bleib auch morgen bei ihnen ... und immer. Ich ... komme vielleicht wieder, ... wenn ich kann. Lebe wohl!"

Und ohne ihm die Hand zu reichen, ging er davon.

„Aber wo willst du denn hin? Was hast du nur? Was ist mit dir los? Wie ist so was nur möglich!" murmelte Rasumichin ganz fassungslos.

Raskolnikow blieb noch einmal stehen.

„Ein für allemal: frage mich nie und nach nichts. Ich kann dir keine Antwort geben ... Komm nicht zu mir. Vielleicht komme ich wieder hierher ... Verlaß mich, ... aber die beiden da verlaß nicht! Verstehst du mich?"

Im Korridor war es dunkel; aber sie standen bei einer Lampe. Eine Minute lang blickten sie einander schweigend an. Sein ganzes Leben lang erinnerte sich Rasumichin dieser Minute. Raskolnikows brennender, starrer Blick schien jeden Augenblick schärfer zu werden und bohrte sich ihm in Herz und Hirn. Auf einmal zuckte Rasumichin zusammen. Es war, als sei etwas Seltsames zwischen ihnen beiden hindurchgegangen, hindurchgeschlüpft, ... ein Gedanke, eine Art Ahnung, etwas Furchtbares, Ungeheuerliches, das beiden auf einmal zum Bewußtsein kam ... Rasumichin wurde leichenblaß.

„Verstehst du mich jetzt?" sagte Raskolnikow mit krampfhaft verzogenem Gesichte. „Kehre zurück, geh zu ihnen," fügte er hinzu, wendete sich schnell um und ging aus dem Hause.

Es ist nicht meine Absicht, zu schildern, was an diesem Abend bei Pulcheria Alexandrowna vorging: wie Rasumichin zu ihnen zurückkehrte, wie er sie beruhigte, wie er auseinandersetzte, man müsse Rodion, solange er krank sei, Ruhe gönnen, wie er beteuerte, Rodion werde jedenfalls wiederkommen, jeden Tag

herankommen; seine Nerven seien furchtbar angegriffen, und man dürfe ihn nicht reizen; er, Rasumichin, werde ihn nicht aus den Augen lassen; er werde ihm einen guten Arzt beschaffen, den besten, den es gebe, ein ganzes Konsilium . . . Kurz, Rasumichin wurde ihnen an diesem Abend ein Sohn und Bruder.

IV

Raskolnikow aber ging geradeswegs nach dem Hause am Kanal, wo Sofja wohnte. Es war ein altes, dreistöckiges, grün angestrichnes Haus. Er suchte den Hausknecht auf, der ihm so ungefähr beschrieb, wo der Schneider Kapernaumow wohne. Auf dem Hofe fand er in einer Ecke den Eingang zu einer engen, dunklen Treppe, gelangte auf ihr, langsam hinaufsteigend, endlich zum dritten Stockwerk und trat auf eine Galerie hinaus, die an diesem Stockwerk auf der Hofseite hinlief. Während er in der Dunkelheit umhertappte, ohne den Eingang zu Kapernaumows Wohnung finden zu können, wurde plötzlich drei Schritte von ihm entfernt eine Tür geöffnet; ganz mechanisch trat er hinzu und faßte nach ihr.

„Wer ist da?“ fragte ängstlich eine weibliche Stimme.

„Ich bin es, . . . ich wollte zu Ihnen,“ antwortete Raskolnikow und trat in ein winziges Vorzimmer ein. Hier brannte auf einem durchgesessenen Stuhle ein Licht in einem verbogenen Messingleuchter.

„Sie sind es! O Gott!“ rief Sofja mit schwacher Stimme und blieb wie erstarrt stehen.

„Wo geht es in Ihr Zimmer? Hier?“

Raskolnikow vermied es, sie anzusehen, und ging schnell in das Zimmer hinein.

Einen Augenblick darauf kam auch Sofja mit dem Lichte herein, stellte das Licht hin und blieb selbst ganz fassungslos vor ihm

stehen; sie befand sich in unbeschreiblicher Aufregung und war über seinen unerwarteten Besuch augenscheinlich im höchsten Grade erschrocken. Plötzlich übergoß tiefe Röte ihr bleiches Gesicht, und die Tränen traten ihr in die Augen . . . Sie fühlte sich sehr bedrückt und schämte sich und empfand dabei doch eine Art von wonniger Freude . . . Raskolnikow wendete sich schnell von ihr ab und setzte sich auf einen Stuhl am Tische. Mit einem schnellen Blicke musterte er das Zimmer.

Das Zimmer war groß, aber außerordentlich niedrig; es war das einzige, welches Kapernaumows vermieteten; die zu ihnen führende Tür befand sich in der Wand links und war geschlossen. Gegenüber, in der Wand rechts, befand sich noch eine andre Tür, die fest zugenagelt war. Dort lag schon eine andre Wohnung, die Nachbarwohnung, die eine andre Nummer hatte. Sofjas Zimmer glich einer Scheune; es bildete ein ganz unregelmäßiges Viereck, wodurch es sehr mißgestaltet aussah. Die nach dem Kanal zu gelegene Wand, welche drei Fenster enthielt, hatte eine schräge Richtung; infolgedessen verlief sich die eine sehr spitze Ecke des Zimmers ganz im Hintergrunde, so daß man sie bei der schwachen Beleuchtung gar nicht einmal ordentlich erkennen konnte; die andre Ecke dagegen war in häßlichem Grade stumpf. In diesem ganzen großen Zimmer waren fast gar keine Möbel vorhanden. In der Ecke rechts stand ein Bett; daneben, mehr nach der Tür zu, ein Stuhl. An derselben Wand, wo das Bett war, stand dicht an der nach der fremden Wohnung führenden Tür ein einfacher Brettertisch; darüber lag eine blaue Decke; neben dem Tische standen zwei Rohrstühle. Ferner stand an der gegenüberliegenden Wand in der Nähe der spitzen Ecke eine kleine Kommode aus gewöhnlichem Holze, die in dem leeren Raume wie verloren aussah. Das war alles, was sich im Zimmer befand. Die gelbliche, abgenutzte und zerrissene Tapete war überall in den

Zimmerecken schwarz geworden, was darauf schließen ließ, daß es hier im Winter feucht und muffig war. Die Ärmlichkeit war überall sichtbar: es fehlte sogar am Bette der Vorhang.

Sofja blickte schweigend den Besucher an, der ihr Zimmer so aufmerksam und ungeniert betrachtete, und fing schließlich vor Furcht zu zittern an, als stände sie vor einem Richter, der über ihr Geschick entscheiden sollte.

„Ich komme zu so später Stunde . . . Es ist wohl schon elf?" fragte er, immer noch, ohne sie anzusehen.

„Ja," murmelte Sofja. „Ach ja, es ist elf," fuhr sie eilig fort, als käme darauf für sie viel an. „Eben hat bei den Wirtsleuten die Uhr geschlagen, . . . ich habe es selbst gehört . . . Es ist elf."

„Es ist das letztemal, daß ich zu Ihnen komme," fuhr Raskolnikow düster fort, obwohl es doch jetzt überhaupt erst das erstemal war. „Ich werde Sie vielleicht nie wiedersehen."

„Sie wollen . . . wegreisen?"

„Ich weiß es nicht . . . Das wird sich alles morgen zeigen . . ."

„Also werden Sie morgen nicht zu Katerina Iwanowna kommen?" fragte Sofja mit bebender Stimme.

„Ich weiß es nicht. Morgen früh wird sich alles zeigen . . . Aber darum handelt es sich nicht: ich bin hergekommen, um Ihnen nur wenige Worte zu sagen . . ."

Er hob seinen schwermütigen Blick zu ihr auf und bemerkte erst jetzt, daß er saß und sie immer noch vor ihm stand.

„Warum stehen Sie denn? Setzen Sie sich doch hin!" sagte er mit veränderter, leiser, milder Stimme. Er blickte sie einen Augenblick lang freundlich und beinahe mitleidig an.

„Wie mager Sie sind! Was haben Sie für eine Hand! Ganz durchsichtig! Finger wie bei einer Toten!"

Er ergriff ihre Hand. Sofja lächelte schwach.

„Ich bin immer so gewesen," erwiderte sie.

„Auch als Sie noch zu Hause wohnten?"

„Ja."

„Nun ja, natürlich!" stieß er kurz heraus, und sein Gesichtsausdruck und der Klang seiner Stimme veränderten sich plötzlich wieder.

Er blickte noch einmal um sich.

„Sie haben das Zimmer dem Schneider Kapernaumow abgemietet?"

„Ja."

„Ihre Wirtsleute wohnen dort, hinter dieser Tür?"

„Ja . . . Sie haben auch ein ebensolches Zimmer."

„Wohnen die alle in einem Zimmer?"

„Ja."

„Ich würde mich nachts in Ihrem Zimmer fürchten," sagte er düster.

„Die Wirtsleute sind sehr gut und freundlich," antwortete Sofja, die immer noch nicht die Fassung wiedergewonnen und ihre Gedanken gesammelt hatte. „Auch alle Möbel und alles hier . . . alles gehört ihnen. Es sind sehr brave Leute, und auch die Kinder kommen oft zu mir . . ."

„Stottert die Familie nicht?"

„Ja, er stottert und ist außerdem lahm. Und die Frau stottert auch . . . Das heißt, eigentlich stottern tut sie nicht, aber sie spricht nicht alle Buchstaben aus. Es ist eine gute Frau, eine sehr gute Frau. Er ist früher Knecht auf einem Gute gewesen. Sie haben sieben Kinder, . . . bloß der älteste stottert, die andern sind nur immer krank, . . . aber stottern tun sie nicht . . . Aber woher wissen Sie das von ihnen?" fügte sie einigermaßen erstaunt hinzu.

„Ihr Vater hat mir damals alles erzählt. Auch von Ihnen hat

er mir alles erzählt . . . Auch wie Sie um sechs Uhr weggingen und um neun wiederkamen, und wie Katerina Iwanowna bei Ihrem Bette auf den Knien gelegen hat."

Sofja wurde befangen.

„Ich habe ihn heute gesehen," flüsterte sie zaghaft.

„Wen?"

„Den Vater. Ich ging auf der Straße, da nebenan, an der Ecke, zwischen neun und zehn, und da war es mir, als ginge er vor mir. Ganz genau wie er. Ich wollte schon zu Katerina Iwanowna herangehen . . ."

„Gingen Sie spazieren?"

„Ja," flüsterte Sofja kurz; sie wurde wieder befangen und schlug die Augen nieder.

„Als Sie noch bei dem Vater wohnten, hat wohl manchmal nicht viel daran gefehlt, daß Katerina Iwanowna Sie geschlagen hätte?"

„Ach nein! Was sagen Sie da! Nein, nein!" erwiderte Sofja und blickte ihn ordentlich erschrocken an.

„Also haben Sie Ihre Stiefmutter lieb?"

„Aber ja—a, ja—a, gewiß!" antwortete Sofja in gedehntem, klagendem Tone und faltete mit schmerzlichem Ausdruck die Hände. „Ach, Sie sollten sie kennen . . . Wenn Sie nur alles wüßten! Sie ist ja ganz wie ein Kind . . . Es ist, als ob ihr Verstand gelitten hätte . . . von all dem Kummer. Und wie klug sie früher war, . . . wie hochherzig, . . . wie gut! Davon wissen Sie nichts, . . . ach!"

Sofja sagte das im Tone der Verzweiflung und rang in schmerzlicher Erregung die Hände. Eine heiße Röte trat wieder in ihre blassen Wangen, und ihre Augen spiegelten die Qual wider, die sie empfand. Es war deutlich, daß eine kräftige Saite ihres Herzens angeschlagen war, daß es ihr ein Bedürfnis war, etwas

über ihre Stiefmutter zu sagen, sie zu verteidigen. Eine Art von unersättlichem Mitleide, wenn man sich so ausdrücken kann, malte sich auf ihren Zügen.

„Geschlagen! Was sagen Sie nur! O Gott, geschlagen! Und wenn sie mich auch geschlagen hätte, was wäre dabei gewesen? Nun, was wäre dabei gewesen? Sie kennen sie nicht, kennen sie gar nicht ... Sie ist so unglücklich, ach, so unglücklich! Und krank! ... Sie verlangt nach Gerechtigkeit ... Sie ist ehrenhaft. Sie ist fest davon überzeugt, daß in der Welt Gerechtigkeit herrschen müsse, und fordert sie auch für sich ... Und wenn man sie martern wollte, sie würde nichts Ungerechtes tun. Sie sieht nicht, daß es eben bei den Menschen nicht gerecht zugehen kann, und regt sich darüber auf ... Wie ein Kind ist sie, wie ein Kind! Sie ist eine Gerechte, eine Gerechte!"

„Und was wird nun mit Ihnen werden?"

Sofja sah ihn fragend an.

„Die Hinterbliebenen sind nun doch auf Sie angewiesen. Das war freilich auch früher mit der ganzen Familie so, und auch der Verstorbene kam zu Ihnen, um Sie um Geld zum Trinken zu bitten. Aber was wird nun jetzt werden?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Sofja traurig.

„Werden die dort wohnen bleiben?"

„Ich weiß es nicht; sie sind die Miete schuldig; die Wirtin hat, wie ich gehört habe, heute gesagt, sie wollte sie heraussetzen; aber Katerina Iwanowna sagt, sie würde auch von selbst nicht einen Augenblick länger dableiben."

„Woher ist sie denn so couragiert? Sie hofft wohl auf Hilfe von Ihrer Seite?"

„Ach, sprechen Sie nicht so! ... Wir gehören zueinander, wir bilden eine einzige Familie!" antwortete Sofja, wieder in Erregung und sogar etwas gereizt, ganz wie wenn ein Kanarien-

vogel oder ein andres kleines Vögelchen böse wird. „Was soll sie denn anfangen? Nun, was soll sie anfangen?“ fragte sie eifrig und hitzig. „Und wieviel, wieviel hat sie heute geweint! Der Verstand ist bei ihr gestört; haben Sie das nicht bemerkt? Er ist wirklich gestört; bald regt sie sich wie ein kleines Kind darüber auf, ob auch morgen bei dem Gedächtnismahl alles anständig sein wird, daß nur ja ein Imbiß da sei und das andre alles, . . . bald wieder ringt sie die Hände, speit Blut, weint und fängt auf einmal wie in Verzweiflung an, mit dem Kopfe gegen die Wand zu schlagen. Dann beruhigt sie sich wieder; sie setzt ihre ganze Hoffnung auf Sie: sie sagt, Sie seien jetzt ihr Helfer, und sie werde sich irgendwo ein bißchen Geld leihen und nach ihrer Heimatstadt reisen, und mich werde sie auch mitnehmen; und dort wolle sie ein vornehmes Mädchenpensionat errichten und mir dabei eine Stelle als Inspektorin geben, und dann werde für uns ein ganz neues, schönes Leben beginnen; und sie küßt mich, umarmt mich und tröstet mich und glaubt an diese Hirngespinste, glaubt fest daran! Nun, kann man ihr da wohl widersprechen? Und sie selbst hat heute den ganzen Tag gescheuert, gewaschen und geflickt; das Waschfaß hat sie selbst mit ihren schwachen Kräften ins Zimmer geschleppt; dabei hat sie die Luft verloren und ist auf das Bett hingefallen. Und heut vormittag bin ich mit ihr zusammen in einen Laden gegangen, um für Polenka und Lida Schuhe zu kaufen, weil ihre alten vollständig zerrissen sind; aber als wir nun bezahlen sollten, hatten wir nicht genug Geld; es fehlte eine ziemliche Menge. Und sie hatte so hübsche, kleine Stiefelchen ausgesucht; denn sie besitzt einen guten Geschmack; Sie kennen sie nur nicht . . . Und da fing sie im Laden so an zu schluchzen, in Gegenwart des Kaufmanns und seiner Leute, darüber, daß das Geld nicht reichte . . . Ach, es tat mir so leid, das mitanzusehen!“

„Unter solchen Umständen ist es schon zu verstehen, daß Sie ... so leben," sagte Raskolnikow mit bitterem Lächeln.

„Und tut sie Ihnen denn nicht auch leid?" ereiferte sich Sofja wieder. „Ich weiß doch, daß Sie selbst ihr das letzte Geld, das Sie hatten, hingegeben haben, und Sie hatten eigentlich noch nichts von dem Elend gesehen. Und wenn Sie erst alles sähen, o Gott! Und wie oft, wie oft bin ich daran schuld geworden, daß sie weinte! Noch in der vorigen Woche! Ach, ich Schändliche! Nur eine Woche vor seinem Tode! Ich habe hartherzig gehandelt. Und wie oft, wie oft habe ich das getan! Ach, ich habe heute den ganzen Tag daran gedacht, und es ist mir so schmerzlich gewesen!"

Bei diesen Worten rang Sofja, durch die Erinnerung schmerzlich ergriffen, die Hände.

„Sie behaupten, Sie seien hartherzig gewesen?"

„Ja, das bin ich gewesen! Ich war damals zu ihnen hingekommen," fuhr sie weinend fort, „und da sagte der Verstorbene zu mir: ‚Lies mir etwas vor, Sofja, ich habe ein bißchen Kopfschmerzen; lies mir etwas vor, . . . da ist ein Buch'; er hatte da irgendein Buch, das hatte er von Andrei Semjonowitsch Lebesjatnikow bekommen; der wohnt auch dort; von dem bekam er immer solche komischen Bücher. Und ich sagte: ‚Ich habe keine Zeit, ich muß weggehen,' und wollte ihm nicht vorlesen. Und ich war auch hauptsächlich nur zu ihnen herangekommen, um Katerina Iwanowna meine Kragen zu zeigen; nämlich eine Althändlerin, Lisaweta, hatte mir Kragen und Manschetten besorgt, die waren recht billig, sehr hübsch, ganz neu, mit einem netten Muster. Und sie gefielen Katerina Iwanowna sehr; sie knöpfte sich einen Kragen um und legte ein Paar Manschetten an und besah sich im Spiegel; sie gefielen ihr sehr; ganz außerordentlich gefielen sie ihr. ‚Schenk sie mir, Sofja,' sagte

sie, ‚bitte, sei so gut!‘ Sie sagte ‚bitte!‘ und hätte sie so sehr gern gehabt. Aber sie hat ja jetzt gar keine Verwendung für solche Wäsche; es schwebte ihr wohl nur die frühere, glückliche Zeit vor. Sie betrachtete sich im Spiegel und fand sich so schön damit, und sie hat doch nichts, was dazugehört, nichts, einfach gar nichts von Kleidern und sonstigen Sachen; und schon seit vielen Jahren nicht! Aber sie bittet nie jemand um etwas; sie ist stolz und gibt lieber selbst das Letzte weg. Und nun hatte sie mich doch gebeten, — so hatten ihr die Kragen und die Manschetten gefallen! Aber mir tat es leid, sie wegzugeben, und ich sagte: ‚Wozu können Sie sie denn gebrauchen, Katerina Iwanowna?‘ So habe ich gesagt: ‚Wozu können Sie sie gebrauchen?‘ Das hätte ich nicht zu ihr sagen sollen! Sie sah mich so traurig an, und es war ihr so schmerzlich, daß ich es ihr abgeschlagen hatte, und es tat mir so leid, das zu sehen ... Und nicht wegen der Kragen und Manschetten war sie traurig, sondern darüber, daß ich ihr etwas abgeschlagen hatte; das sah ich recht wohl. Ach, wie gern möchte ich jetzt das alles ungeschehen machen und alle meine früheren Worte zurücknehmen! ... Wie schändlich bin ich gewesen! ... Aber wozu sage ich Ihnen das? Das hat ja für Sie kein Interesse!"

„Also diese Althändlerin Lisaweta haben Sie gekannt?"

„Ja ... Haben Sie sie etwa auch gekannt?" fragte Sofja etwas verwundert.

„Katerina Iwanowna hat die Schwindsucht, im letzten Stadium; sie wird bald sterben," sagte Raskolnikow nach kurzem Schweigen, ohne auf Sofjas Frage zu antworten.

„Ach nein, nein, nein!"

Und Sofja ergriff unwillkürlich und unbewußt seine beiden Hände, als wollte sie ihn anflehen, dies abzuwenden.

„Aber es ist ja sogar das Beste, wenn sie stirbt."

„Nein, das ist nicht das Beste, nicht das Beste, durchaus nicht das Beste!“ rief sie angstvoll und heftig.

„Und was wird dann aus den Kindern? Wo werden Sie die unterbringen? Sie werden sie doch wohl zu sich nehmen?“

„Ach, ich weiß es nicht!“ rief Sofja verzweifelt und griff nach ihrem Kopfe.

Es war augenscheinlich, daß sie selbst sich schon oft diesen Gedanken hatte durch den Kopf gehen lassen und Raskolnikow ihn nur von neuem wach gerufen hatte.

„Nun, und wenn Sie jetzt, noch bei Katerina Iwanownas Lebzeiten, krank werden und man Sie ins Krankenhaus bringt, was wird dann aus den andern?“ fragte er mit erbarmungsloser Hartnäckigkeit weiter.

„Ach, sagen Sie doch so etwas nicht! Sagen Sie doch so etwas nicht! Das kann doch nicht geschehen!“ Sofjas Gesicht verzerrte sich in furchtbarer Angst.

„Warum soll das nicht geschehen können?“ fuhr Raskolnikow mit grausamem Lächeln fort. „Sind Sie dagegen irgendwie versichert? Also was wird dann aus den andern werden? Sie werden alle zusammen auf die Straße gehen; die Mutter wird husten und betteln und mit dem Kopfe gegen eine Wand schlagen, wie heute, und die Kinder werden weinen . . . Und dann wird sie hinfallen und nach der Polizeiwache gebracht werden und von da ins Krankenhaus, und dann wird sie sterben, und die Kinder . . .“

„Ach nein! Das wird Gott nicht zulassen!“ rang es sich wie ein Angstschrei aus Sofjas gequälter Brust. Während sie seine Worte anhörte, hatte sie ihn flehend angeblickt und in stummer Bitte die Hände gefaltet, als ob alles von ihm abhinge.

Raskolnikow stand auf und begann im Zimmer hin und her zu gehen. Sofja stand in tiefem Gram da, mit gesenktem Kopfe und schlaff herabhängenden Armen.

„Können Sie nicht etwas sparen? Etwas zurücklegen für die Zeit der Not?" fragte er, indem er plötzlich vor ihr stehen blieb.

„Nein," flüsterte Sofja.

„Selbstverständlich sagen Sie nein! Aber haben Sie es auch versucht?" fügte er beinahe spöttisch hinzu.

„Ja, ich habe es versucht."

„Aber es ging nicht! Nun ja, natürlich! Wozu frage ich da erst!"

Er setzte seine Wanderung im Zimmer fort. Es verging wieder etwa eine Minute.

„Sie nehmen nicht täglich etwas ein?"

Sofja wurde noch befangener als vorher, und die Röte stieg ihr wieder ins Gesicht.

„Nein," flüsterte sie mit qualvoller Anstrengung.

„Mit Polenka wird es gewiß ebenso werden," sagte er plötzlich.

„Nein! Nein! Das kann nicht sein, nein!" schrie Sofja in Verzweiflung laut auf, als hätte jemand sie mit einem Messer gestochen. „Gott wird so etwas Fürchterliches nicht zulassen!"

„Er läßt es ja doch bei so vielen andern zu!"

„Nein, nein! Gott wird sie davor bewahren!" wiederholte sie ganz außer sich.

„Aber vielleicht gibt es überhaupt keinen Gott," antwortete Raskolnikow mit einer Art von Schadenfreude, lachte auf und sah sie an.

Auf Sofjas Gesichte ging plötzlich eine schreckliche Veränderung vor; krampfhafte Zuckungen liefen darüber hin. Ein unbeschreiblicher Vorwurf lag in dem Blicke, mit dem sie ihn ansah; sie wollte etwas sagen, konnte aber nichts herausbringen; sie brach nur in ein bitterliches Schluchzen aus und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Sie sagen, bei Katerina Iwanowna sei der Verstand gestört;

aber auch Ihr eigener Verstand ist gestört," sagte er nach einem kurzen Stillschweigen.

Es vergingen fünf Minuten. Er ging die ganze Zeit über schweigend auf und ab, ohne sie anzublicken. Endlich trat er an sie heran; seine Augen funkelten. Er faßte sie mit beiden Händen an den Schultern und sah ihr gerade in das von Tränen überströmte Gesicht. Seine trockenen, heißen Augen blickten scharf und durchdringend; seine Lippen zuckten heftig . . . Plötzlich beugte er sich mit dem ganzen Leibe nieder, warf sich auf den Boden und küßte ihren Fuß. Sofja wankte erschrocken von ihm wie von einem Wahnsinnigen zurück. Und er sah auch wirklich völlig wie ein Wahnsinniger aus.

„Was ist Ihnen? Was tun Sie da? Vor mir!" murmelte sie erbleichend, und ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen.

Er erhob sich sofort wieder.

„Nicht vor dir habe ich meine Knie gebeugt, sondern vor dem ganzen unendlichen Leide der Menschheit," sagte er wie in wildem Ingrimm und trat ans Fenster. „Höre," fügte er hinzu, als er einen Augenblick darauf zu ihr zurückkam, „ich habe vorhin zu einem Verleumder gesagt, daß er nicht so viel wert ist wie dein kleiner Finger, . . . und daß ich heute meiner Schwester eine Ehre angetan habe, indem ich sie neben dir sitzen ließ."

„Ach, wie haben Sie nur so etwas sagen können! Und etwa gar in Gegenwart Ihrer Schwester?" rief Sofja erschrocken. „Neben mir sitzen! Eine Ehre! Aber ich bin ja eine . . . Ehrlose . . . Ach, wie haben Sie nur so etwas sagen können!"

„Nicht wegen deiner Ehrlosigkeit und Sünde habe ich das von dir gesagt, sondern wegen deines großen Leides. Daß du eine große Sünderin bist, das ist die Wahrheit," fügte er in schwärmerischem Tone hinzu. „Und ganz besonders bist du deshalb eine Sünderin, weil du dich nutzlos getötet und zum Opfer gebracht

hast. Ist das nicht gräßlich? Ist das nicht gräßlich, daß du in diesem Schmutze lebst, den du so hassest, und gleichzeitig selbst weißt (du brauchst ja nur die Augen zu öffnen), daß du niemandem dadurch hilfst, niemand aus seinem Elend errettest! Ja, ich bitte dich um alles in der Welt," rief er beinahe wütend, „sage mir doch nur: wie kann solche Schande und Gemeinheit in deiner Seele neben andern, ganz entgegengesetzten, heiligen Empfindungen Raum finden? Da wäre es doch richtiger, tausendmal richtiger und vernünftiger, kopfüber ins Wasser zu springen und mit einem Schlage alledem ein Ende zu machen!"

„Aber was soll dann aus den andern werden?" fragte Sofja leise und blickte ihn mit schmerzlichem Ausdrucke an; verwundert schien sie aber über seinen Vorschlag ganz und gar nicht zu sein. Raskolnikow sah sie in seltsamer Weise prüfend an.

Schon allein in ihrem Blicke hatte er alles gelesen. Also sie hatte tatsächlich diesen Gedanken bereits selbst gehabt. Vielleicht hatte sie in der Verzweiflung schon oftmals und ernstlich überlegt, wie sie ihrem Elende mit einem Schlage ein Ende machen könne, so ernstlich, daß sie sich jetzt über seinen Vorschlag weiter nicht wunderte. Selbst die Grausamkeit seiner Worte war ihr nicht zum Bewußtsein gekommen; auch der Sinn seiner Vorwürfe und seine besondre Auffassung von ihrer Schande war ihr offenbar unklar geblieben; auch das durchschaute er. Er seinerseits aber begriff vollständig, welche Folterqualen, und zwar schon seit langer Zeit, ihr der Gedanke an ihre ehrlose, schmähliche Lage bereitete. „Was in aller Welt," dachte er, „was hat sie bisher zurückhalten können, alledem mit einem Schlage ein Ende zu machen?" Er hatte erst jetzt völlig verstanden, welch eine Bedeutung für dieses Mädchen diese armen, kleinen, vaterlosen Kinderchen hatten, sowie diese bedauernswerte, halb irrsinnige, schwindsüchtige Katerina Iwanowna, die mit dem Kopfe gegen

die Wand schlug. Aber nicht minder klar war es ihm, daß Sofjas Charakter und die ob auch nur mäßige Bildung, die sie genossen hatte, ihr hätten ein Antrieb sein müssen, sich aus dieser Lage zu befreien. So war für ihn immer noch nicht die Frage beantwortet: wenn sie nicht die Kraft hatte, sich ins Wasser zu stürzen, wie hatte sie so lange schon in dieser Lage verbleiben können, ohne den Verstand zu verlieren? Gewiß, er sah ein, daß Sofjas Lage eine Erscheinung war, wie sie nur gelegentlich in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen vorkommt, wiewohl leider keineswegs nur ganz vereinzelt und ausnahmsweise. Aber gerade diese Besonderheit der Lage, diese wenn auch nur geringe Bildung und ihr ganzes Vorleben hätten sie doch, meinte er, gleich beim ersten Schritte auf diesem abscheulichen Wege zum Selbstmorde führen müssen. Was hielt sie denn im Leben zurück? Doch wahrlich nicht die Unzucht? Mit dieser ganzen Gemeinheit hatte sie offenbar nur physisch zu schaffen gehabt; in ihr Herz hatte noch kein Atom der wirklichen Unzucht Eingang gefunden. Das sah er; sie stand ja vor ihm wie von Glas . . .

„Drei Wege hat sie vor sich," dachte er, „sich in den Kanal zu stürzen, ins Irrenhaus zu kommen oder . . . oder der wirklichen Unzucht zu verfallen, die den Verstand betäubt und das Herz gefühllos macht."

Die letzte von diesen drei Möglichkeiten war ihm am widerwärtigsten; aber er war bereits Skeptiker, er war jung, ein abstrakter Denker und somit Pessimist, und daher konnte er nicht umhin zu glauben, daß dieser letzte Ausgang, das heißt die Unzucht, am meisten Wahrscheinlichkeit habe.

„Aber soll denn wirklich," rief er in Gedanken aus, „soll denn wirklich dieses Wesen, das sich die Reinheit der Seele noch bewahrt hat, sich mit sehenden Augen schließlich in diesen greulichen, stinkenden Pfuhl hineinziehen lassen? Hat dieser Prozeß viel=

leicht schon begonnen, und hat sie wirklich ihren Zustand nur deswegen bisher ertragen können, weil ihr das Laster nicht mehr so widerwärtig erscheint? Nein, nein, das kann nicht sein!" rief er ähnlich wie vorhin Sofja. „Nein, was sie von dem Sprunge in den Kanal bisher zurückhielt, das war der Gedanke an die Sündhaftigkeit des Selbstmordes und der Gedanke an jene andern. Und wenn sie bisher noch nicht den Verstand verloren hat . . . Aber wer sagt denn das, daß sie den Verstand bisher noch nicht verloren hat? Hat sie denn noch ihren gesunden Verstand? Kann man etwa bei gesundem Verstande so urteilen, wie sie es tut? Wie kann sie denn so am Rande des Verderbens, dicht am Rande dieses stinkenden Pfuhles sitzen, in den eine geheime Gewalt sie schon hineinzieht, und mit den Händen abwinken und sich die Ohren zustopfen, wenn sie jemand auf die Gefahr aufmerksam macht? Was will sie denn? Erwartet sie ein Wunder? Das scheint sie wirklich zu tun. Sind das nicht lauter Anzeichen geistiger Störung?"

Hartnäckig verblieb er bei diesem Gedanken. Dieser Ausgang gefiel ihm sogar besser als jeder andre. Er begann sie schärfer zu betrachten.

„Du betest also wohl viel zu Gott, Sofja?" fragte er sie.

Sofja schwieg; er stand neben ihr und wartete auf ihre Antwort.

„Was wäre ich ohne Gott?" flüsterte sie schnell mit fester Stimme, blickte ihn einen Augenblick mit aufleuchtenden Augen an und drückte ihm stark die Hand.

„Also es ist so!" dachte er.

„Und was empfängst du denn von Gott dafür?" examinierte er sie weiter.

Sofja schwieg lange, als wäre sie nicht imstande zu antworten. Ihre schwächliche Brust hob und senkte sich stark vor Aufregung.

„Seien Sie still! Fragen Sie nicht so! Sie sind ein Unwürdiger . . .", rief sie endlich und blickte ihn streng und zornig an.

„Also es ist so! Also es ist so!" wiederholte er hartnäckig in Gedanken.

„Alles gibt er mir!" flüsterte sie hastig und schlug wieder die Augen nieder.

„Das ist der Weg, den sie einschlägt; das ist die Lösung der Frage," sagte er sich mit voller Bestimmtheit im stillen und musterte sie mit brennendem Interesse.

Mit einem neuen, eigentümlichen, beinahe physisch schmerzhaften Gefühle schaute er auf dieses blasse, magere, unregelmäßige, eckige Gesichtchen, auf diese sanften, blauen Augen, in denen ein solches Feuer, ein so starker, energischer Affekt aufleuchten konnte, auf diesen schmächtigen Körper, der noch vor Entrüstung und Zorn bebte, und dies alles kam ihm immer seltsamer vor, beinahe unmöglich. „Eine harmlose, fromme Irrsinnige!" dachte er wieder.

Auf der Kommode lag ein Buch. Jedesmal bei seinem Hin- und Hergehen hatte er es bemerkt; jetzt nahm er es auf und besah es. Es war das Neue Testament in russischer Übersetzung. Das Buch war in Leder gebunden, aber schon alt und abgenutzt.

„Wo hast du das her?" rief er ihr von der entfernten Ecke des Zimmers aus zu.

Sie stand noch immer an derselben Stelle, drei Schritte vom Tische entfernt.

„Es hat es mir jemand gebracht," antwortete sie, anscheinend nur ungern und ohne ihn anzusehen.

„Wer hat es dir gebracht?"

„Lisaweta. Ich hatte sie darum gebeten."

„Lisaweta! Seltsam!" dachte er.

Hier bei Sofja kam ihm alles mit jedem Augenblicke seltsamer

und wunderbarer vor. Er trug das Buch zu der Kerze hin und fing an, darin zu blättern.

„Wo steht hier die Geschichte von Lazarus?" fragte er.

Sofja blickte hartnäckig auf den Fußboden und antwortete nicht. Sie stand von dem Tische halb abgewendet.

„Die Geschichte von der Auferstehung des Lazarus, wo ist die? Suche sie mir, Sofja."

Sie sah mit schrägem Blicke nach ihm hin.

„Sie suchen an falscher Stelle ... Im vierten Evangelium ...", flüsterte sie in strengem Tone, ohne zu ihm heranzutreten.

„Such es und lies es mir vor," sagte er und setzte sich hin; einen Ellbogen auf den Tisch aufsetzend, den Kopf in die Hand stützend und finster zur Seite starrend, machte er sich fertig, zuzuhören.

„In drei Wochen ist sie im Irrenhause! Ich werde wohl auch da sein, wenn mir nicht noch Schlimmeres widerfährt," murmelte er vor sich hin.

Sofja nahm Raskolnikows sonderbares Verlangen mißtrauisch auf und trat zögernd zum Tische. Indes faßte sie nach dem Buche.

„Haben Sie es denn nicht auch schon gelesen?" fragte sie und blickte ihn über den Tisch herüber mit gesenktem Kopfe von unten her an. Ihr Ton wurde immer strenger und strenger.

„Das ist schon lange her ... Als ich in die Schule ging. Lies doch!"

„Haben Sie es denn aber nicht in der Kirche gehört?"

„Nein, da bin ich nie hingegangen. Aber du gehst wohl oft hin?"

„N—nein," flüsterte Sofja.

Raskolnikow lächelte.

„Ich verstehe ... Da gehst du auch wohl morgen zu dem Totenamt für deinen Vater nicht mit hinein?"

„Doch; ich werde hineingehen. Ich bin auch vorige Woche in der Kirche gewesen, . . . ich habe eine Totenmesse lesen lassen."

„Für wen denn?"

„Für Lisaweta. Die ist mit einem Beile erschlagen worden."

Der gereizte Zustand seiner Nerven wurde immer schlimmer; der Kopf begann ihm zu schwindeln.

„Warst du mit Lisaweta befreundet?"

„Ja, . . . sie war fromm und rechtschaffen, . . . sie kam manchmal zu mir, . . . aber nur selten, . . . sie konnte nicht oft . . . Wir lasen zusammen und . . . sprachen darüber miteinander. Sie wird Gott schauen."

Einen seltsamen Klang hatten für sein Ohr diese biblischen Worte, und schon wieder hatte er etwas Neues gehört: Sofja und Lisaweta hatten religiöse Zusammenkünfte gehabt, und beide waren harmlose, fromme Irrsinnige.

„Hier kann man noch selbst so ein verrückter Heiliger werden! So etwas ist ansteckend!" dachte er.

„Lies!" rief er plötzlich eigensinnig und gereizt.

Sofja zögerte immer noch. Das Herz klopfte ihr heftig. Sie fand nicht den Mut dazu, ihm vorzulesen. Der Anblick der „unglücklichen Geisteskranken" schnitt ihm ins Herz.

„Was haben Sie denn davon? Sie glauben ja doch wohl nicht daran?" flüsterte sie leise; sie konnte kaum atmen.

„Lies! Ich will es so!" wiederholte er hartnäckig. „Du hast doch deiner Freundin Lisaweta auch vorgelesen."

Sofja schlug das Buch auf und suchte die Stelle. Die Hände zitterten ihr; es versagte ihr die Stimme. Zweimal fing sie an und konnte das erste Wort nicht aus der Kehle bekommen.

„Es lag aber einer krank, mit Namen Lazarus, von Bethanien," brachte sie endlich mit Anstrengung heraus; aber hier brach ihre Stimme plötzlich mit einem unartikulierten Laute ab, wie eine

zu stark gespannte, zerreißende Saite. Der Atem mangelte ihr, die Brust war ihr wie zusammengeschnürt.

Raskolnikow hatte bis zu einem gewissen Grade ein Verständnis dafür, warum es Sofja widerstand, ihm vorzulesen, und je mehr er es begriff, um so schärfer und gereizter bestand er auf seinem Verlangen. Er verstand recht wohl, wie schwer es ihr jetzt werden mußte, ihr ganzes seelisches Empfinden ans Licht zu bringen und zu enthüllen. Er verstand, daß diese Gefühle in der Tat bei ihr ein wirkliches und vielleicht schon seit langer Zeit gehütetes Geheimnis bildeten, vielleicht schon im Kindesalter, schon in der Zeit, wo sie noch in der Familie lebte, neben dem unglücklichen Vater und der vor Kummer irrsinnig gewordenen Stiefmutter, mitten unter den hungrigen Kindern, bei sinnlosem Geschrei und ewigen Vorwürfen. Aber gleichzeitig erkannte er jetzt, und zwar mit Sicherheit, daß sie trotz der Beklemmung und der Beängstigung, die jetzt beim Beginn des Lesens an ihr sichtbar waren, doch gleichzeitig selbst von dem heißen Wunsche vorzulesen erfüllt war, und zwar gerade ihm vorzulesen, damit er. er es höre, und gerade jetzt, — mochte nachher kommen, was da wollte! . . . Er hatte das in ihren Augen gelesen und aus ihrer schwärmerischen Erregung geschlossen! . . . Sie bezwang sich, unterdrückte den Krampf in der Kehle, der ihr beim ersten Verse die Stimme geraubt hatte, und las das elfte Kapitel des Evangeliums Johannis weiter vor. So gelangte sie bis zum neunzehnten Verse:

„Und viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten über ihrem Bruder. Als Martha nun hörte, daß Jesus kommt, gehet sie ihm entgegen; Maria aber blieb daheim sitzen. Da sprach Martha zu Jesu: ‚Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben. Aber ich weiß auch noch, daß, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben.‘“

Hier hielt sie wieder inne; sie merkte vorher, daß ihr die Stimme wieder zittern und versagen würde, und schämte sich dessen . . .

„Jesus spricht zu ihr: ‚Dein Bruder soll auferstehen.‘ Martha spricht zu ihm: ‚Ich weiß wohl, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am Jüngsten Tage.‘ Jesus spricht zu ihr: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird auferstehen, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubest du das?‘ Sie spricht zu ihm:“ (und anscheinend nur unter Schmerzen Atem holend, las Sofja mit deutlicher, kräftiger Stimme, als ob sie selbst vor aller Ohren ein Bekenntnis ihres Glaubens ablegte) „‚Herr, ja; ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist.‘“

Sie hielt einen Augenblick inne, erhob schnell die Augen zu Raskolnikow, beherrschte sich aber sofort wieder und las weiter. Raskolnikow saß da und hörte, ohne sich zu regen, zu. Er wendete sich nicht zu der Vorleserin hin, sondern hatte den Ellbogen auf den Tisch gestützt und sah zur Seite. Nun waren sie bis zum zweiunddreißigsten Verse gelangt:

„Als nun Maria kam, da Jesus war, und sahe ihn, fiel sie zu seinen Füßen und sprach zu ihm: ‚Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben!‘ Als Jesus sie sahe weinen und die Juden auch weinen, die mit ihr kamen, ergrimmte er im Geist und betrübte sich selbst und sprach: ‚Wo habt ihr ihn hingelegt?‘ Sie sprachen zu ihm: ‚Herr, komm und siehe es.‘ Und Jesu gingen die Augen über. Da sprachen die Juden: ‚Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt!‘ Etliche aber unter ihnen sprachen: ‚Konnte, der dem Blinden die Augen aufgetan hat, nicht verschaffen, daß auch dieser nicht stürbe?‘“

Raskolnikow wandte sich zu ihr um und blickte sie aufgeregt an. Ja, richtig! Sie zitterte am ganzen Leibe in wirklichem, wahrem

Fieber. Er hatte das erwartet. Sie näherte sich jetzt der Stelle, die von dem größten, unerhörten Wunder handelt, und das Gefühl eines gewaltigen Triumphes ergriff sie. Ihre Stimme wurde klangvoll wie Metall; Triumph und Freude klangen aus ihr heraus und verliehen ihr Kraft. Die Zeilen verwirrten sich vor ihrem Blicke, weil es ihr dunkel vor den Augen wurde; aber sie konnte das, was sie las, auswendig. Bei dem letzten Verse: „Konnte, der dem Blinden die Augen aufgetan hat," hatte sie, die Stimme senkend, in heißer Erregung den Zweifel, den Vorwurf und den Tadel der ungläubigen, blinden Juden zum Ausdruck gebracht, die nun gleich, einen Augenblick darauf, wie vom Donner gerührt niederfallen, schluchzen und glauben würden . . . „Auch er, auch er, der auch ein Verblendeter und Ungläubiger ist, auch er wird es jetzt gleich hören, auch er wird glauben, ja, ja! Jetzt gleich, jetzt gleich!" dieser Gedanke zuckte ihr durch den Kopf, und sie zitterte vor freudiger Erwartung.

„Jesus aber ergrimmte abermal in ihm selbst und kam zum Grabe. Es war aber eine Kluft, und ein Stein darauf gelegt. Jesus sprach: ‚Hebt den Stein ab.' Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: ‚Herr, er stinkt schon; denn er ist vier Tage gelegen.'"

Sie legte einen starken Ton auf das Wort: „vier".

„Jesus spricht zu ihr: ‚Hab ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?' Da hoben sie den Stein ab, da der Verstorbene lag. Jesus aber hob seine Augen empor und sprach: ‚Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast. Doch ich weiß, daß du mich allezeit hörest; sondern um des Volks willen, das umherstehet, sage ich es, daß sie glauben, du habest mich gesandt.' Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: ‚Lazare, komm heraus!' Und der Verstorbene kam heraus" (sie las dies mit lauter, verzückter Stimme,

bebend und fröstelnd, als sähe sie alles mit eigenen Augen vor sich), „gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen, und sein Gesicht verhüllet mit einem Schweißtuch. Jesus spricht zu ihnen: ‚Löset ihn auf und lasset ihn gehen.‘ Viele nun der Juden, die zu Maria gekommen waren und sahen, was Jesus tat, glaubten an ihn."

Weiter las sie nicht, und sie war auch nicht imstande dazu; sie machte das Buch zu und stand schnell vom Stuhle auf.

„Da ist die Geschichte von der Auferstehung des Lazarus zu Ende," sagte sie stockend und mit finsterem Gesichte und stand nun regungslos da, zur Seite abgewandt; sie wagte vor Scham nicht die Augen zu ihm zu erheben. Ihr fieberhaftes Zittern dauerte noch fort. Das Licht in dem verbogenen Leuchter war schon ganz tief herabgebrannt und beleuchtete trübe in diesem ärmlichen Zimmer den Mörder und die Prostituierte, die sich so sonderbar zum Lesen des ewigen Buches zusammengefunden hatten. Es vergingen fünf Minuten oder noch mehr.

„Ich bin hergekommen, um mit dir über eine ernste Angelegenheit zu reden," sagte Raskolnikow endlich laut mit düsterer Miene, stand auf und trat zu ihr hin. Sie schaute auf und sah ihn schweigend an. Sein Blick war überaus finster; eine wilde Entschlossenheit sprach sich darin aus.

„Ich habe mich heute von meinen Angehörigen getrennt," sagte er, „von meiner Mutter und von meiner Schwester. Ich gehe nun nicht wieder zu ihnen; alle Bande, die mich mit ihnen verknüpften, habe ich zerrissen."

„Warum?" fragte Sofja; sie war wie betäubt.

Ihre heutige Begegnung mit seiner Mutter und seiner Schwester hatte ihr einen außerordentlichen Eindruck hinterlassen, der allerdings ihr selbst nicht recht klar war. Die Mitteilung, daß er mit ihnen völlig gebrochen habe, erfüllte sie mit Schrecken.

„Ich habe jetzt niemand auf der Welt als dich," fügte er hinzu. „Laß uns unsern Weg zusammen gehen . . . Darum bin ich zu dir gekommen. Wir sind beide verflucht; so laß uns denn auch zusammen gehen."

Seine Augen funkelten. „Wie halb irrsinnig!" dachte nun Sofja ihrerseits.

„Wohin sollen wir denn gehen?" fragte sie angstvoll und wich unwillkürlich von ihm zurück.

„Wie kann ich das wissen? Ich weiß nur, daß derselbe Weg vor uns liegt; das weiß ich sicher, — weiter nichts. Wir haben das gleiche Ziel."

Verständnislos sah sie ihn an. Sie verstand nur das eine, daß er tief unglücklich, grenzenlos unglücklich war.

„Wenn du zu andern Menschen so sprichst, wie du zu mir gesprochen hast, so wird dich niemand verstehen," fuhr er fort, „aber ich habe dich verstanden. Du bist mir unentbehrlich; darum bin ich zu dir gekommen."

„Ich verstehe Sie nicht," flüsterte Sofja.

„Du wirst mich später verstehen. Hast du denn nicht das Gleiche getan wie ich? Auch du bist über eine Grenze hinübergeschritten, . . . hast die Kraft besessen, hinüberzuschreiten. Du hast Hand an dich gelegt; du hast ein Leben vernichtet, . . . dein eigenes Leben; aber das macht keinen Unterschied. Du wärest befähigt, ein verständiges, sittlich gutes Leben zu führen, und wirst auf dem Heumarkt enden . . . Aber du kannst diesen Zustand nicht ertragen, und wenn du allein bleibst, so wirst du den Verstand verlieren, gerade wie ich. Du bist schon jetzt wie irrsinnig; also müssen wir beide zusammengehen, denselben Weg! So laß es uns denn tun!"

„Aber warum, warum sagen Sie denn das alles?" rief Sofja, durch seine Worte in eine seltsame, stürmische Aufregung versetzt.

„Warum ich das sage? Weil es so nicht bleiben kann; darum! Wir müssen unsre Lage doch endlich ernsthaft und ohne Selbsttäuschung erwägen und nicht wie kleine Kinder weinen und schreien: ‚Gott wird es nicht zulassen!‘ Nun also, was soll dann werden, wenn du wirklich morgen ins Krankenhaus gebracht wirst? Deine Stiefmutter ist irrsinnig und schwindsüchtig; die stirbt bald; und was wird dann aus den Kindern? Hältst du für möglich, daß Polenka vor dem sittlichen Untergange bewahrt bleibt? Hast du denn nicht schon hier an den Straßenecken Kinder gesehen, die von ihren Müttern auf den Bettel ausgeschickt werden? Ich habe festgestellt, wo und in welcher Umgebung diese Mütter wohnen. Dort können die Kinder nicht Kinder bleiben. Da ist ein Knabe von sieben Jahren schon unsittlich und ein Dieb. Und doch sind die Kinder ein Ebenbild Christi: ‚Solcher ist das Himmelreich.‘ Er hat geboten, sie zu achten und zu lieben; sie sind die Menschheit der Zukunft . . .“

„Was soll ich denn tun? Was soll ich tun?“ rief Sofja schluchzend und händeringend.

„Was du tun sollst? Niederreißen, was niedergerissen werden muß, ein für allemal, und das Leid auf dich nehmen! Du verstehst mich nicht? Später wirst du mich verstehen . . . Freiheit und Macht müssen wir erlangen, besonders Macht! Macht über diesen ganzen zitternden Pöbel und über dieses ganze Ameisenvolk! . . . Das ist das Ziel! Vergiß das nicht! Das ist die Mahnung, die ich dir auf den Weg mitgebe. Vielleicht spreche ich mit dir jetzt zum letztenmal. Wenn ich morgen nicht zu dir kommen sollte, so wirst du anderweitig alles erfahren, und dann erinnere dich an meine jetzigen Worte. Und irgendeinmal, später, nach Jahren, im Laufe der Zeit, wirst du vielleicht auch verstehen, was sie bedeuteten. Sollte ich aber morgen zu dir kommen, so will ich dir sagen, wer Lisaweta getötet hat. Lebe wohl!“

Sofja fuhr in jähem Schreck zusammen.

„Wissen Sie denn, wer sie getötet hat?“ fragte sie ihn; sie war ganz starr vor Entsetzen und sah ihn verstört an.

„Ja, ich weiß es und werde es dir sagen . . . Dir, nur dir. Ich habe dich dazu erwählt. Ich werde nicht kommen, um dich um Verzeihung zu bitten, sondern ich werde es dir einfach sagen. Ich habe dich schon lange dazu erwählt, dir dies zu sagen; schon damals, als dein Vater mir von dir erzählte und als Lisaweta noch lebte, nahm ich es mir vor. Lebewohl! Gib mir nicht die Hand! Auf morgen!“

Er ging hinaus. Sofja starrte den Hinausgehenden an wie einen Irrsinnigen; aber auch sie selbst war wie wahnsinnig und war sich dessen bewußt. Der Kopf schwindelte ihr. „O Gott! Wie kann er wissen, wer Lisaweta getötet hat? Was haben diese Worte zu bedeuten? Es ist entsetzlich!“ Aber auf den wahren Sinn kam sie nicht, mit keinem Gedanken. O, er mußte furchtbar unglücklich sein! . . . Von seiner Mutter und von seiner Schwester hatte er sich losgesagt. Warum? Was war vorgefallen? Und was hatte er nur vor? Was hatte er ihr doch noch gesagt? Er hatte ihr den Fuß geküßt und gesagt . . . gesagt, . . . ja, ganz deutlich hatte er gesagt, er könne ohne sie nicht mehr leben . . . O Gott!

In Fieber und wirren Gedanken brachte Sofja die ganze Nacht zu. Von Zeit zu Zeit sprang sie auf, weinte und rang die Hände; dann versank sie wieder in fieberhaften Schlaf; sie träumte von Polenka, von Katerina Iwanowna, von Lisaweta, vom Vorlesen aus dem Evangelium und von ihm, . . . von ihm mit dem bleichen Gesicht, mit den glühenden Augen, . . . und wie er ihr die Füße küßt und weint . . . O Gott!

Auf der andern Seite der Tür in der Wand rechts, eben der Tür, welche Sofjas Zimmer von der Wohnung der Frau Gertruda Karlowna Rößlich trennte, befand sich ein schon geraume

Zeit leerstehendes Zimmer, das zu Frau Rößlichs Wohnung gehörte und zu vermieten war, wie das ein Papptäfelchen am Haustor und ein Zettel an einer Scheibe des nach dem Kanal hinausgehenden Fensters besagte. Sofja hatte sich schon seit langer Zeit daran gewöhnt, dieses Zimmer für unbewohnt zu halten. Indessen hatte während dieses ganzen Gespräches Herr Swidrigailow in dem leeren Zimmer an der Tür gestanden und heimlich zugehört. Als Raskolnikow sich entfernt hatte, blieb Herr Swidrigailow noch einen Augenblick überlegend stehen, dann ging er auf den Zehen in sein Zimmer, das neben dem leeren lag, holte von dort einen Stuhl und stellte ihn leise dicht an die Tür, die zu Sofjas Zimmer führte. Das Gespräch war ihm merkwürdig und interessant erschienen und hatte ihm ganz außerordentlich gefallen, so sehr, daß er sich sogar einen Stuhl hinstellte, um künftig, möglicherweise schon morgen, nicht wieder die Unbequemlichkeit zu haben, eine ganze Stunde lang stehen zu müssen; er wollte sich die Sache bequemer einrichten, um das Vergnügen ungestört auskosten zu können.

V

Als Raskolnikow am andern Morgen pünktlich um elf Uhr in dem Polizeigebäude des ...schen Bezirks in die Räume des Untersuchungskommissars eingetreten war und sich bei Porfiri Petrowitsch hatte melden lassen, wunderte er sich, wie lange er warten mußte: es dauerte mindestens zehn Minuten, bis er gerufen wurde. Und er hatte geglaubt, man würde, sowie er nur käme, unverzüglich über ihn herfallen. Aber er stand im Wartezimmer, und es kamen und gingen Leute an ihm vorüber, denen er allem Anschein nach völlig gleichgültig war. Im folgenden Zimmer, das den Eindruck einer Kanzlei machte, saßen einige Schreiber bei ihrer Arbeit, und es war augenscheinlich, daß keiner

von ihnen auch nur eine Ahnung davon hatte, wer und was Raskolnikow sei. Mit unruhigem, argwöhnischem Blicke schaute er um sich herum, um sich zu vergewissern, ob nicht irgendein Polizist in seiner Nähe sei, irgendein geheimer Wächter, der den Auftrag habe, auf ihn aufzupassen, damit er nicht davonginge. Aber er konnte nichts dergleichen entdecken: er sah nur die Kanzlisten mit ihrem kleinlichen Tun und Treiben und sonst noch einige Leute; aber niemand kümmerte sich um ihn; er hätte ohne weiteres auf und davon gehen können. Immer mehr befestigte sich bei ihm der Gedanke, daß, wenn dieser rätselhafte Mensch von gestern, dieses aus der Erde aufgetauchte Gespenst, wirklich alles gesehen und gewußt hätte, man ihn, Raskolnikow, hier gewiß nicht so ruhig stehen und warten lassen würde. Und sicherlich hätte man heute nicht so lange gewartet, bis es ihm selbst belieben würde herzukommen. Es ergab sich also als Resultat: entweder hatte dieser Mensch noch keine Anzeige erstattet, oder . . . oder . . . auch er wußte einfach nichts und hatte nichts mit eigenen Augen gesehen (und wie war es denn auch möglich, daß er etwas gesehen hätte?), und folglich war dieses ganze Erlebnis, das er, Raskolnikow, gestern gehabt hatte, in der Hauptsache wieder nur ein Wahngebilde, welches seine überreizte, kranke Phantasie erzeugt hatte. Der Gedanke, daß die Sache so zu erklären sei, hatte sogar schon gestern während der ärgsten Beunruhigung und Verzweiflung angefangen sich bei ihm festzusetzen. Während er alles dies jetzt nochmals durchdachte und sich zu einem neuen Kampfe rüstete, fühlte er auf einmal, daß er zitterte, — und eine heiße Empörung wallte in ihm auf bei dem Gedanken, daß er wohl gar aus Furcht vor dem verhaßten Porfiri Petrowitsch zittere. Das Schrecklichste, was ihm begegnen konnte, war für ihn, nochmals mit diesem Menschen zusammenzukommen; er haßte ihn maßlos, grenzenlos und fürch=

tete sogar, sein Haß könnte schuld daran werden, daß er sich eine Blöße gäbe. Und so heftig war seine Empörung, daß sie dem Zittern sofort ein Ende machte; er machte sich bereit, mit kalter, dreister Miene einzutreten, und nahm sich fest vor, nach Möglichkeit zu schweigen, zu beobachten und zuzuhören und wenigstens diesmal um jeden Preis seine krankhafte Reizbarkeit zu überwinden. In diesem Augenblicke wurde er zu Porfiri Petrowitsch hereingerufen.

Er fand Porfiri Petrowitsch in seinem Arbeitszimmer allein. Das Zimmer war von mittlerer Größe; es standen darin: ein großer Schreibtisch, ein mit Wachstuch bezogenes Sofa mit einem Tisch davor, ein Eckschrank und einige Stühle, lauter fiskalische Möbel aus gelbem, poliertem Holze. In der Hinterwand, die nur von einem Bretterverschlage gebildet wurde, befand sich nach der einen Ecke zu eine geschlossene Tür; also mußten noch andre Zimmer dahinter liegen. Nach Raskolnikows Eintritt schloß Porfiri Petrowitsch sofort die Tür, durch die dieser hereingekommen war, so daß sie allein waren. Er bewillkommnete den Besucher anscheinend in heiterster Stimmung und mit freundlichster Miene, und erst einige Minuten darauf glaubte Raskolnikow an gewissen Anzeichen eine Art von Verlegenheit bei ihm zu bemerken, als sei ihm etwas in die Quere gekommen, oder als sei er bei irgendwelcher Heimlichkeit ertappt worden.

„Ah, Verehrtester, da sind Sie ja auch ... in unserm Reiche ...“, begann Porfiri und streckte ihm beide Hände entgegen. „Nun, setzen Sie sich, Väterchen! Oder vielleicht mögen Sie es nicht gern, daß man Sie ... so tout court ... Verehrtester und Väterchen nennt? Halten Sie es, bitte, nicht für Zudringlichkeit! Bitte hierher, auf das Sofa!“

Raskolnikow setzte sich, ohne die Augen von ihm abzuwenden. „In unserm Reiche“, die Entschuldigung wegen der familiären

Anrede, die französische Phrase tout court und andres mehr, das waren alles charakteristische Anzeichen. „Er hat mir zwar beide Hände entgegengestreckt, mir aber keine Hand gereicht, sondern sie noch rechtzeitig zurückgezogen,“ dachte er argwöhnisch in der Geschwindigkeit. Beide beobachteten sich wechselseitig; aber sobald sich ihre Blicke begegneten, wandten sie sie beide blitzschnell voneinander ab.

„Ich bringe Ihnen hier die Eingabe wegen der Uhr, . . . hier, bitte. Ist es richtig, wie ich sie aufgesetzt habe, oder soll ich sie noch einmal umschreiben?“

„Was? Ach, die Eingabe! Nein, es ist alles in Ordnung, alles in Ordnung, seien Sie unbesorgt, alles ganz wunderschön!“ erwiderte Porfiri Petrowitsch hastig, als müßte er schnell weg, und nahm erst nach diesen Worten das Schriftstück hin und sah es durch. „Ja, es ist wunderschön; weiter ist nichts erforderlich,“ bestätigte er nochmals mit der gleichen Zungenfertigkeit und legte das Schreiben auf den Sofatisch.

Eine Minute später, als er bereits von etwas anderem sprach, nahm er es wieder vom Sofatische weg und trug es nach dem Schreibtische hinüber.

„Sie sagten ja wohl gestern, daß Sie mich in aller Form zu vernehmen wünschten . . . über meine Bekanntschaft mit dieser ermordeten Frau?“ begann Raskolnikow.

„Warum habe ich nur dieses ‚ja wohl‘ eingeschaltet?“ durchzuckte es ihn. „Na, warum beunruhige ich mich so darüber, daß ich dieses ‚ja wohl‘ eingeschaltet habe?“ folgte bei ihm sofort ein zweiter Gedanke blitzschnell nach.

Und plötzlich kam es ihm zum Bewußtsein, daß seine Zweifelsucht infolge des bloßen Zusammenseins mit Porfiri, infolge einiger weniger Worte, einiger weniger Blicke bereits in einem Augenblicke zu ungeheuerlichen Dimensionen herangewachsen

sei, . . . und daß es enorm gefährlich sei, wenn in solcher Art die Reizbarkeit der Nerven zunehme und die Aufregung steige. „Schlimm! Schlimm! . . . Die Zunge wird mir wieder durchgehen!"

„Ja, ja, ja! Seien Sie unbesorgt! Die Sache hat ja sehr Zeit, sehr Zeit," murmelte Porfiri Petrowitsch; er ging, anscheinend zwecklos, neben dem Sofatische hin und her; dann wieder lief er zum Fenster, dann zum Schreibtisch, dann wieder zum Sofatisch; bald wich er Raskolnikows argwöhnischem Blicke aus, bald blieb er auf einem Fleck stehen und starrte ihm gerade ins Gesicht.

Ganz wunderlich nahm sich dabei seine kleine, dicke, runde Figur aus, wie ein großer Gummiball, der bald nach dieser, bald nach jener Seite hinrollt und immer gleich wieder von allen Wänden und Ecken zurückprallt.

„Das hat ja noch Zeit, das hat ja noch Zeit! . . . Rauchen Sie? Haben Sie bei sich? Bitte, da ist eine Zigarette!" fuhr er fort, indem er seinem Gaste eine Zigarette reichte. „Wissen Sie, ich empfange Sie hier; meine Wohnung liegt da auf der andern Seite der dünnen Wand, . . . eine Dienstwohnung; aber ich benutze jetzt einstweilen eine Privatwohnung. Es waren hier ein paar Reparaturen nötig. Jetzt ist alles fast in Ordnung. Eine Dienstwohnung, wissen Sie, das ist doch eine prächtige Sache, nicht wahr? Meinen Sie nicht auch?"

„Ja, das ist eine prächtige Sache," erwiderte Raskolnikow und blickte ihn beinahe spöttisch an.

„Eine prächtige Sache, eine prächtige Sache," sagte Porfiri Petrowitsch mehrmals hintereinander, als ob er auf einmal an etwas ganz anderes dächte. „Ja, eine prächtige Sache!" rief er zuletzt sehr laut, richtete plötzlich seine Blicke auf Raskolnikow und blieb zwei Schritte von ihm entfernt stehen.

Diese vielmalige törichte Wiederholung, daß eine Dienstwohnung eine prächtige Sache sei, bildete in ihrer Plattheit einen schroffen Widerspruch zu dem ernsten, nachdenklichen, rätselhaften Blicke, den er jetzt auf dem Besucher ruhen ließ.

Dadurch wurde Raskolnikows Wut noch mehr ins Kochen gebracht, und er konnte eine spöttische und recht unvorsichtige Herausforderung nicht mehr zurückhalten:

„Wissen Sie was?" fragte er, indem er ihn dreist anblickte und einen wahren Genuß von seiner Dreistigkeit hatte, „es gibt ja doch wohl bei der Justiz für alle möglichen Untersuchungsbeamten eine Regel, einen Kniff, zuerst von weither anzufangen, mit Kleinigkeiten, oder auch mit etwas Ernsthaftem, aber völlig Fremdartigem, um den Inquisiten sozusagen zu ermutigen oder, richtiger ausgedrückt, zu zerstreuen und seine Vorsicht einzuschläfern, und ihn dann auf einmal, wenn er es am wenigsten erwartet, durch eine verhängnisvolle, gefährliche Frage, wie durch einen Knüttelschlag gerade auf den Scheitel, zu betäuben; nicht wahr? Das wird ja wohl in allen Leitfäden und Anweisungen bis auf den heutigen Tag als eine besondere Weisheit eingeschärft?"

„Ganz richtig, ganz richtig . . . Also Sie meinen, ich hätte Sie durch das von der Dienstwohnung . . . hm . . . ja?" Nach diesen Worten kniff Porfiri Petrowitsch die Augen zusammen und zwinkerte ihm zu; ein vergnügter, schlauer Ausdruck huschte über sein Gesicht; die Falten auf seiner Stirn glätteten sich; die Äuglein wurden ganz klein; das ganze Gesicht zog sich in die Breite; und plötzlich brach er in ein nervöses, lange anhaltendes Lachen aus, wobei er mit dem ganzen Körper hin und her wiegte und schwankte, seinem Besucher aber gerade in die Augen blickte. Dieser begann, sich etwas Zwang antuend, selbst zu lachen. Aber als nun bei diesem Anblick Porfiri Petrowitsch in einen solchen

Lachkrampf hineingeriet, daß er ganz blaurot wurde, da gewann bei Raskolnikow der Widerwille die Oberhand über die Vorsicht; er hörte auf zu lachen, machte ein finsteres Gesicht und richtete einen langen, haßerfüllten Blick auf Porfiri, so daß er während der ganzen Dauer dieses ununterbrochenen Lachens, das, wie mit Absicht, gar nicht enden zu wollen schien, die Augen nicht von ihm abwandte. Ein Mangel an Vorsicht war übrigens auf beiden Seiten deutlich; denn Porfiri Petrowitsch lachte ja ganz unverhohlen seinem Gaste ins Gesicht, trotzdem dieser das Lachen mit haßerfüllter Miene aufnahm, und wurde darüber in keiner Weise verlegen. Dieser letztere Umstand war für Raskolnikow von Wichtigkeit zur Beurteilung der Sachlage: er sagte sich nun, daß Porfiri Petrowitsch sicherlich auch vorhin durchaus nicht verlegen gewesen sei, sondern im Gegenteil er selbst, Raskolnikow, wohl in eine Falle hineingeraten sei, daß hier offenbar etwas vorhanden sei, wovon er nichts wisse, irgendeine besondere Absicht, daß vielleicht alles schon vorbereitet sei und sich im nächsten Augenblick enthüllen und entladen werde.

Er wollte der Gefahr sofort entgegentreten; darum stand er auf und griff nach seiner Mütze.

„Porfiri Petrowitsch," begann er in entschlossenem Tone, der aber sehr gereizt klang, „Sie sprachen gestern den Wunsch aus, ich möchte zum Zwecke eines Verhörs zu Ihnen kommen." (Er legte besonderen Nachdruck auf das Wort Verhör.) „Ich bin gekommen, und wenn Sie etwas wissen wollen, so fragen Sie mich; andernfalls gestatten Sie mir, mich zu entfernen. Ich habe keine Zeit; ich bin in Anspruch genommen ... Ich muß der Beerdigung eben jenes überfahrenen Beamten beiwohnen, von dem Sie ... ja auch bereits wissen, . . ." fügte er hinzu, ärgerte sich aber sofort über diesen Zusatz und wurde nun noch gereizter. „Mir ist diese ganze Geschichte zum Ekel geworden, hören Sie, und zwar

schon längst, ... auch meine Krankheit rührte zum Teil davon her ... Kurz," fuhr er beinahe schreiend fort, da er sich bewußt wurde, daß die Bemerkung über die Krankheit noch weniger am Platze gewesen war, „kurz, seien Sie so gut, mich entweder zu befragen oder zu entlassen, aber sofort, ... und wenn Sie mich befragen wollen, dann nur in aller Form! Auf eine andre Art der Befragung werde ich nicht eingehen; und darum sage ich Ihnen einstweilen Lebewohl, da wir beide augenblicklich miteinander nichts zu schaffen haben."

„Um des Himmels willen, was haben Sie denn nur! Worüber soll ich Sie denn vernehmen?" begann Porfiri Petrowitsch plötzlich einen eifrigen Redeschwall, änderte sofort Ton und Miene und hörte im Nu auf zu lachen. „Bitte, regen Sie sich doch nicht auf!" Er entwickelte eine unruhige Geschäftigkeit, indem er bald wieder hin und her rannte, bald Raskolnikow einlud, doch wieder Platz zu nehmen. „Die Sache hat ja Zeit, die Sache hat ja Zeit, und es sind ja doch nur Kleinigkeiten! Ich bin vielmehr so froh, daß Sie endlich einmal zu mir gekommen sind ... Ich betrachte Ihr Hiersein als einen freundlichen Besuch. Und wegen dieses verdammten Lachens bitte ich Sie um Entschuldigung, Väterchen Rodion Romanowitsch! Rodion Romanowitsch, so sind doch wohl Ihre Namen? Ich bin ein nervöser Mensch; Sie haben mich durch Ihre witzige Bemerkung arg zum Lachen gereizt; manchmal muß ich so lachen, daß mir der Leib schüttert, als ob er von Gummielastikum wäre, wahrhaftig, eine halbe Stunde lang. Ich bin nun einmal so lachlustig. Bei meiner Konstitution kann ich dabei sogar eines Schlaganfalls gewärtig sein. Aber so setzen Sie sich doch, was haben Sie denn! ... Bitte, Väterchen, sonst muß ich ja denken, daß Sie es mir übelgenommen haben..."

Raskolnikow schwieg, hörte und beobachtete, immer noch mit

zornigem, finsterem Gesichte. Jedoch setzte er sich wieder hin, legte aber die Mütze nicht aus der Hand.

„Ich möchte Ihnen, Väterchen Rodion Romanowitsch, etwas über mich selbst mitteilen, sozusagen, um Ihnen mein Wesen verständlich zu machen," fuhr Porfiri Petrowitsch fort; er hastete wieder durch das Zimmer und vermied es, wie vorher, dem Blicke des Besuchers zu begegnen. „Sehen Sie, ich bin Junggeselle, ohne weltmännischen Schliff; ich lebe so still für mich; meine Entwicklung ist bereits zum Stillstand gelangt, ich bin starr geworden, sozusagen in Samen geschossen, und . . . und . . . und ist es Ihnen vielleicht auch schon aufgefallen, Rodion Romanowitsch, daß bei uns, ich meine bei uns in Rußland und ganz besonders in unsern Petersburger Kreisen, wenn zwei verständige Menschen miteinander zusammenkommen, die miteinander noch nicht näher bekannt sind, aber sich doch sozusagen wechselseitig achten, so wie wir beide jetzt, — daß es dann eine gute halbe Stunde dauert, bis sie ein Gesprächsthema finden; sie sitzen sich steif gegenüber und genieren sich einer vor dem andern. Alle andern Leute haben immer einen Gesprächsstoff parat; die Damen zum Beispiel, . . . die Lebemänner zum Beispiel, die feinen Leute, alle haben sie immer etwas zum Reden, c'est de rigueur; aber Leute aus der Mittelschicht, so wie wir, sind immer verlegen und wortkarg, . . . ich meine: denkende Menschen. Woher mag das kommen, Väterchen? Haben wir keine gemeinsamen Interessen, oder sind wir so ehrlich, daß wir einander nichts vormachen mögen? Ich weiß es nicht. Nun, wie denken Sie darüber? Aber legen Sie doch Ihre Mütze beiseite; das sieht ja so aus, als wären Sie auf dem Sprunge fortzugehen; das macht sich ja so ungemütlich . . . Und ich freue mich doch so sehr . . ."

Raskolnikow legte die Mütze hin, fuhr aber fort, zu schweigen

und mit ernstem, finsterem Gesichte Porfiris leeres, wirres Geschwätz anzuhören. „Ob er wirklich durch sein dummes Geschwätz meine Aufmerksamkeit ablenken will?" dachte er.

„Ich biete Ihnen keinen Kaffee an; es ist hier nicht der Ort dazu," plauderte Porfiri ohne Unterbrechung weiter. „Aber warum sollte man nicht ein fünf Minuten mit einem Freunde zusammensitzen und sich ein bißchen zerstreuen? Und wissen Sie, alle diese dienstlichen Obliegenheiten . . . Aber nehmen Sie es mir nicht übel, Väterchen, daß ich immer so auf und ab wandere; entschuldigen Sie, Väterchen, ich möchte in keiner Weise unartig gegen Sie sein; aber es ist geradezu eine Notwendigkeit für mich, daß ich mir Bewegung mache. Ich sitze fortwährend und freue mich darum sehr, wenn ich einmal fünf Minuten lang umherwandern kann, . . . Hämorrhoiden, . . . ich habe schon immer vor, mich durch systematisches Turnen zu kurieren; man sagt, daß Staatsräte, Wirkliche Staatsräte und sogar Geheimräte mit Vergnügen Springübungen vornehmen; da sieht man, wie die hygienische Wissenschaft . . . in unserm Jahrhundert . . . ja, ja. . . . Und was diese dienstlichen Obliegenheiten anlangt, diese Verhöre und all diese Formalitäten, . . . Sie erwähnten ja soeben selbst etwas von Verhören, Väterchen, . . . so müssen Sie wissen, Väterchen Rodion Romanowitsch, diese Verhöre machen manchmal den Inquirenten selbst konfuser als den Inquisiten . . . Das war vorhin eine überaus richtige und scharfsinnige Bemerkung von Ihnen, Väterchen." (Raskolnikow hatte keine derartige Bemerkung gemacht.) „Man wird ganz wirr im Kopfe, wahrhaftig ganz wirr! Und immer ein und dasselbe, immer ein und dasselbe, wie bei einer Maschine. Na, jetzt ist ja nun eine Reform im Werke, und da werden wir doch wenigstens andre Amtstitulaturen bekommen, he-he-he! Na, und hinsichtlich unsrer Kniffe bei der Justiz (wie Sie sich vorhin sehr geistreich aus-

drückten), da bin ich voll und ganz Ihrer Ansicht. Aber sagen Sie selbst, welcher Angeklagte, und wäre es der einfältigste Bauer, wüßte das nicht, daß man anfangs mit fremdartigen Fragen seine Vorsicht einzuschläfern sucht (um Ihren glücklich gewählten Ausdruck zu gebrauchen) und ihn dann plötzlich durch einen Knüttelschlag gerade auf den Scheitel betäuben will, he-he-he! gerade auf den Scheitel, das war ein sehr glücklicher Vergleich, dessen Sie sich da bedienten! He-he! Also da haben Sie wirklich gedacht, ich hätte vor, Sie durch die Reden von der Dienstwohnung . . . he-he! Was sind Sie für ein Spötter! Na, ich tu's nicht wieder! Ach ja, dabei fällt mir ein, ein Wort gibt ja das andre, und ein Gedanke knüpft sich an den andern, Sie haben da vorhin auch von der gesetzlichen Form gesprochen, wissen Sie, in bezug auf Verhöre. Na, wozu denn immer in aller gesetzlichen Form! Wissen Sie, die gesetzliche Form ist dabei oft der reine Unsinn. Manchmal, wenn man nur so ganz freundschaftlich mit einem redet, ist das doch viel vorteilhafter. Die gesetzliche Form läuft einem ja nicht davon; gestatten Sie, daß ich Sie darüber beruhige; ja, und was hat denn auch eigentlich die gesetzliche Form für eine Bedeutung, möchte ich Sie fragen? Durch die gesetzliche Form darf man sich, wenn man eine Untersuchung führt, nicht auf Schritt und Tritt hemmen lassen. Die Tätigkeit eines Untersuchungskommissars ist doch, um mich so auszudrücken, eine freie Kunst in ihrer Art, oder so etwas Ähnliches . . . he-he-he!"

Porfiri Petrowitsch hielt für einen Augenblick inne, um wieder Atem zu schöpfen. Er redete immer in einem Zuge hin, ohne müde zu werden; bald waren es sinnlose, leere Redensarten; dann streute er auf einmal dunkle Andeutungen dazwischen und geriet sofort wieder in das sinnlose Gerede hinein. Sein Hin- und Herwandern im Zimmer war schon beinahe zu einem Laufen

geworden; immer schneller und schneller bewegten sich seine dicken Beinchen; dabei blickte er immer auf den Fußboden; die rechte Hand hielt er auf den Rücken; die linke schwenkte er fortwährend in der Luft umher und vollführte mit ihr allerlei Gestikulationen, die aber jedesmal auffallend wenig zu seinen Worten paßten. Raskolnikow bemerkte plötzlich, daß er bei seinem Umherlaufen im Zimmer ein paarmal an der Eingangstür stehen blieb, nur einen Augenblick, und auf etwas zu horchen schien . . . „Wartet er vielleicht auf etwas?" dachte er.

„Und darin haben Sie wirklich vollkommen recht," fuhr Porfiri wieder fort und blickte dabei Raskolnikow heiter und mit ganz besonderer Gutmütigkeit an (dieser bekam ordentlich einen Schreck darüber und setzte sich schleunigst wieder in Bereitschaft), „wirklich vollkommen recht, daß Sie sich über das Formenwesen bei der Justiz in so geistreicher Weise lustig machten, he-he! Diese unsre Kniffe, von denen manche mit solchem psychologischen Tiefsinn ausgeklügelt sind, sind höchst lächerlich, ja vielleicht sogar ganz wertlos, wenn man sich dabei zu sehr an die Form bindet. Ja, . . . ich komme wieder auf die gesetzliche Form zu reden: also wenn ich in einer Sache, die mir übertragen ist, den einen oder andern für den Täter halte oder, besser gesagt, im Verdacht habe . . . Sie studieren ja doch Jura, Rodion Romanowitsch?"

„Das habe ich allerdings getan."

„Nun also, da möchte ich Ihnen, um mich so auszudrücken, ein kleines Beispiel für Ihre zukünftige Praxis anführen, — das heißt, glauben Sie nicht etwa, daß ich mir herausnehme, Sie belehren zu wollen: Sie lassen ja selbst so schöne Aufsätze über Verbrechen drucken! Nein, ich möchte Ihnen nur ganz ohne solche Absicht, als einen faktischen Fall, ein kleines Beispiel anführen. Also wenn ich zum Beispiel den einen oder den andern

für den Täter halte, warum soll ich, frage ich Sie, ihn vor dem richtigen Zeitpunkt beunruhigen, auch wenn ich Indizien gegen ihn in der Hand habe? Manchen muß ich ja allerdings so schnell wie möglich festnehmen; aber ein andrer hat wieder einen ganz andern Charakter, im Ernst; also warum soll ich ihm da nicht gestatten, noch ein bißchen in der Stadt spazierenzugehen, he-he-he! Nein, wie ich sehe, verstehen Sie noch nicht ganz, wie ich es meine; darum will ich es Ihnen noch deutlicher auseinandersetzen: nämlich wenn ich ihn zu früh festnehme, so gebe ich ihm dadurch womöglich noch sozusagen eine moralische Stütze, he-he! Ja, Sie lachen?" (Raskolnikow dachte gar nicht daran, zu lachen; er saß mit zusammengepreßten Lippen da und wandte seinen glühenden Blick nicht einen Moment von Porfiris Augen ab.) „Aber es verhält sich doch so, besonders bei gewissen Individuen; denn die Menschen sind sehr verschiedenartig, und die Hauptsache bleibt doch immer die praktische Erfahrung. Nun werden Sie mir vielleicht einwenden: die Indizien! Aber angenommen, es sind Indizien vorhanden, so haben doch Indizien größtenteils ihre zwei Seiten, Väterchen, und ich als Untersuchungskommissar, also als schwacher Mensch, muß gestehen: ich möchte die Schlußfolgerung gern sozusagen mit mathematischer Klarheit hinstellen, damit sie so sicher ist wie zweimal zwei gleich vier und einen direkten und unbestreitbaren Beweis bildet. Wenn ich ihn aber vor der rechten Zeit festnehme (mag ich auch fest überzeugt sein, daß er es gewesen ist), so beraube ich mich vielleicht selbst der Mittel zu seiner weiteren Überführung. Inwiefern? Weil ich ihn sozusagen in eine fest bestimmte Situation hineinversetze, ihm in seelischer Hinsicht sozusagen ein Fundament gebe und ihn zur Ruhe kommen lasse; da wird er sich dann vor mir in seine Schale verkriechen: er wird sich eben endlich darüber klar, daß er Gefangener ist. So erzählt man, daß gleich

nach der Schlacht an der Alma kluge Leute in Sebastopol eine Heidenangst hatten, der Feind könnte jeden Augenblick mit offener Gewalt einen Angriff machen und Sebastopol mit einem Schlage einnehmen; aber als sie sahen, daß der Feind eine regelrechte Belagerung vorzog und die erste Parallele eröffnete, da sollen sich die klugen Leute gefreut und beruhigt haben; sie sagten sich nämlich: nun dauert die Sache mindestens noch zwei Monate; denn schneller führt eine regelrechte Belagerung nicht zur Einnahme. Sie lachen wieder, wollen mir wieder nicht glauben? Gewiß, auch Sie haben recht, haben ganz recht, ganz recht! Ich bin mit Ihnen ganz derselben Meinung: das sind lauter singuläre Fälle; der von mir angeführte Fall ist tatsächlich nur ein singulärer! Aber, bester Rodion Romanowitsch, dabei muß man doch beachten, daß es jenen allgemeinen, typischen Fall, auf den alle gesetzlichen Formen und Regeln bei der Justiz zugeschnitten sind und auf Grund dessen man sie konstruiert und in den Handbüchern aufgezeichnet hat, — daß es den überhaupt nicht gibt, eben deswegen, weil jede Tat, zum Beispiel jedes Verbrechen, sowie es in der Wirklichkeit vorkommt, sich sofort auch in einen völlig singulären Fall verwandelt und manchmal geradezu in einen, wie er vorher noch nie dagewesen ist. In der Art kommen manchmal höchst komische Sachen vor. Wenn ich nun irgendeinen Herrn ganz unbehelligt lasse, ihn nicht festnehme und nicht belästige, aber er muß zu jeder Stunde und in jeder Minute wissen oder wenigstens argwöhnen, daß ich alles, sein ganzes Geheimnis, weiß, bei Tag und Nacht ihn beobachte, ihn unermüdlich überwache, und er muß diesen Argwohn und diese Furcht fortwährend in seinem Bewußtsein herumtragen: weiß Gott, da wird ihm zuletzt schwindlig werden, ganz bestimmt, und er wird von selbst zu mir kommen und vielleicht gar noch etwas anstellen, was den Schuldbeweis sozusagen als einen mathematisch zwin-

genden erscheinen läßt, — und das ist dann doch sehr angenehm. Das kann sowohl einem tölpeligen Bauern passieren als auch einem von unserm Schlage, jemandem, der eine moderne Bildung besitzt und seinen Geist nach irgendeiner bestimmten Richtung hin noch besonders entwickelt hat, und so einem erst recht! Darum, Verehrtester, ist es sehr wichtig, zu wissen, nach welcher Richtung hin sich jemand entwickelt hat. Und dann die Nerven, die Nerven! Die hatten Sie ja ganz und gar vergessen! Diese ganze Generation heutzutage ist ja krank, mager, reizbar! Aber Galle, Galle haben sie alle ein gehöriges Quantum! Ich kann Ihnen sagen, das ist in manchen Fällen die beste Unterstützung für den Untersuchungskommissar! Und welchen Anlaß habe ich, mich darüber zu beunruhigen, daß er in der Stadt frei umhergeht? Mag er doch, mag er doch vorläufig noch ein bißchen spazierengehen, immerzu; ich weiß ja auch ohnedies, daß er mein Opfer ist und mir nicht davonläuft! Ja, und wo soll er auch hinflüchten, he-he-he! Etwa ins Ausland? Ein Pole würde ins Ausland flüchten, aber er nicht, um so weniger, da ich ihn beobachte und meine Maßregeln getroffen habe. Oder soll er im Inlande nach einem Dorfe oder sonst einem kleinen Neste fliehen? Aber da wohnen Bauern, die richtigen, dummen russischen Bauern, und ein Mensch mit moderner Bildung wird, wenn er die Wahl hat, lieber ins Gefängnis gehen als mit unsern Bauern zusammenwohnen, mit denen für ihn gar keine Verständigung möglich ist, he-he-he! Und all das ist noch das wenigste, das sind nur äußere Gründe. Was heißt das: ‚er wird fliehen‘? Dabei denkt man an die äußerliche Handlung; aber das ist gar nicht die Hauptsache. Nicht bloß deswegen wird er mir nicht davongehen, weil er keinen Ort hat, wohin er flüchten könnte; er wird mir nach den Regeln der Psychologie nicht davongehen, he-he-he! Ein feiner Ausdruck, was? Einem Naturgesetze zufolge wird er

mir nicht davongehen, selbst wenn er einen Ort hätte, wohin er sich flüchten könnte. Haben Sie schon einmal einen Schmetterling in der Nähe einer brennenden Kerze gesehen? Na, ganz so wird auch er immerzu, immerzu um mich wie um eine Kerze herumkreisen; die Freiheit wird ihm zuwider werden; er wird melancholisch und konfus werden, sich selbst wie in einem Netze verwickeln und sich zu Tode ängstigen! . . . Und noch mehr: er selbst wird mir gleichsam einen evidenten mathematischen Beweis zurechtmachen, wenn ich ihm nur die erforderliche Zeit lasse. . . . Und unaufhörlich, unaufhörlich wird er um mich Kreise beschreiben, mit immer kleinerem Radius; und bauz! fliegt er mir gerade in den Mund, und ich verschlucke ihn. Und das ist doch sehr angenehm, he-he-he! Sie glauben mir nicht?"

Raskolnikow antwortete nicht; er saß blaß und regungslos da und blickte die ganze Zeit über mit demselben gespannten Ausdruck dem andern ins Gesicht.

„Eine gute Lektion!" dachte er fröstelnd. „Das ist ja ganz anders wie gestern, wo er Katze und Maus mit mir spielte. Und daß er mir seine Macht zeigt und mir die Antworten in den Mund legt, das tut er sicher nicht, ohne sich einen Nutzen davon zu versprechen; dazu ist er zu klug... Da steckt eine bestimmte Absicht dahinter, aber welche? Ach, Unsinn, Brüderchen, das ist nur so eine List von dir, du willst mich ins Bockshorn jagen. Du hast keine Beweise in Händen, und der Mensch von gestern existiert in Wirklichkeit gar nicht! Du willst mich bloß aus der Fassung bringen, mich zu einer Übereilung reizen und mich in diesem Zustande überrumpeln; aber du verrechnest dich, es wird dir nicht gelingen! es wird dir nicht gelingen! Aber warum legt er mir eigentlich in dieser Weise die Antworten in den Mund? Ja, warum? . . . Er rechnet wohl auf meine kranken Nerven! . . . Nein, Brüderchen, du irrst dich, es wird dir nicht gelingen, obgleich du noch irgend etwas

vorbereitet hast. Nun, wir wollen einmal sehen, was das eigentlich ist."

Er nahm all seine Kraft zusammen, um sich auf eine furchtbare, unbekannte Katastrophe vorzubereiten. Zeitweilig hatte er die größte Lust, sich auf Porfiri zu stürzen und ihn auf dem Fleck zu erwürgen; schon als er eintrat, hatte er befürchtet, daß ihn diese Wut überkommen würde. Er fühlte, daß seine Lippen glühten, sein Herz heftig klopfte, die Feuchtigkeit auf den Lippen weggetrocknet war. Dennoch entschied er sich dafür, zu schweigen und vor der Zeit kein Wort zu sagen. Er sah ein, daß das in seiner Lage die beste Taktik war, weil er dann nicht nur seinerseits übereilte Äußerungen vermeiden, sondern auch noch durch sein Schweigen den Feind reizen würde; vielleicht würde dann sogar dieser ihm gegenüber sich unbedachte Worte entschlüpfen lassen. Wenigstens hoffte Raskolnikow darauf.

„Nein, ich sehe, Sie glauben mir nicht; Sie denken immer, daß ich Ihnen harmlose Späßchen vormache," fuhr Porfiri fort; er wurde immer vergnügter, kicherte unaufhörlich vor Lustigkeit und fing wieder an, im Zimmer ringsherum zu laufen. „Gewiß, Sie haben ja ein Recht dazu, das zu denken; schon meine ganze Figur ist von Gott so gebaut, daß sie andre Leute zum Lachen bringt; ich bin der geborene Komiker; aber eines möchte ich Ihnen doch sagen und nochmals wiederholen: Sie, Väterchen Rodion Romanowitsch, sind noch ein junger Mensch (nehmen Sie es mir als älterem Manne nicht übel, was ich da sage), Sie stehen noch im ersten Jugendalter, und darum achten Sie, wie das ja alle jungen Leute zu tun pflegen, den menschlichen Verstand über alles. Das rege Spiel eines scharfen Verstandes und die abstrakten Schlüsse der Vernunft haben für Sie etwas Verführerisches. Darin haben Sie eine frappante Ähnlichkeit zum Beispiel mit dem früheren österreichischen Hofkriegsrat, das

heißt, soweit ich über militärische Dinge urteilen kann: auf dem Papier schlugen sie Napoleon gründlich und nahmen ihn gefangen; sie hatten sich schon in ihrem Arbeitszimmer alles auf das scharfsinnigste ausgerechnet und zurechtgelegt; aber siehe da, General Mack ergab sich mit seiner ganzen Armee, he-he-he! Ich sehe, ich sehe, Väterchen Rodion Romanowitsch, Sie lachen über mich, weil ich als Zivilist meine Beispiele immer aus der Kriegsgeschichte entnehme. Ja, was soll ich machen? Das ist nun mal so eine Schwäche von mir; ich schwärme für das Militärwesen und lese kriegsgeschichtliche Werke mit dem größten Interesse, . . . ich habe entschieden meinen Beruf verfehlt. Ich hätte Soldat werden sollen, wahrhaftig. Ein Napoleon wäre ich ja vielleicht nicht geworden; na, aber Major würde ich jetzt wohl sein, he-he-he! Nun also, jetzt will ich Ihnen über jenen ‚singulären Fall' ausführlich und wahrheitsgemäß sagen, wie es damit steht, mein Bester. Die Wirklichkeit und die Natur, mein verehrter Herr, das sind wichtige Faktoren, und sie machen manchmal einen Strich durch die scharfsinnigste Berechnung! Ja, ja, hören Sie auf einen alten Mann, ich rede im Ernste, Rodion Romanowitsch" (als er so sprach, schien der kaum fünfunddreißigjährige Porfiri Petrowitsch wirklich auf einmal älter geworden zu sein; sogar seine Stimme hatte sich geändert und seine ganze Gestalt sich zusammengekrümmt), „und außerdem bin ich ein aufrichtiger Mensch . . . Bin ich ein aufrichtiger Mensch oder nicht? Wie denken Sie darüber? Ich möchte meinen, ich bin es in hohem Maße: ich erteile Ihnen gratis solche Belehrungen, verlange gar kein Honorar dafür, he-he-he! Nun also, ich fahre fort: Scharfsinn ist meiner Meinung nach ein prächtiges Ding, sozusagen ein natürlicher Schmuck und eine Quelle der Freude für das Leben, und er kann solche Taschenspielerkunststücke zustande bringen, daß manchmal so ein armer Untersuchungs-

kommissar seine liebe Not hat, sie zu durchschauen, namentlich da auch er sich von seiner Phantasie hinreißen läßt, wie das ja immer so zu gehen pflegt; denn er ist ja doch auch ein Mensch! Aber die Natur kommt dem armen Untersuchungskommissar zu Hilfe, und nun ist das Malheur da! Daran aber denkt die Jugend nicht, die sich von ihrem Scharfsinn hinreißen läßt und über alle Hindernisse hinwegschreitet, wie Sie sich gestern so scharfsinnig und fein ausdrückten. Nehmen wir einmal an, er lügt (mit ‚er' meine ich den betreffenden Menschen, die handelnde Person im singulären Falle, den Unbekannten) und lügt ganz vortrefflich, auf die allerschlaueste Weise; jetzt, meint er, ist es so weit, daß er triumphieren und die Früchte seines Scharfsinnes genießen kann; aber bums! an der interessantesten, verhängnisvollsten Stelle fällt er in Ohnmacht. Er mag ja krank sein; es ist auch manchmal in den Zimmern stickige Luft; aber trotzdem! Trotzdem hat er andern Leuten einen Anhaltspunkt gegeben! Gelogen hat er mit unvergleichlicher Geschicklichkeit; aber seine Natur hat er nicht verstanden richtig zu berechnen. Aber darin gerade liegt nun die Tücke! Ein andermal läßt er sich von dem Drange, seinen Scharfsinn zu betätigen, hinreißen und fängt an, jemanden, der ihn im Verdacht hat, zum Narren zu halten; er erbleicht anscheinend absichtlich, anscheinend aus Verstellung; aber er erbleicht gar zu natürlich, gar zu wahrheitsgetreu, und wieder hat er einen Anhaltspunkt gegeben! Wenn er auch den andern zunächst hinters Licht führt, aber über Nacht überlegt sich der die Sache, wenn er einigermaßen gewitzt ist. Und so geht es auf Schritt und Tritt! Noch mehr: er fängt an, sich seinen Widersachern geradezu aufzudrängen, sich einzumischen, wo man ihn gar nicht gefragt hat, fortwährend über Dinge zu reden, über die er besser schwiege; er erzählt allerlei mit Andeutungen gespickte Geschichten, he-he-he! er kommt selbst und erkundigt sich:

‚Warum dauert es denn so lange, bis ich arretiert werde?‘ He-he-he! Und so kann es sogar dem scharfsinnigsten Menschen gehen, einem ausgezeichneten Psychologen und Schriftsteller! Die Natur ist ein Spiegel, der klarste Spiegel! In den muß man hineinschauen, mit Lust und Eifer hineinschauen; darauf kommt es an! Aber warum sind Sie denn so blaß geworden, Rodion Romanowitsch? Ist es Ihnen hier zu stickig? Soll ich ein Fenster aufmachen?“

„O bitte, bemühen Sie sich nicht!“ rief Raskolnikow und lachte plötzlich auf. „Bitte, bemühen Sie sich nicht!“

Porfiri blieb vor ihm stehen, wartete ein Weilchen und lachte dann, seinem Beispiele folgend, auf einmal selbst los. Raskolnikow stand vom Sofa auf und brach jäh sein Lachen ab, das durchaus den Charakter eines krankhaften Anfalls getragen hatte.

„Porfiri Petrowitsch,“ sagte er laut und deutlich, obgleich ihn die zitternden Beine kaum noch trugen, „ich sehe endlich klar, daß Sie mich tatsächlich im Verdachte haben, diese alte Frau und ihre Schwester Lisaweta ermordet zu haben. Meinerseits erkläre ich Ihnen, daß diese ganze Sache mir schon längst zum Ekel geworden ist. Wenn Sie der Ansicht sind, daß Sie ein Recht haben, gesetzlich gegen mich vorzugehen, so gehen Sie gegen mich vor; glauben Sie, mich arretieren zu sollen, so arretieren Sie mich. Aber daß Sie mir ins Gesicht lachen und mich martern, das dulde ich nicht . . .“

Seine Lippen bebten, seine Augen glühten vor Wut, und seine Stimme, die bis dahin nicht überlaut gewesen war, schwoll an.

„Das dulde ich nicht!“ schrie er und schlug aus voller Kraft mit der Faust auf den Tisch. „Hören Sie wohl, Porfiri Petrowitsch? Das dulde ich nicht!“

„Aber, mein Gott, was haben Sie denn wieder!“ rief Porfiri

Petrowitsch, anscheinend höchst erschrocken. „Väterchen, Rodion Romanowitsch! Mein Teuerster! Was haben Sie denn nur?"

„Ich dulde es nicht!" rief Raskolnikow noch einmal.

„Nicht so laut, Väterchen! Die Leute nebenan hören es ja und kommen herein! Und was sollen wir ihnen dann sagen, bedenken Sie doch!" flüsterte Porfiri Petrowitsch bestürzt, indem er sein Gesicht nahe an Raskolnikows Gesicht heranbrachte.

„Ich dulde es nicht, ich dulde es nicht!" wiederholte Raskolnikow mechanisch, aber auf einmal gleichfalls in leisem Flüstertone.

Porfiri drehte sich schnell um und lief hin, um ein Fenster zu öffnen.

„Wir wollen ein bißchen frische Luft hereinlassen! Und auch einen Schluck Wasser müssen Sie trinken, mein Bester! Das ist ja ein richtiger Anfall!"

Er stürzte schon zur Tür, um Wasser bringen zu lassen, fand aber dort in einer Ecke selbst noch eine Karaffe mit Wasser.

„Da, Väterchen, trinken Sie!" flüsterte er, indem er mit der Karaffe zu ihm hinlief. „Vielleicht hilft das . . ."

Porfiris Schreck und sogar seine Teilnahme nahmen sich so natürlich aus, daß Raskolnikow schwieg und ihn befremdet und prüfend anblickte. Das Wasser nahm er jedoch nicht an.

„Rodion Romanowitsch! Lieber Mensch! Auf diese Art werden Sie sich noch um den Verstand bringen, kann ich Sie versichern! So trinken Sie doch! Trinken Sie wenigstens ein klein bißchen!"

Er zwang ihn, das Glas mit Wasser in die Hand zu nehmen. Raskolnikow führte es schon mechanisch an die Lippen, kam dann aber zur Besinnung und stellte es voll Abscheu auf den Tisch.

„Ja, ja, Sie haben so einen kleinen Anfall gehabt! Auf diese Weise, bester Freund, werden Sie sich Ihre frühere Krankheit von neuem zuziehen," fuhr Porfiri Petrowitsch fort mit freund-

schaftlicher Teilnahme auf ihn einzureden; seine Miene hatte immer noch den Ausdruck der Fassungslosigkeit beibehalten. „Mein Gott, wie kann man sich nur so wenig in acht nehmen! Da ist auch gestern Dmitri Prokofjitsch bei mir gewesen, — ich gebe ja zu, ich gebe ja zu, ich habe einen spöttischen, garstigen Charakter; aber was haben diese Menschen daraus für wunderliche Schlüsse gezogen! . . . Mein Gott! Er kam gestern, bald nachdem Sie fortgegangen waren, wir aßen gerade zu Mittag, er redete und redete, ich konnte nur die Hände überm Kopfe zusammenschlagen! Na, dachte ich, . . . ach, du mein Gott! Hatten Sie ihn dazu veranlaßt, zu mir zu kommen? Aber so setzen Sie sich doch, Väterchen, setzen Sie sich, ich bitte Sie dringend!"

„Nein, ich hatte ihn nicht dazu veranlaßt! Aber ich wußte, daß er zu Ihnen ging, und warum er zu Ihnen ging," antwortete Raskolnikow in scharfem Tone.

„Sie wußten es?"

„Ja. Was folgt daraus?"

„Ach, Väterchen Rodion Romanowitsch, ich weiß ja noch ganz andre Sachen, die Sie gemacht haben; ich bin von allem unterrichtet! Ich weiß ja, daß Sie eine Wohnung mieten gingen, kurz vor Einbruch der Nacht, als es schon dunkel wurde, und daß Sie an der Türklingel zogen und nach dem Blute fragten und die Gesellen und die Hausknechte stutzig machten. Ich habe ja auch Verständnis für Ihre damalige Gemütsstimmung, . . . aber ich muß doch sagen, Sie werden sich auf diese Weise einfach um den Verstand bringen, weiß Gott! Es wird Ihnen wirbelig im Kopfe werden! Eine edle Entrüstung wallt heftig in Ihnen wegen der Kränkungen auf, die Sie erlitten haben, zuerst vom Schicksal, dann von den Polizeibeamten; und deswegen stürmen Sie nun hierhin und dahin, um sozusagen möglichst schnell alle zum Reden

zu bringen und so der ganzen Geschichte mit einem Male ein Ende zu machen, weil diese Dummheiten und all diese Verdächtigungen Ihnen zum Ekel geworden sind. Ist es nicht so? Habe ich Ihre Stimmung erraten? . . . Nur werden Sie auf diese Weise nicht bloß sich selbst, sondern auch meinem lieben Rasumlchin den Kopf verdrehen; und es wäre doch schade um ihn, ein so braver Mensch, wie er ist; das wissen Sie selbst. Ihre Krankheit kann auf seine Bravheit ansteckend wirken . . . Ich will Ihnen, wenn Sie sich werden beruhigt haben, Väterchen, eine Geschichte erzählen . . . Aber so setzen Sie sich doch, Väterchen, ich bitte Sie um alles in der Welt; bitte, erholen Sie sich; Sie sehen ja ganz entstellt aus. Aber nehmen Sie doch Platz!"

Raskolnikow setzte sich; das Zittern war vorübergegangen, und eine Gluthitze durchströmte jetzt seinen ganzen Körper. Mit größtem Erstaunen und gespanntester Aufmerksamkeit hörte er dem aufgeregten Porfiri zu, der sich freundschaftlich um ihn bemühte. Aber er glaubte ihm kein einziges Wort, obwohl er eine seltsame Neigung dazu verspürte. Porfiris unerwartete Bemerkung über das Wohnungssuchen hatte ihn in große Bestürzung versetzt. „Er weiß also die Geschichte mit der Wohnung?" dachte er, „und erzählt es mir von selbst?"

„Ja, wir haben in unsrer Gerichtspraxis einmal fast genau denselben Fall gehabt, bei dem auch krankhafte Seelenstimmungen eine große Rolle spielten," fuhr Porfiri in seiner Redseligkeit fort. „Da beschuldigte sich auch einer selbst eines Mordes: eine ganze Halluzination trug er vor, führte Tatsachen an, erzählte Begleitumstände, machte uns alle ganz schwindlig und konfus, und was war schließlich an der Sache dran? Er selbst hatte völlig unabsichtlich zu einem gewissen Teil den Mord ermöglicht, aber nur zu einem gewissen Teil, und als er nun erfuhr, daß er den Mördern die Gelegenheit verschafft habe, da wurde er tiefsinnig,

sein Denken geriet in Verwirrung, er hatte Visionen, wurde ganz verrückt und glaubte steif und fest, er wäre der Mörder! Aber die oberste Instanz klärte dann doch schließlich die Sache auf, und der Unglückliche wurde freigesprochen und in Pflege gegeben. Ein dankenswertes Verdienst der obersten Instanz! Ja, so etwas ist eine schlimme Sache, Väterchen, o weh, o weh! Auf die Art kann man sich leicht ein hitziges Fieber zuziehen, wenn sich schon ein solcher Hang zeigt, seine Nerven zu reizen, nachts wegzugehen und an Türklingeln zu ziehen und sich nach Blut zu erkundigen! Dieses ganze Gebiet der Psychologie habe ich in meiner Praxis genau studiert. Manchmal verspürt ein solcher Kranker einen unwiderstehlichen Trieb, aus dem Fenster oder von einem Turm hinabzuspringen, und es ist das eine sehr verführerische Empfindung. Gerade so wie mit dem Ziehen an der Türklingel ... Das ist eine Krankheit, Rodion Romanowitsch, eine Krankheit! Aber Sie vernachlässigen Ihre Krankheit gar zu sehr. Sie sollten einen erfahrenen Arzt befragen; was kann Ihnen der Dicke, den Sie da haben, helfen! ... Sie haben ein hitziges Fieber! Alles, was Sie tun, tun Sie [illegible]iglich im Fieberwahn!"

Einen Augenblick lang hatte Raskolnikow die Empfindung, als ob sich alles um ihn im Kreise herumdrehte.

„Ob er wirklich auch jetzt heuchelt?" fuhr es ihm durch den Kopf. „Unmöglich, unmöglich!" Er wies diesen Gedanken von sich, da er im voraus fühlte, daß dieser Gedanke ihn in grenzenlose Wut und Raserei versetzen und die Wut ihn des Verstandes berauben könne.

„Das war nicht im Fieberwahn, das war bei klarem Bewußtsein!" rief er und strengte alle Kräfte seines Verstandes an, um Porfiris Spiel zu durchschauen. „Bei klarem Bewußtsein, bei klarem Bewußtsein! Hören Sie wohl?"

„Ja, ich höre, ich verstehe! Sie sagten auch gestern schon, daß es nicht im Fieberwahn war, und betonten es sogar ganz besonders, es sei nicht im Fieberwahn gewesen. Ich verstehe alles, was Sie sagen können! Ja, ja! . . . Hören Sie, mein teuerster Rodion Romanowitsch, wir brauchen ja nur diesen einen Umstand zu bedenken: wenn Sie wirklich, tatsächlich ein Verbrecher oder überhaupt irgendwie an dieser verdammten Geschichte beteiligt wären, na, würden Sie dann, ich bitte Sie, selbst betonen, daß Sie das alles nicht im Fieberwahn getan hätten, sondern im Gegenteil bei vollem Bewußtsein? Und noch dazu es ganz besonders betonen, es mit so ganz besondrer Hartnäckigkeit betonen? Na, wäre das möglich? Ich bitte Sie, wäre das möglich? Meines Erachtens würden Sie ganz entgegengesetzt verfahren. Wären Sie sich irgendwelcher Schuld bewußt, so müßten Sie gerade betonen, daß Sie sich unbedingt im Fieberwahn befunden hätten. Nicht wahr? Habe ich nicht recht?"

Es klang eine gewisse Hinterlist aus dieser Frage heraus. Raskolnikow wich vor Porfiri, der sich zu ihm hinbeugte, bis ganz an die Lehne des Sofas zurück und starrte ihm schweigend und erstaunt ins Gesicht.

„Und dann, was Herrn Rasumichin betrifft, ich meine die Frage, ob er gestern aus eigenem Antriebe zu mir kam, um mit mir über die Sache zu sprechen, oder auf Ihre Veranlassung. Wenn Sie sich schuldig fühlten, so müßten Sie gerade sagen, daß er von selbst gekommen wäre, und verheimlichen, daß er es auf Ihre Veranlassung getan hätte. Sie aber verheimlichen das nicht. Sie betonen gerade, daß er auf Ihre Veranlassung gekommen sei!"

Raskolnikow hatte das niemals betont. Ein Kältegefühl lief ihm den Rücken entlang.

„Sie lügen fortwährend," sagte er langsam und matt; seine Lippen verzogen sich zu einem krankhaften Lächeln. „Sie wollen

mir wieder zeigen, daß Sie mein ganzes Spiel kennen und alle meine Antworten im voraus wissen.“ Er merkte selbst, daß er seine Worte nicht mehr so abwog, wie es nötig war. „Sie wollen mich einschüchtern, . . . oder Sie machen sich einfach über mich lustig.“

Er sah ihn, während er das sagte, immer noch starr an, und auf einmal flammte wieder eine maßlose Wut in seinen Augen auf.

„Sie lügen fortwährend!“ rief er. „Sie wissen selbst sehr gut, daß es für einen Verbrecher das Klügste ist, nach Möglichkeit die Wahrheit zu sagen, . . . nichts zu verheimlichen, was nicht verheimlicht zu werden braucht! Ich glaube Ihnen nicht!“

„Nun sehen Sie mal, wie Sie sich hin und her zu wenden verstehen!“ kicherte Porfiri. „Mit Ihnen, Väterchen, kann man doch gar nicht fertig werden! Es hat sich so eine Art von fixer Idee bei Ihnen festgesetzt. Also Sie glauben mir nicht? Ich aber sage Ihnen, daß Sie mir allerdings schon glauben, mir schon einen großen Teil von dem, was ich sage, glauben, und ich werde Sie dahin bringen, daß Sie mir alles glauben; denn ich habe Sie von Herzen gern und wünsche Ihnen aufrichtig alles Gute.“

Raskolnikows Lippen fingen an zu zittern.

„Ja, ich wünsche Ihnen alles Gute, und ich rate Ihnen ganz entschieden,“ fuhr er fort und faßte mit leiser Berührung Raskolnikow freundschaftlich am Arm, ein wenig oberhalb des Ellbogens, „ich rate Ihnen ganz entschieden: achten Sie recht auf Ihre Krankheit. Es kommt noch hinzu, daß jetzt Ihre nächsten Angehörigen hier bei Ihnen eingetroffen sind; auch an die sollten Sie denken. Es wäre Ihre Pflicht, ihnen ein ruhiges Leben zu bereiten und sie mit zärtlicher Sorge zu umgeben; aber Sie versetzen die Ihrigen nur in Angst . . .“

„Was geht Sie das an? Woher wissen Sie das? Warum inter-

essieren Sie sich so für mich? Sie lassen mich also beobachten und wollen mir das zeigen?"

„Aber Väterchen! Ich habe das alles doch von Ihnen, von Ihnen selbst erfahren! Sie merken gar nicht, daß Sie in Ihrer Erregung mir und andern alles selbst zuerst erzählen. Auch von Herrn Dmitri Prokofjitsch Rasumichin habe ich gestern viele interessante Einzelheiten erfahren. Nein, Sie haben mich unterbrochen, und ich muß Ihnen sagen, daß Sie infolge Ihrer Neigung zu Argwohn trotz all Ihres Scharfsinns sogar den gesunden Blick für die Dinge verlieren. Sehen Sie zum Beispiel, was das Ziehen an der Türklingel anlangt, wenn ich noch einmal auf dieses Thema zurückkommen darf: ein so wertvolles Indizium, ein solches Faktum (denn es ist ja ein ganz feststehendes Faktum) habe ich, der Untersuchungskommissar, Ihnen so mir nichts dir nichts preisgegeben! Und in dieser Handlungsweise finden Sie gar nichts? Wenn ich auch nur den geringsten Verdacht gegen Sie hegte, würde ich dann so verfahren dürfen? Ich müßte vielmehr zunächst Ihren Argwohn einschläfern und gar nicht merken lassen, daß mir dieses Faktum bereits bekannt ist; ich müßte in dieser Weise Ihre Aufmerksamkeit nach der entgegengesetzten Seite ablenken und Sie dann plötzlich, wie mit einem Knüttelschlage auf den Scheitel (nach Ihrem eigenen Ausdrucke), mit diesen Fragen betäuben: ‚Was hatten Sie, mein Herr, in der Wohnung der Ermordeten um zehn Uhr abends oder noch später zu suchen? Warum haben Sie an der Türklingel gezogen? Warum erkundigten Sie sich nach dem Blute? Warum verblüfften Sie die Hausknechte und forderten sie auf, nach dem Polizeibureau, zum Revierleutnant, mitzukommen?' So müßte ich verfahren, wenn ich auch nur eine Spur von Verdacht gegen Sie hätte. Ich müßte in aller Form ein Verhör mit Ihnen anstellen, eine Haussuchung vornehmen, vielleicht auch Sie arretieren ...

Folglich hege ich gegen Sie keinen Verdacht, da ich ja anders gehandelt habe! Aber um es noch einmal zu wiederholen: Sie haben den gesunden Blick verloren und sehen nichts!"

Raskolnikow zuckte mit dem ganzen Körper zusammen, so daß Porfiri Petrowitsch es ganz deutlich bemerkte.

„Sie lügen fortwährend!" rief er. „Ich kenne Ihre Absichten nicht, aber Sie lügen fortwährend! .... Vorhin haben Sie in ganz anderem Sinne gesprochen; darin kann ich mich nicht irren. ... Sie lügen!"

„Ich lüge?" erwiderte Porfiri, der sich anscheinend ereiferte, aber seine heitere, spöttische Miene beibehielt und sich nicht im geringsten darüber aufzuregen schien, was Herr Raskolnikow über ihn für eine Meinung hätte. „Ich lüge? ... Na, und wie habe ich mich vorhin gegen Sie benommen, ich, der Untersuchungskommissar? Ich selbst habe Ihnen alle möglichen Verteidigungsmittel mitgeteilt und an die Hand gegeben; ich selbst habe Ihnen dieses ganze Kapitel der Psychologie auseinandergesetzt: ‚Krankheit,' sagt man zu seiner Verteidigung, ‚Fieberwahn, ich fühlte mich gekränkt, Schwermut,' und ‚die Polizeibeamten,' und noch vieles andre. Nicht wahr? He-he-he! Wiewohl, beiläufig bemerkt, all diese der Psychologie entlehnten Verteidigungsmittel, Ausreden und Finten äußerst unzuverlässig sind und gar sehr ihre zwei Seiten haben: ‚Krankheit,' sagt man, ‚Fieberwahn, Träume, es ist mir so vorgekommen, ich erinnere mich nicht'; alles ganz schön; aber, Väterchen, warum stellen sich denn in der Krankheit und im Fieberwahn immer gerade nur solche Träume ein und keine andern? Es könnte einem doch auch etwas andres träumen? Nicht wahr? He-he-he-he!"

Raskolnikow maß ihn mit einem stolzen, verächtlichen Blicke.

„Um es kurz zu machen," sagte er laut und energisch, indem er aufstand und dabei Porfiri ein wenig beiseite schob, „um es

kurz zu machen, ich will wissen: erklären Sie mich endgültig für frei von allem Verdacht oder nicht? Sagen Sie mir das, Porfiri Petrowitsch, sagen Sie mir das bestimmt und endgültig, und recht schnell, sofort!"

„Ach, ist das eine Not! Nein, was man mit Ihnen für Not hat!" rief Porfiri mit durchaus heiterer, schlauer Miene und ohne jedes Zeichen von Erregung. „Wozu brauchen Sie denn das zu wissen, wozu brauchen Sie denn all so etwas zu wissen, da es doch noch keinem Menschen eingefallen ist, Sie irgendwie zu belästigen? Sie sind ja ganz wie ein Kind, das durchaus verlangt, man solle ihm das Feuer in die Hand geben! Und warum beunruhigen Sie sich so? Warum drängen Sie sich uns denn selbst in dieser Weise auf? Was haben Sie dazu für Gründe? He-he-he!"

„Ich wiederhole Ihnen," schrie Raskolnikow wütend, „daß ich das nicht länger ertragen kann! . . ."

„Was können Sie nicht ertragen? Die Ungewißheit?" unterbrach ihn Porfiri.

„Verhöhnen Sie mich nicht! Ich will das nicht länger ertragen! . . . Ich sage Ihnen, daß ich das nicht länger ertragen will! . . . Ich kann und will es nicht! . . . Hören Sie! Hören Sie!" schrie er und schlug wieder mit der Faust auf den Tisch.

„Aber leiser, leiser! Es hörens ja andre Leute! Ich warne Sie in allem Ernst: schonen Sie Ihre Gesundheit! Ich scherze nicht!" erwiderte Porfiri flüsternd; aber diesmal war auf seinem Gesichte von dem früheren weibisch-gutmütigen, ängstlichen Ausdruck nichts zu bemerken; im Gegenteil, jetzt befahl er geradezu, in strengem Tone, mit zusammengezogenen Brauen; es war, als würfe er mit einem Male alles Versteckspiel und alle Zweideutigkeit beiseite.

Indes dauerte das nur einen Augenblick. Raskolnikow war

aufs höchste überrascht und geriet in vollständige Raserei; aber sonderbarerweise fügte er sich wieder dem Befehle, leiser zu sprechen, obwohl er sich in einem wahren Paroxysmus von Wut befand.

„Ich lasse mich nicht so quälen!" flüsterte er gerade wie vorhin; voll Schmerz und Ingrimm wurde er sich in demselben Augenblicke bewußt, daß er nicht die Kraft besaß, dem Befehle zu widerstreben, und dieser Gedanke machte ihn nur noch wütender. „Verhaften Sie mich, halten Sie bei mir Haussuchung; aber verfahren Sie in der gesetzlich vorgeschriebenen Form und spielen Sie nicht mit mir! Unterstehen Sie sich nicht, das zu tun!"

„Beunruhigen Sie sich doch nicht wegen der gesetzlichen Form!" unterbrach ihn Porfiri mit seinem früheren schlauen Lächeln und betrachtete Raskolnikow, wie es schien, sogar mit einer besonderen Art von Genuß. „Ich hatte Sie jetzt doch nur als guten Bekannten zu einem Besuche aufgefordert, Väterchen, nur so ganz freundschaftlich!"

„Ich will Ihre Freundschaft nicht, ich spucke darauf! Hören Sie? Sehen Sie her: ich nehme meine Mütze und gehe weg. Nun, was werden Sie jetzt dazu sagen, wenn Sie wirklich die Absicht haben, mich zu verhaften?"

Er ergriff seine Mütze und ging nach der Tür.

„Ich habe eine kleine Überraschung für Sie; wollen Sie die nicht noch sehen?" kicherte Porfiri, faßte ihn wieder etwas oberhalb des Ellbogens an und hielt ihn an der Tür zurück.

Er wurde augenscheinlich immer heiterer und lustiger, worüber Raskolnikow ganz außer sich kam.

„Was für eine kleine Überraschung? Was wollen Sie damit sagen?" fragte er, blieb plötzlich stehen und blickte Porfiri erschreckt an.

„Die Überraschung ist hier zur Stelle; ich habe sie da hinter

der Tür sitzen, he-he-he!" Er wies mit dem Finger auf die geschlossene Tür in dem Bretterverschlag, die nach seiner Dienstwohnung führte. „Ich habe sie sogar eingeschlossen, damit sie nicht davonläuft."

„Was ist es denn? Wo? Was?"

Raskolnikow trat zu der Tür hin und wollte sie öffnen; aber sie war verschlossen.

„Sie ist zugeschlossen; da ist der Schlüssel!"

Er zog wirklich einen Schlüssel aus der Tasche und zeigte ihn ihm.

„Du lügst fortwährend!" schrie Raskolnikow, der sich nicht mehr beherrschen konnte. „Du lügst, du verdammter Hanswurst!" und er stürzte auf Porfiri los, der sich nach der Eingangstür zurückzog, ohne jedoch irgendwelche Furcht blicken zu lassen.

„Ich durchschaue alles, alles durchschaue ich!" rief Raskolnikow, indem er auf ihn zusprang. „Du lügst und hänselst mich, damit ich mich verraten soll."

„Ein deutlicherer Selbstverrat ist ja gar nicht denkbar, Väterchen Rodion Romanowitsch. Sie sind ja ganz rasend geworden. Schreien Sie nur nicht so; sonst muß ich Leute herbeirufen."

„Du lügst, es kann mir nichts geschehen! Rufe deine Leute her! Du hast gewußt, daß ich krank bin, und hast mich so lange reizen wollen, bis ich wütend würde, damit ich mich verriete; das war deine Absicht! Aber bringe Tatsachen vor! Ich habe alles durchschaut! Tatsachen hast du keine; du hast nur klägliche, wertlose Mutmaßungen, à la Sametow! ... Du kanntest meinen Charakter und wolltest mich in Raserei versetzen, um mich dann plötzlich mit Popen und Zeugen zu überrumpeln ... Wartest du auf die? Ja? Worauf wartest du? Wo sind sie? Laß sie herkommen!"

„Aber, Väterchen, was sollen hier Popen und Zeugen! Was

manche Leute für Vorstellungen haben! So, wie Sie sagen, zu verfahren, das würde ja der gesetzlichen Form gar nicht entsprechen; Sie verstehen den Geschäftsgang gar nicht, mein Bester. ... Die gesetzliche Form läuft uns nicht davon; das werden Sie schon noch selbst sehen!" murmelte Porfiri und horchte nach der Eingangstür hin.

Wirklich war in diesem Augenblicke dicht an dieser Tür im Nebenzimmer ein Geräusch zu vernehmen.

„Aha, sie kommen!" rief Raskolnikow. „Du hast sie holen lassen! ... Du hast auf sie gewartet! Darauf hast du gerechnet! Nun, laß sie alle herkommen, deine Zeugen, und wen du sonst noch willst! Her damit! Ich bin bereit! Ich bin bereit!"

Aber in diesem Augenblicke begab sich etwas Seltsames, etwas so außerhalb des gewöhnlichen Ganges der Dinge Liegendes, daß weder Raskolnikow noch Porfiri Petrowitsch eine derartige Entwicklung hatten in Rechnung ziehen können.

VI

Wenn in späteren Zeiten Raskolnikow sich dieser Szene erinnerte, so stellte sie sich ihm folgendermaßen dar:

Das Geräusch, das hinter der Tür vernehmbar gewesen war, wurde schnell stärker, und die Tür wurde ein wenig geöffnet.

„Was gibt es?" rief Porfiri Petrowitsch ärgerlich. „Ich habe doch befohlen ..."

Es erfolgte zunächst keine Antwort; aber es war deutlich, daß sich hinter der Tür mehrere Menschen befanden und bemüht waren, jemand von der Tür wegzustoßen.

„Was gibt es denn da?" fragte Porfiri Petrowitsch noch einmal in erregtem Tone.

„Sie haben den Arrestanten Nikolai hergebracht," antwortete eine Stimme.

„Das ist nicht nötig! Weg mit ihm! Wartet noch! Was hat er jetzt hier zu suchen! Was ist das für eine Unordnung!“ rief Porfiri und stürzte zur Tür.

„Ja, er . . .“ setzte dieselbe Stimme wieder an, brach aber plötzlich ab.

Ein richtiges Ringen entstand, das nicht länger als zwei Sekunden dauerte; dann schien jemand einen andern mit aller Kraft beiseitezustoßen, und unmittelbar darauf trat ein sehr blaß aussehender Mensch in Porfiris Arbeitszimmer.

Die äußere Erscheinung dieses Menschen war auf den ersten Blick sehr überraschend. Er schaute gerade vor sich hin, schien aber niemanden zu sehen. In seinen Augen blitzte eine wilde Entschlossenheit; aber dabei bedeckte Totenblässe sein Gesicht, als ob er zum Richtplatz geführt würde. Seine ganz blassen Lippen zuckten leise.

Er war noch sehr jung, gekleidet wie ein Mensch aus niedrigem Stande, von mittlerem Wuchse und mager; sein Haar war rund geschnitten; die feinen Gesichtszüge hatten etwas Trockenes, Ausdrucksloses. Der Mann, der von ihm unerwarteterweise beiseitegestoßen war, ein Polizist, stürzte hinter ihm her ins Zimmer hinein und ergriff ihn an der Schulter; aber Nikolai machte einen heftigen Ruck mit dem Arm und riß sich noch einmal von ihm los.

In der Tür drängten sich mehrere Neugierige, und einige von ihnen hatten die größte Lust hereinzukommen. Dieser ganze Vorgang hatte sich fast in einem Augenblicke abgespielt.

„Fort mit dir! Es ist noch zu früh! Warte, bis du gerufen wirst! . . . Warum die ihn nur so früh hergebracht haben?“ murmelte Porfiri Petrowitsch höchst ärgerlich, als wenn ihm jemand sein Konzept verdorben hätte.

Plötzlich warf sich Nikolai auf die Knie nieder.

„Was willst du?“ rief Porfiri verwundert.

„Ich habe es getan! Ich habe das Verbrechen begangen! Ich bin der Mörder!“ sagte Nikolai; er atmete nur mühsam, sprach aber mit ziemlich lauter Stimme.

Etwa zehn Sekunden lang schwiegen alle wie versteinert; sogar der Polizist war zurückgewichen und rührte Nikolai nicht mehr an; er zog sich mechanisch zur Tür zurück und blieb dort stehen, ohne sich zu regen.

„Was soll das heißen?“ rief Porfiri Petrowitsch, sobald er sich von der momentanen Erstarrung wieder freigemacht hatte.

„Ich ... bin der Mörder,“ sagte Nikolai noch einmal nach einer kurzen Pause.

„Wie? ... Du? ... Wie? ... Wen hast du ermordet?“

Porfiri Petrowitsch war augenscheinlich fassungslos. Nikolai schwieg wieder ein kleines Weilchen.

„Aljona Iwanowna und ihre Schwester Lisaweta Iwanowna habe ich ... mit einem Beile ... ermordet. Eine Verblendung war über mich gekommen, ...“ fügte er hinzu und verstummte wieder. Er lag noch immer auf den Knien.

Porfiri Petrowitsch stand einige Augenblicke in Gedanken versunken da; aber dann raffte er sich zusammen und gab mit der Hand den ungebetenen Zeugen einen Wink, daß sie sich entfernen möchten. Diese verschwanden sofort und machten die Tür wieder zu. Dann richtete er seinen Blick auf Raskolnikow, der in einer Ecke stand und verstört Nikolai ansah, ging ein paar Schritte auf ihn zu, blieb aber auf einmal wieder stehen, ließ seinen Blick zu Nikolai, dann wieder zu Raskolnikow, dann wieder zu Nikolai herüberwandern; endlich stürzte er, wie von einer Eingebung erfüllt, auf Nikolai los.

„Warum kommst du mir denn gleich von vornherein mit deiner Verblendung?“ schrie er ihn grimmig an. „Ich habe dich ja noch

gar nicht gefragt, ob eine Verblendung über dich gekommen ist oder nicht ... Antworte: hast du den Mord begangen?"

„Ich bin der Mörder ... Ich gestehe es," erwiderte Nikolai.

„Ach was! Womit hast du den Mord begangen?"

„Mit einem Beile. Das hatte ich mir vorher beschafft."

„Ach was! Nur nicht so eilig! Allein?"

Nikolai verstand die Frage nicht.

„Hast du den Mord allein begangen?"

„Ja, ganz allein. Dmitri ist unschuldig; er war gar nicht daran beteiligt."

„Rede nicht vorschnell von Dmitri! ... Na so was! ... Wie bist du denn damals die Treppe hinuntergekommen? Die Hausknechte haben euch doch beide zusammen gesehen?"

„Ich bin damals absichtlich mit Dmitri zusammen hinuntergelaufen, ... um den Verdacht von mir abzulenken," erwiderte Nikolai prompt, als hätte er sich vorher auf die Antwort vorbereitet.

„Na ja, es ist so!" rief Porfiri wütend. „Er sagt eine Lektion auf!" murmelte er wie für sich und sah auf einmal wieder Raskolnikow an.

Seine Gedanken waren offenbar so stark von Nikolai in Anspruch genommen gewesen, daß er für einen Augenblick an Raskolnikow gar nicht mehr gedacht hatte. Jetzt kam ihm das auf einmal zum Bewußtsein, und er wurde ordentlich verlegen.

„Entschuldigen Sie, Väterchen Rodion Romanowitsch," wandte er sich zu ihm, „das geht nicht wohl so in Gegenwart eines Dritten; haben Sie die Güte ... Sie haben ja hier nichts mehr zu tun ... Ich bin selbst ... Sie sehen, was man für Überraschungen erlebt! ... Darf ich Sie bitten! ..."

Er faßte ihn an der Hand und zeigte nach der Tür.

„Das scheinen Sie nicht erwartet zu haben," sagte Raskolnikow,

der die Sache natürlich noch nicht klar begriff, aber doch bereits erheblich an Mut gewonnen hatte.

„Auch Sie, Väterchen, haben es nicht erwartet. Ei, wie Ihre Hand zittert! He-he!"

„Auch Sie zittern, Porfiri Petrowitsch."

„Jawohl, jawohl; das hatte ich nicht erwartet."

Sie standen schon in der Tür. Porfiri wartete ungeduldig darauf, daß Raskolnikow hinausginge.

„Und die Überraschung, von der Sie sprachen, die wollen Sie mir nun nicht zeigen?" fragte Raskolnikow spöttisch.

„So reden Sie nun, und dabei schlagen Ihnen doch noch die Zähne im Munde aufeinander, he-he! Was sind Sie für ein spottlustiger Mensch! Na, auf Wiedersehen!"

„Meiner Ansicht nach können wir einander einfach Adieu sagen!"

„Wie es Gott gefällig sein wird, wie es Gott gefällig sein wird!" murmelte Porfiri und verzog den Mund zu einem eigentümlichen Lächeln.

Beim Durchschreiten der Kanzlei bemerkte Raskolnikow, daß viele ihn aufmerksam betrachteten. Im Vorzimmer erkannte er unter der Menge die beiden Hausknechte aus „jenem" Hause, die er damals in der Nacht aufgefordert hatte, mit nach dem Polizeibureau zu kommen. Sie standen da und warteten auf etwas. Kaum war er jedoch auf die Treppe gelangt, als er hinter sich Porfiris Stimme hörte. Er drehte sich um und sah, daß ihm dieser ganz außer Atem nachgelaufen kam.

„Nur noch ein Wort, Rodion Romanowitsch! Wie sich diese ganze Geschichte lösen wird, das wollen wir Gott anheimgeben; aber ich werde Sie über einige Punkte doch noch in der gesetzlichen Form befragen müssen ... Also sehen wir uns noch, nicht wahr?"

Porfiri blieb lächelnd vor ihm stehen.

„Nicht wahr?“ fügte er noch einmal hinzu.

Es machte den Eindruck, als wollte er noch weiterreden; aber es kam nichts mehr.

„Ich möchte Sie noch um Entschuldigung bitten, Porfiri Petrowitsch, wegen meines Verhaltens von vorhin, . . . ich bin etwas zu hitzig geworden,“ begann Raskolnikow; er war schon wieder ganz dreist geworden und verspürte ein unwiderstehliches Verlangen ein bißchen zu schauspielern.

„O, das tut ja nichts, tut ja gar nichts!“ fiel Porfiri in freudigem Tone ein. „Ich bin ja auch meinerseits . . . Ich habe nun einmal so einen bissigen Charakter; ich gestehe es, ich gestehe es! Nun aber, wir sehen uns ja noch. So Gott will, sehen wir uns noch recht oft wieder! . . .“

„Und dann werden wir einander recht genau kennen lernen?“ erwiderte Raskolnikow.

„Jawohl, recht genau werden wir einander dann kennen lernen,“ stimmte ihm Porfiri Petrowitsch bei und sah ihn mit zusammengekniffenen Augen sehr ernst an. „Sie gehen jetzt zur Feier eines Namensfestes?“

„Nein, zu einer Beerdigung.“

„Ja, richtig, zu einer Beerdigung! Achten Sie nur auf Ihre Gesundheit; auf die müssen Sie recht sehr achten . . .“

„Ich weiß eigentlich gar nicht, was ich Ihnen nun meinerseits wünschen soll!“ antwortete Raskolnikow, der schon anfing, die Treppe hinabzusteigen, sich aber wieder zu Porfiri umwandte. „Ich möchte Ihnen guten Erfolg in Ihrer amtlichen Tätigkeit wünschen; aber Sie sehen ja selbst, wie komisch Ihr Amt ist.“

„Wieso komisch?“ fragte Porfiri Petrowitsch, der sich gleichfalls bereits umgedreht hatte, um fortzugehen, nun aber sofort die Ohren spitzte.

„Aber gewiß! Da ist dieser arme Nikolai; den haben Sie wahrscheinlich in Ihrer psychologischen Manier gequält und gemartert, solange er noch nicht gestand! Tag und Nacht haben Sie ihm wahrscheinlich bewiesen: ‚Du bist der Mörder, du bist der Mörder! . . .‘ Na, und nun, wo er es bereits gestanden hat, fangen Sie von neuem an, ihn durchzukneten: ‚Du lügst,‘ heißt es jetzt, ‚du bist nicht der Mörder! Du kannst es nicht sein! Du sagst eine Lektion auf!‘ Nun, ist da Ihr Amt nicht komisch?“

„He-he-he! Das haben Sie also gehört, daß ich vorhin eben zu Nikolai sagte, er sage eine Lektion auf?“

„Natürlich habe ich es gehört!“

„He-he! Ein scharfsinniger Mann sind Sie, ein scharfsinniger Mann. Alles bemerken Sie! Ein überaus reger Verstand! Und Sie gewinnen einer Sache immer die komischste Seite ab . . . he-he! . . . Von den Schriftstellern besaß ja wohl Gogol diese Fähigkeit im höchsten Grade?“

„Gewiß.“

„Ja, ja, Gogol . . . Auf angenehmes Wiedersehen!“

„Auf angenehmes Wiedersehen!“

Raskolnikow ging geradeswegs nach Hause. Er war so wirr und benommen, daß er, als er nach Hause gekommen war, sich auf das Sofa warf und eine Viertelstunde still dasaß, lediglich damit beschäftigt, sich zu erholen und seine Gedanken einigermaßen zu sammeln. Über die Geschichte mit Nikolai ins klare zu kommen, das versuchte er gar nicht; er fühlte sich tief erschüttert; er fühlte, daß in Nikolais Geständnis etwas Unerklärliches, Wunderbares enthalten war, das er jetzt schlechterdings nicht begreifen könne. Aber Nikolais Geständnis war eine wirkliche Tatsache. Die Folgen dieser Tatsache standen ihm sofort klar vor Augen: die Unwahrheit dieser Selbstbezichtigung konnte nicht verborgen bleiben, und dann hielt man sich wieder an ihn.

Aber bis dahin wenigstens war er frei und mußte unbedingt etwas für sich tun; denn die Gefahr drohte ihm mit Sicherheit.

Aber wie groß war diese Gefahr? Die Lage begann sich zu klären. Während er sich in großen, allgemeinen Umrissen die ganze Szene ins Gedächtnis zurückrief, die er soeben mit Porfiri gehabt hatte, fuhr er unwillkürlich noch einmal vor Schreck zusammen. Allerdings, er kannte noch nicht alle Absichten Porfiris, konnte noch nicht alle seine Berechnungen durchschauen. Aber ein Teil des Spieles war bereits aufgedeckt, und natürlich konnte niemand besser als er verstehen, wie schrecklich für ihn diese von Porfiri ausgespielte Karte war. Nur wenig hatte gefehlt, und er wäre imstande gewesen sich vollständig und unzweideutig zu verraten. Porfiri, der die Krankhaftigkeit seines Charakters wahrgenommen und gleich beim ersten Blick richtig erfaßt und durchschaut gehabt hatte, hatte daraufhin ein zwar etwas zu keckes, aber doch fast sicheres Spiel gespielt. Es war nicht zu bestreiten, daß er, Raskolnikow, sich vorhin schon arg kompromittiert hatte; aber bis zu Tatsachen war es doch noch nicht gekommen; alles, was vorlag, war immer noch verschiedener Deutungen fähig. Aber faßte er auch alles Vorgefallene richtig auf? Irrte er sich auch nicht? Zu welchem Resultate hatte Porfiri heute eigentlich gelangen wollen? Hatte er wirklich heute etwas, das zu seiner Überführung dienen konnte, vorbereitet gehabt und im Hintergrunde gehalten? Und was konnte das gewesen sein? Hatte er wirklich auf etwas gewartet oder nicht? Wie hätte sich wohl heute ihr Auseinandergehen gestaltet, wenn die unerwartete Katastrophe mit Nikolai nicht eingetreten wäre?

Porfiri hatte fast sein ganzes Spiel gezeigt; das war ja von ihm sehr riskiert; aber er hatte es trotzdem getan, und Raskolnikow hatte die bestimmte Vorstellung: hätte Porfiri wirklich noch mehr Beweismaterial gehabt, so hätte er auch das noch aufgedeckt.

Was hatte es nun mit dieser „Überraschung“ für eine Bewandtnis? Hatte er ihn damit nur hinters Licht führen wollen? War etwas Ernsthaftes daran oder nicht? Konnte irgend etwas, was einer Tatsache, einem positiven, belastenden Momente ähnlich sah, dahinterstecken? Der Mann von gestern vielleicht? Wo war der geblieben? Wo war er heute? Wenn Porfiri überhaupt irgendwelches positive Beweismaterial hatte, so stand das sicherlich in Beziehung zu dem Manne von gestern.

Er saß auf dem Sofa mit tief herabgesunkenem Kopfe, die Ellbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht mit den Händen verdeckt. Ein nervöses Zittern lief ihm immer noch durch den ganzen Körper. Schließlich stand er auf, ergriff seine Mütze, stand einen Augenblick in Gedanken und ging zur Tür.

Er hatte die Vorstellung, daß er wenigstens für den heutigen Tag sich mit einiger Sicherheit für ungefährdet halten könne. Auf einmal empfand er in seinem Herzen beinahe ein Gefühl der Freude: er wollte so schnell wie möglich zu Katerina Iwanowna gehen. Zur Beerdigung kam er natürlich zu spät; aber an dem Gedächtnismahle konnte er noch teilnehmen, und dabei würde er in wenigen Minuten Sofja sehen.

Er blieb stehen und überlegte ein Weilchen; ein schmerzliches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Heute noch, heute noch!“ sagte er vor sich hin. „Ja, heute noch; es muß sein!“

In dem Augenblicke, wo er die Tür öffnen wollte, ging sie plötzlich von selbst auf. Zitternd sprang er zurück. Die Tür öffnete sich langsam und leise, und vor ihm stand die Gestalt des Mannes, der ihm gestern „wie aus der Erde gewachsen“ erschienen war.

Der Mann blieb auf der Schwelle stehen, blickte Raskolnikow schweigend an und machte einen Schritt in das Zimmer hinein.

Seine äußere Erscheinung war die gleiche wie gestern, dieselbe Gestalt, dieselbe Kleidung; aber in seinem Gesichte und Blicke war eine starke Veränderung vorgegangen: er sah jetzt ganz niedergeschlagen aus, und nachdem er einen Augenblick so dagestanden hatte, seufzte er tief. Es fehlte nur, daß er dabei die Hand gegen die Backe gehalten und den Kopf zur Seite gebeugt hätte; dann hätte er vollständig wie ein altes Weib ausgesehen.

„Was wünschen Sie?" fragte Raskolnikow, der leichenblaß geworden war.

Der Mann schwieg noch eine kleine Weile und verneigte sich dann auf einmal tief vor ihm, fast bis zur Erde; wenigstens berührte er die Erde mit einem Finger der rechten Hand.

„Was wollen Sie?" rief Raskolnikow.

„Verzeihen Sie mir!" erwiderte der Mann leise.

„Was soll ich Ihnen verzeihen?"

„Meine bösen Gedanken."

Beide blickten einander an.

„Ich ärgerte mich. Als Sie damals kamen, vielleicht wirklich in betrunkenem Zustande, und die Hausknechte aufforderten, mit nach dem Polizeibureau zu kommen, und nach dem Blute gefragt hatten, da ärgerte ich mich, daß man Sie so einfach für betrunken hielt und unbehelligt gehen ließ. Und ich ärgerte mich so, daß ich in der Nacht nicht schlafen konnte. Und da ich Ihre Adresse im Kopfe behalten hatte, so kam ich gestern hierher und erkundigte mich nach Ihnen ... Ich habe Sie beleidigt."

„Sie sind also aus jenem Hause?"

„Ja, ich wohne da. Ich stand damals mit den Hausknechten im Torweg; erinnern Sie sich vielleicht? Ich habe da auch meine Werkstatt, seit vielen Jahren. Ich bin Kürschner, Kleinbürger; ich arbeite im Hause. Und ich ärgerte mich so ..."

Nun erinnerte sich Raskolnikow auf einmal deutlich an die ganze Szene von vorgestern im Torweg; er hatte noch im Gedächtnis, daß damals außer den Hausknechten dort noch ein paar Leute gestanden hatten, auch eine Frau. Er entsann sich einer Stimme, die den Vorschlag gemacht hatte, ihn ohne weiteres auf die Polizei zu bringen. Auf das Gesicht dessen, der das gesagt hatte, konnte er sich nicht besinnen und erkannte ihn auch jetzt in seinem Besucher nicht wieder; aber es war ihm erinnerlich, daß er ihm damals eine Antwort gegeben und sich auch nach ihm umgewandt hatte.

Also das war nun die Erklärung des ganzen schrecklichen Erlebnisses von gestern. Am furchtbarsten war es ihm, sich sagen zu müssen, daß er infolge eines so nichtigen Umstandes beinahe zugrunde gegangen wäre, sich beinahe zugrunde gerichtet hätte. Also hatte dieser Mensch von nichts erzählen können als von dem Wohnungmieten und dem Gespräche über das Blut. Folglich hatte auch Porfiri kein Beweismaterial außer diesem „Fieberwahn", keine Tatsachen, nur „psychologische Beweise", die „ihre zwei Seiten haben", nichts Positives. Folglich, wenn keine neuen Tatsachen ans Licht kamen (und solche durften nicht mehr ans Licht kommen, unter keinen Umständen!), — was konnte man ihm dann anhaben? Wodurch konnte man ihn dann in ausreichender Weise überführen, selbst wenn man ihn festnahm? Und folglich hatte Porfiri erst jetzt, erst ganz vor kurzem von dem Besuch in der Wohnung erfahren und vorher nichts davon gewußt.

„Da haben Sie also heute wohl Porfiri davon erzählt, . . . daß ich nach Ihrem Hause gekommen war?" rief er, von einem Gedanken, der ihm plötzlich gekommen war, überrascht.

„Was für einem Porfiri?"

„Dem Untersuchungskommissar."

„Ja, dem habe ich es gesagt. Die Hausknechte wollten damals nicht hingehen, und da bin ich hingegangen."

„Heute?"

„Ich war unmittelbar vor Ihnen da. Und ich habe alles gehört, wie er Sie gefoltert hat."

„Wo? Was? Wann?"

„Nun dort, bei ihm hinter der Bretterwand; da habe ich die ganze Zeit über gesessen."

„Wie? Also Sie waren die Überraschung? Aber ich bitte Sie, wie ist denn das zugegangen?"

„Als ich sah," erwiderte der Kleinbürger, „daß die Hausknechte trotz meines Zuredens nicht hingehen wollten (sie sagten, nun wäre es schon zu spät, und er würde womöglich noch böse werden, weil sie nicht sogleich mit Ihnen hingekommen wären), da ärgerte ich mich und konnte nicht schlafen und wollte mich nach Ihnen erkundigen. Und nachdem ich mich gestern nach Ihnen erkundigt hatte, ging ich heute zu dem Untersuchungskommissar hin. Als ich zum ersten Male hinkam, war er nicht da; als ich eine Stunde später wieder hinkam, empfing er mich nicht; als ich zum dritten Male kam, wurde ich vorgelassen. Ich berichtete ihm alles, wie es sich zugetragen hatte, und da fing er an, im Zimmer hin und her zu rennen und sich mit der Faust gegen die Brust zu schlagen. ‚Ihr nichtswürdige Bande,' sagte er, ‚warum habt ihr mir das nicht gleich gemeldet? Hätte ich das gewußt, so hätte ich ihn mir durch die Polizei herholen lassen!' Darauf lief er hinaus, rief jemanden herein und redete mit ihm in einer Ecke; dann wendete er sich wieder zu mir, fragte mich allerlei und schimpfte. Er machte mir viele Vorwürfe, und ich hatte ihm doch alles berichtet und ihm auch gesagt, daß Sie gestern nicht gewagt hätten, mir auf meine Worte etwas zu antworten, und daß Sie mich nicht wiedererkannt hätten. Da fing er wieder an herumzulaufen und schlug sich immer gegen die Brust und war ärgerlich und lief umher; und als Sie angemeldet wurden, da sagte er zu mir:

'Na, geh mal hinter die Zwischenwand, sitze da einstweilen und rühre dich nicht, was du auch hören magst!' und er brachte mir selbst einen Stuhl dahin und schloß mich ein. 'Vielleicht werde ich dich noch befragen,' sagte er. Als aber Nikolai hereingekommen war, da ließ er mich, nachdem Sie weg waren, hinaus. 'Ich werde dich noch einmal vorladen und noch weiter befragen,' sagte er.

„Hat er Nikolai in Ihrer Gegenwart verhört?"

„Nachdem er Sie hinausbegleitet hatte, entließ er mich auch sogleich und fing an, Nikolai zu verhören."

Der Kleinbürger hielt inne, verbeugte sich nochmals und berührte dabei wieder mit dem Finger den Boden.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie verleumdet und so schlecht von Ihnen gedacht habe."

„Gott wird es Ihnen verzeihen," antwortete Raskolnikow.

Sowie er dies gesagt hatte, verbeugte sich der Kleinbürger wieder vor ihm, aber nun nicht bis zur Erde, sondern nur bis zur Höhe des Gürtels, drehte sich langsam um und ging aus dem Zimmer.

„Jetzt hat alles seine zwei Seiten!" sagte sich Raskolnikow und verließ mutiger als je das Zimmer.

„Jetzt wollen wir noch unsere Kräfte miteinander messen," dachte er mit einem ingrimmigen Lächeln, während er die Treppe hinabstieg. Der Ingrimm richtete sich gegen ihn selbst; nur mit Geringschätzung und Beschämung erinnerte er sich jetzt seines Kleinmutes, wie er sich in Gedanken ausdrückte.

Fünfter Teil

I.

Der Morgen, welcher auf die für Peter Petrowitsch so verhängnisvolle Aussprache mit Awdotja und Pulcheria Alexandrowna folgte, übte auch auf Peter Petrowitsch seine ernüchternde Wirkung aus. Das Ereignis, das ihm noch gestern als etwas Phantastisches und, trotzdem es sich zugetragen hatte, dennoch sozusagen als ein Ding der Unmöglichkeit erschienen war, dieses Ereignis mußte er zu seinem größten Mißvergnügen allmählich als eine vollendete und nicht mehr rückgängig zu machende Tatsache anerkennen. Die schwarze Schlange der verletzten Eigenliebe hatte die ganze Nacht über an seinem Herzen genagt. Sobald er aus dem Bette aufgestanden war, besah er sich sogleich im Spiegel. Er fürchtete, es könnte ihm die Galle ins Blut getreten sein. In dieser Hinsicht jedoch war vorläufig alles noch in guter Ordnung, und als er sein vornehmes, weißes und in letzter Zeit etwas voller gewordenes Gesicht betrachtete, fühlte er sich sogar für einen Augenblick getröstet, in der festen Überzeugung, daß er wohl auch noch anderwärts eine Braut für sich finden werde, vielleicht sogar eine noch bessere; aber sofort trat auch wieder der Gedanke an die ihm widerfahrene Kränkung in den Vordergrund, und er spuckte energisch seitwärts aus, wodurch er ein stillschweigendes, aber spöttisches Lächeln bei seinem jungen Freunde und Stubengenossen Andrei Semjonowitsch Lebesjatnikow hervorrief. Peter Petrowitsch bemerkte dieses Lächeln und notierte es sich in Gedanken, um es seinem jungen Freunde bei Gelegenheit heimzuzahlen. So hatte er ihm in der letzten Zeit schon gar manches zu diesem Zwecke aufs Kerbholz gesetzt. Sein Ärger wuchs noch mehr, als er auf einmal zu der Einsicht kam, daß es gestern töricht von ihm gewesen war, von

dem Ausgange seines Gesprächs mit der Familie Raskolnikow diesem Andrei Semjonowitsch Mitteilung zu machen. Das war der zweite Fehler, der ihm gestern passiert war; er hatte ihn in der Erregung, in einem überflüssigen Drange, sich auszusprechen, und infolge seiner gereizten Stimmung begangen . . . Weiter folgte nun an diesem Vormittag, gerade als ob das Schicksal es darauf hätte angelegt gehabt, eine Unannehmlichkeit auf die andre. Sogar beim Appellationsgerichte hatte er einen Mißerfolg in der Prozeßangelegenheit, in der er tätig war. In besondere Entrüstung aber geriet er über den Hauswirt, von dem er im Hinblick auf seine baldige Verheiratung eine Wohnung gemietet hatte, die er bereits auf eigene Kosten hatte instand setzen lassen. Dieser Wirt, ein reich gewordener deutscher Handwerker, ließ sich absolut nicht darauf ein, den eben erst abgeschlossenen Kontrakt einfach wieder aufzuheben, sondern forderte die volle im Kontrakt vorgesehene Abstandssumme, obwohl ihm doch Peter Petrowitsch die Wohnung in fast vollständig renoviertem Zustande zurückgab. Ebenso wollten die Leute in der Möbelhandlung auch nicht einen Rubel von der Anzahlung für die dort gekauften, aber noch nicht in die Wohnung geschafften Möbel zurückgeben.

„Ich kann mich doch nicht extra um der Möbel willen verheiraten!" dachte Peter Petrowitsch zähneknirschend, und gleichzeitig zuckte in seinem Gehirn noch einmal ein Hoffnungsschimmer auf: „Ist denn dort wirklich alles unwiederbringlich verloren und zu Ende? Ob ich es nicht doch noch einmal versuchen kann?" Der Gedanke an Awdotja zog ihm noch einmal verlockend durch den Sinn. Es waren qualvolle Augenblicke, die er jetzt durchlebte, und hätte Peter Petrowitsch jetzt auf dem Fleck durch den bloßen Wunsch Raskolnikow ermorden können, so hätte er, ohne zu zögern, diesen Wunsch ausgesprochen.

„Ein Fehler war es auch von mir, daß ich ihnen gar kein Geld gegeben habe," dachte er, als er trüben Mutes in Lebesjatnikows Stube zurückkehrte. „Hols der Kuckuck, warum bin ich eigentlich so ein Jude geworden? Das war eine ganz falsche Sparsamkeit! Ich beabsichtigte, sie recht kurz zu halten und sie dahin zu bringen, daß sie mich als ihren Schutzgott ansähen, und nun kommen sie mir so! . . . Scheußlich! . . . Ja, wenn ich diese ganze Zeit her so ein anderthalbtausend Rubel auf sie verwandt hätte, zur Beschaffung der Aussteuer und in Form von Geschenken, von allerlei Schächtelchen, Necessaires, Bijouterien, Kleiderstoffen und anderm Firlefanz, dann wäre die Sache besser gewesen, . . . und ich hätte mehr Sicherheit gehabt! Dann hätten sie mir jetzt nicht so leicht aufgekündigt! Solche Leute halten es unbedingt für ihre Pflicht, bei Aufhebung einer Verlobung die Geschenke und das Geld zurückzugeben; und die Rückerstattung hätte doch für sie Schwierigkeiten gehabt, hätte ihnen auch bei den Geschenken wohl leid getan! Auch das Gewissen würde sie beunruhigt haben: ‚wir können doch nicht', hätten sie sich gesagt, ‚einem Menschen so ohne weiteres den Laufpaß geben, nachdem er sich bisher so freigebig und zartfühlend gezeigt hat.' . . . Hm! Da habe ich einen Bock geschossen!"

Wieder knirschte Peter Petrowitsch mit den Zähnen und nannte sich einen Dummkopf, natürlich nur ganz im stillen.

So befand er sich nicht gerade in rosigster Stimmung. Die Vorbereitungen zu dem Gedächtnismahle in Katerina Iwanownas Zimmer nahmen dann ein wenig sein Interesse in Anspruch. Er hatte schon gestern etwas von diesem Gedächtnismahle gehört; er hatte sogar eine undeutliche Erinnerung, als ob auch er dazu eingeladen worden wäre; aber bei seinen eigenen Sorgen und Geschäften hatte er für nichts andres Aufmerksamkeit übrig gehabt. Schnell erkundigte er sich jetzt bei Frau Lippe-

wechsel, die in Katerina Iwanownas Abwesenheit (denn diese war auf dem Kirchhofe) damit beschäftigt war, den Tisch zurechtzumachen, und erfuhr von ihr, das Gedächtnismahl würde sehr großartig sein; fast alle Mitmieter, darunter auch solche, die mit dem Verstorbenen gar nicht bekannt gewesen wären, seien eingeladen; sogar Andrei Semjonowitsch Lebesjatnikow sei eingeladen, trotz des Streites, den er unlängst mit Katerina Iwanowna gehabt hätte; endlich sei auch er selbst, Peter Petrowitsch, nicht nur eingeladen, sondern er würde sogar als der vornehmste Gast unter allen Mietern mit besonderer Sehnsucht erwartet. Amalia Iwanowna selbst hatte gleichfalls eine höchst respektvolle Einladung erhalten, trotz aller vorhergegangenen, unangenehmen Zwistigkeiten, und arrangierte daher jetzt mit großer Geschäftigkeit und nicht ohne Genuß alles für die Mahlzeit Erforderliche. Sie war bereits höchst geputzt, obwohl es natürlich ein Trauerkostüm war; aber es war ganz neu und von Seide, und sie war sehr stolz darauf. Alle diese Tatsachen und Mitteilungen brachten Peter Petrowitsch auf einen ganz besonderen Gedanken, und in seine Überlegungen vertieft, begab er sich in sein, das heißt in Herrn Lebesjatnikows Zimmer. Die Hauptsache war: er hatte unter anderm auch erfahren, daß zu den Eingeladenen auch Raskolnikow gehörte.

Andrei Semjonowitsch war aus irgendwelchem Grunde an diesem Tage den ganzen Vormittag über zu Hause. Zwischen ihm und Peter Petrowitsch bestand ein eigentümliches Verhältnis, das jedoch zum Teil sehr erklärlich war. Peter Petrowitsch verachtete und haßte ihn über alle Maßen, fast gleich von dem Tage an, wo er sich bei ihm einlogiert hatte; gleichzeitig aber empfand er vor ihm eine gewisse Furcht. Er hatte nach seiner Ankunft in Petersburg nicht lediglich aus schäbiger Sparsamkeit bei ihm Quartier genommen, wiewohl dies allerdings der Haupt-

grund war; sondern er hatte dazu noch einen andern Grund gehabt. Schon als er noch in der Provinz wohnte, hatte er über Andrei Semjonowitsch, seinen früheren Mündel, gehört, er sei einer der hervorragendsten jungen Reformer und spiele sogar in manchen interessanten, geheimnisvollen Klubs eine bedeutende Rolle. Das hatte ihm imponiert. Diese mächtigen, allwissenden Klubs, die niemanden fürchteten und jeden geheimen Übeltäter entlarvten, hatten ihm schon längst eine gewaltige, jedoch ganz vage Furcht eingeflößt. Er selbst hatte sich natürlich, noch dazu in der Provinz, von derartigen Vereinen keinen auch nur annähernd genauen Begriff machen können. Er hatte, wie alle Leute, gehört, es gebe namentlich in Petersburg sogenannte Reformer, Nihilisten, Entlarver usw.; aber gleich vielen andern Leuten hatte er mit diesen Bezeichnungen ganz übertriebene und ins Absurde entstellte Vorstellungen verbunden. Am allermeisten fürchtete er, und zwar schon seit einigen Jahren, die „Entlarvungen", und dies war die hauptsächlichste Ursache seiner fortwährenden übermäßigen Unruhe gewesen, besonders wenn er an eine Verlegung seiner Tätigkeit nach Petersburg gedacht hatte. In dieser Hinsicht war er, wie man sich auszudrücken pflegt, verängstigt, wie einem manchmal verängstigte kleine Kinder vorkommen. Einige Jahre vorher hatte er in der Provinz (er stand damals noch im Beginn seiner Laufbahn) zwei solche Fälle von grausamer Entlarvung mit angesehen; die beiden Betroffenen waren recht hochgestellte Beamte in der Verwaltung des Gouvernements, und er hatte sich in ihre Gefolgschaft begeben gehabt und sich ihrer Gönnerschaft erfreut. Der eine Fall endete für die entlarvte Persönlichkeit mit einem großen Skandal, und der zweite hätte beinahe ein ganz, ganz übles Ende genommen. Aus diesem Grunde hatte sich Peter Petrowitsch vorgenommen, sich gleich nach seiner Ankunft in Petersburg zu erkundigen, was

es mit diesen Klubs für eine Bewandtnis habe, und, wenn es erforderlich schiene, der Gefahr vorzubeugen und sich bei „unsrer jungen Generation" einzuschmeicheln. Für diesen Fall hoffte er auf Lebesjatnikows Unterstützung, und er hatte, wie er das bei dem Besuche bei Raskolnikow bewies, bereits gelernt, ein paar entlehnte Phrasen klangvoll vorzubringen.

Allerdings hatte er Andrei Semjonowitsch recht bald als einen sehr gewöhnlichen, einfältigen Menschen durchschaut. Dadurch war aber sein Glaube an die Macht der Klubs in keiner Weise erschüttert und sein Mut nicht gehoben worden. Selbst wenn er sich überzeugt hätte, daß alle Reformer ebensolche Dummköpfe seien, auch dann hätte sich seine Unruhe nicht gelegt. Im Grunde interessierten all diese Lehren, Ideen und Systeme, mit denen Andrei Semjonowitsch ihn aufs freigebigste regalierte, ihn nicht im geringsten. Er hatte sein eigenes Ziel. Er wollte nur so schnell wie irgend möglich in Erfahrung bringen, was in diesen Klubs vorginge und wie dabei verfahren würde. Besaßen diese Klubisten eine Macht oder nicht? Hatte er für seine eigene Person etwas von ihnen zu befürchten oder nicht? Würden sie ihn „entlarven", wenn er dies oder das unternähme, oder nicht? Und wenn sie sich mit Entlarvungen abgaben, auf welche Handlungsweisen hatten sie es dabei besonders abgesehen? Welche Handlungsweisen machten sie gerade jetzt zum Objekte ihrer entlarvenden Tätigkeit? Und dann: konnte man sich nicht auf irgendeine Weise mit ihnen freundlich stellen und sie dabei düpieren, wenn sie wirklich eine Macht besitzen sollten? War das erforderlich oder nicht? Konnte er nicht vielleicht gerade durch ihre Vermittlung in seiner Karriere etwas erreichen? Kurz, es drängten sich ihm Hunderte von Fragen auf.

Dieser Andrei Semjonowitsch war ein Mann von ungesunder Konstitution, skrofulös, von kleiner Statur; er bekleidete irgend-

eine Beamtenstelle; sein Haar war von auffallend hellblonder Farbe; er trug einen Backenbart in Kotelettform, auf den er sehr stolz war. Fast beständig litt er an den Augen. Er hatte ein sehr weiches Herz; aber sein Redeton klang sehr selbstbewußt und manchmal geradezu hochmütig, was sich bei seiner kleinen Figur meist recht lächerlich ausnahm. Amalia Iwanowna betrachtete ihn als einen hochanständigen Mieter; denn er trank nicht und bezahlte pünktlich seine Miete. Aber trotz mancher guten Eigenschaften war Andrei Semjonowitsch tatsächlich ein bißchen dumm. Er hatte sich mit leidenschaftlichem Eifer den Reformern und „unsrer jüngeren Generation" angeschlossen. Er gehörte zu der zahllosen, buntscheckigen Menge flachköpfiger Menschen, kläglicher Frühgeburten und dünkelhafter Halbwisser, die sich eiligst zu Anhängern der modernsten, landläufigsten Idee machen, um sie sofort zu verhunzen und alle Bestrebungen, denen sie (manchmal mit der besten Absicht) dienen, in eine Karikatur zu verwandeln.

Übrigens war Herrn Lebesjatnikow trotz all seiner Gutmütigkeit sein Stubengenosse und ehemaliger Vormund Peter Petrowitsch gleichfalls recht zuwider geworden. Das hatte sich von beiden Seiten ganz von selbst so herausgebildet. Wie einfältig er auch war, durchschaute Andrei Semjonowitsch doch allmählich, daß Peter Petrowitsch gegen ihn nicht aufrichtig war und ihn im stillen verachtete und daß überhaupt nichts Rechtes an ihm dran war. Er versuchte, ihm Fouriers sozialistisches System und die Darwinsche Theorie auseinanderzusetzen; aber Peter Petrowitsch hörte, namentlich in der letzten Zeit, mit gar zu spöttischer Miene zu und fing in der allerletzten Zeit sogar an, ihn auszuschelten. Peter Petrowitsch hatte nämlich instinktmäßig herausgefühlt, daß Lebesjatnikow nicht nur ein recht gewöhnlicher, ziemlich dummer Mensch, sondern wohl noch dazu ein arger Aufschneider

war und überhaupt keine einflußreichen Beziehungen, nicht einmal in seinem Klub, besaß, sondern nur von weitem etwas hatte läuten hören; ja, daß er nicht einmal sein eigentliches Geschäft, die Propaganda, ordentlich verstand, weil er gar zu wirr und unverständlich redete; wie konnte der ein „Entlarver" sein! Nebenbei sei noch bemerkt, daß Peter Petrowitsch in diesen anderthalb Wochen (namentlich am Anfange dieser Zeit) von Andrei Semjonowitsch ganz sonderbare Lobsprüche für Bestrebungen, die dieser bei ihm voraussetzte, entgegengenommen hatte; er hatte nämlich nicht widersprochen, sondern stillgeschwiegen, wenn Andrei Semjonowitsch ihm zum Beispiel die Absicht zugeschrieben hatte, die künftige, baldige Errichtung einer neuen sozialistischen „Kommune" nicht weit vom Kanal in der Meschtschanskaja-Straße zu fördern, oder auch seiner Gattin Awdotja nicht hinderlich zu sein, wenn diese gleich im ersten Monat der Ehe auf den Gedanken käme, sich einen Liebhaber anzuschaffen, oder auch seine künftigen Kinder nicht taufen zu lassen usw. Peter Petrowitsch widersprach grundsätzlich nicht, wenn ihm solche Absichten zugeschrieben wurden, und ließ es sich gefallen, dafür gelobt zu werden; so willkommen war ihm jedes Lob.

Peter Petrowitsch, der an diesem Morgen einige fünfprozentige Staatsschuldscheine verkauft hatte, saß am Tische und zählte die Banknotenpäckchen durch. Andrei Semjonowitsch, der fast nie Geld hatte, ging im Zimmer auf und ab und tat, als ob ihn der Anblick des vielen Geldes völlig kalt ließe und sogar mit Verachtung erfülle. Peter Petrowitsch glaubte ganz und gar nicht, daß der Anblick einer solchen Geldsumme Andrei Semjonowitsch wirklich kalt ließe; und Andrei Semjonowitsch seinerseits dachte bei sich voll Erbitterung, daß Peter Petrowitsch vielleicht tatsächlich eine niedrige, materielle Gesinnung bei ihm voraussetze und sich nun ein Vergnügen daraus mache, ihn, seinen jungen

Freund, durch die nebeneinanderliegenden Banknotenpäckchen zu reizen und zu verhöhnen, indem er ihm dadurch seine Unbedeutendheit und den großen zwischen ihnen vorhandenen Abstand zu Gemüte führe.

Er fand Peter Petrowitsch augenblicklich außerordentlich reizbar und unaufmerksam, obwohl er, Andrei Semjonowitsch, angesetzt hatte, ihm sein Lieblingsthema, von der Gründung einer neuen, eigenartigen Kommune, zu erläutern. Die kurzen Entgegnungen und Bemerkungen, welche Peter Petrowitsch dazwischenwarf, wenn er einen Augenblick aufhörte, die Kügelchen an der Rechenmaschine klappern zu lassen, waren von einem ganz unverhohlenen und geflissentlich unhöflichen Spott durchtränkt. Aber Andrei Semjonowitsch, der einer humanen Auffassung zuneigte, führte diese Gemütsstimmung seines Stubengenossen auf das gestrige Zerwürfnis mit Awdotja zurück und brannte vor Verlangen, schnell zu eingehenderer Behandlung seines Themas zu gelangen; er habe da, so bemerkte er, in Sachen der Reform und Propaganda seinem verehrten Freunde etwas mitzuteilen, was diesen interessieren und „zweifellos" in seiner weiteren Entwicklung fördern werde.

„Was ist denn das für ein Gedächtnismahl, zu dem da bei dieser . . . bei dieser Witwe Anstalten getroffen werden?" fragte Peter Petrowitsch auf einmal und unterbrach so seinen Freund bei der interessantesten Stelle der Auseinandersetzung.

„Das müssen Sie ja doch wissen! Ich habe doch erst gestern mit Ihnen darüber gesprochen und Ihnen meine Anschauungen über all solche religiösen Gebräuche entwickelt . . . Und die Frau hat Sie ja auch eingeladen; ich habe es mit eigenen Ohren gehört. Sie haben ja selbst mit ihr gestern gesprochen . . ."

„Ich hätte nicht gedacht, daß diese powere Närrin das ganze Geld, das sie von diesem andern Narren, diesem Raskolnikow,

bekommen hat, für ein Gedächtnismahl vergeuden würde. Ich war ganz erstaunt, als ich vorhin eben durch das Zimmer hindurchging: großartige Vorbereitungen; allerlei Weine auf dem Tische! . . . Eine ganze Menge Menschen sind eingeladen; weiß der Kuckuck, was das vorstellen soll!" fuhr Peter Petrowitsch fort, der mit bestimmter Absicht bei diesem Gegenstande zu verweilen schien. „Wie? Sie sagen, ich wäre auch eingeladen?" fügte er hinzu und hob den Kopf in die Höhe. „Wann sollte denn das gewesen sein? Ich kann mich gar nicht erinnern. Übrigens werde ich nicht hingehen. Was soll ich da? Ich habe gestern nur so im Vorbeigehen mit ihr darüber gesprochen, daß sie als bedürftige Beamtenwitwe vielleicht eine einmalige Unterstützung in Höhe des Jahresgehaltes ihres Mannes bekommen könne. Sollte sie mich etwa deshalb gleich einladen? He-he-he!"

„Ich habe auch nicht vor, hinzugehen," sagte Lebesjatnikow.

„Das wäre ja auch noch schöner! Wo Sie sie doch eigenhändig durchgeprügelt haben! Sehr begreiflich, daß es Ihnen peinlich ist, hinzugehen, he-he!"

„Wer hat wen durchgeprügelt?" fuhr Lebesjatnikow auf; er hatte einen ganz roten Kopf bekommen.

„Na, Sie haben doch Katerina Iwanowna vor einem Monat durchgeprügelt! Es ist mir erzählt worden, noch gestern . . . Ja, ja, so ists mit den theoretischen Grundsätzen! Die Frauenfrage scheint also auch noch sehr im argen zu liegen. He-he-he!" Anscheinend höchstlich amüsiert, begann Peter Petrowitsch wieder an der Rechenmaschine zu klappern.

„Das ist alles Unsinn und Verleumdung!" brauste Lebesjatnikow auf, dem jede Erwähnung dieses Vorfalls stets sehr unangenehm war. „So ist das gar nicht gewesen! Die Sache war ganz anders . . . Sie sind falsch berichtet worden; das ist lauter Klatscherei! Ich habe mich damals lediglich verteidigt. Sie ging

zuerst mit den Nägeln auf mich los . . . Den ganzen Backenbart riß sie mir aus. Das ist denn doch jedem Menschen erlaubt, hoffe ich, seine Person zu verteidigen. Außerdem lasse ich mir von niemand Gewalttätigkeit gefallen . . . Grundsätzlich nicht. Denn das wäre ja eine Art Despotismus. Was hätte ich denn tun sollen? Etwa ruhig vor ihr stehen bleiben? Ich habe sie nur zurückgestoßen."

„He-he-he!" lachte Luschin von neuem in boshafter Weise.

„Daß Sie gegen mich so sticheln, das tun Sie nur deshalb, weil Sie selbst Ärger gehabt haben und nun wütend sind . . . Aber die Geschichte mit Katerina Iwanowna ist doch eine törichte Lappalie und hat mit der Frauenfrage nicht das geringste zu tun. Sie fassen die Sache eben ganz falsch auf. Ich habe früher sogar folgendermaßen gedacht: wenn man die These akzeptiert, daß die Frau dem Manne in allen Stücken gleichsteht, sogar hinsichtlich der Körperkraft (was manche bereits behaupten), so muß auch, wo es sich um Schlägerei zwischen Männern und Frauen handelt, mit gleichem Maße gemessen werden. Natürlich aber habe ich mir nachher überlegt, daß eine solche Frage gar keine Existenzberechtigung hat, weil Schlägereien überhaupt keine Existenzberechtigung haben und das Vorkommen von Schlägereien in der künftigen Gesellschaftsordnung undenkbar ist, . . . und weil es doch sonderbar wäre, auf eine Gleichberechtigung bei Schlägereien hinzustreben. So dumm bin ich nicht, . . . obwohl Schlägereien doch vorkommen, . . . das heißt, später werden keine mehr vorkommen, aber jetzt kommen noch welche vor, . . . Donnerwetter, wenn man mit Ihnen redet, wird man ja ganz konfus. Dieser frühere unangenehme Vorfall bildet also nicht den Grund für mein Fernbleiben von dem Gedächtnismahle. Sondern ich gehe einfach aus Grundsatz nicht hin, um nicht an einem so törichten, auf sinnlosen Voraussetzungen beruhenden

Brauche, wie es diese Gedächtnismahle sind, teilzunehmen; das ist der Grund! Übrigens könnte man ja auch bloß so aus Unsinn hingehen, um sich darüber lustig zu machen . . . Schade, daß keine Popen dabei sein werden. Sonst würde ich jedenfalls hingehen."

„Also Sie möchten die gastliche Bewirtung annehmen und dann über diese Bewirtung und über die Leute, von denen Sie eingeladen sind, Ihren Hohn ausschütten. So meinen Sie es ja wohl?"

„Von Hohn ist nicht die Rede, sondern von einem Proteste gegen diesen Brauch. Ich habe dabei ein nützliches Ziel im Auge. Ich kann dadurch indirekt die Entwicklung der Menschheit und die Propaganda fördern. Jeder Mensch hat die Pflicht, die geistige Entwicklung seiner Mitmenschen zu fördern und Propaganda zu treiben, und je energischer er es tut, um so besser ist es. Ich kann eine Idee wie ein Samenkorn hinstreuen . . . Aus dieser gesäten Idee erwächst dann etwas Tatsächliches. Inwiefern kränke ich da die Leute? Und wenn sie sich auch zunächst gekränkt fühlen, so werden sie nachher doch einsehen, daß ich ihnen Nutzen gebracht habe. So wollten manche seinerzeit dem Fräulein Terebjewa (sie ist jetzt Mitglied einer Kommune) einen Vorwurf machen; als diese nämlich von ihrer Familie fortging und . . . sich einem Manne hingab, da schrieb sie ihrer Mutter und ihrem Vater, sie wolle nicht mehr in veralteten, sinnlosen Anschauungen weiterleben und gehe eine freie Ehe ein. Da meinten nun die Tadler, das sei doch gar zu grob den Eltern gegenüber, und sie hätte mit ihnen etwas rücksichtsvoller verfahren und in milderem Tone schreiben können. Meiner Ansicht nach ist das alles Unsinn; Milde ist dabei gar nicht angebracht, sondern vielmehr energischer Protest. Da sehen Sie einmal, wie es Frau Warenz machte! Sieben Jahre lang hatte sie mit ihrem

Manne zusammen gelebt; da verließ sie ihn und ihre zwei Kinder und schrieb ihrem Manne in einem Briefe eine kräftige Absage: ‚Ich bin zu der Einsicht gelangt, daß ich mit Ihnen nicht glücklich sein kann. Ich werde es Ihnen nie verzeihen, daß Sie mich betrogen haben, indem Sie mir verheimlicht haben, daß es dank den Kommunen noch eine andre Gesellschaftsordnung gibt. Ich habe das alles vor kurzem von einem hochgesinnten Manne erfahren, dem ich mich auch zu eigen gegeben habe, und mit ihm zusammen will ich eine Kommune gründen. Ich rede ganz offen, weil ich es für ehrlos halte, Sie zu betrügen. Meinerseits haben Sie völlige Freiheit, zu tun, was Sie mögen; aber hoffen Sie nicht, mich zur Rückkehr zu bewegen; damit ist es für Sie zu spät. Leben Sie glücklich!‘ In diesem Stil müssen derartige Briefe geschrieben werden.“

„Dieses Fräulein Terebjewa ist doch dieselbe, von der Sie neulich erzählten, daß sie schon in der dritten freien Ehe lebe?“

„Streng genommen erst in der zweiten! Aber wenn sie selbst in der vierten oder in der fünfzehnten freien Ehe lebte! Das ist ja alles Nebensache! Und wenn ich es jemals bedauert habe, daß mein Vater und meine Mutter gestorben sind, so bedauere ich es jedenfalls jetzt ganz besonders. Ich habe mir das schon manchmal so im stillen ausgemalt, wie ich sie, wenn sie noch am Leben wären, mit meinem Proteste verblüffen wollte! Ich hätte absichtlich einen Anlaß gesucht. Ich würde ihnen die Sache schon klargemacht haben! Ich hätte sie in Erstaunen versetzt! Es ist wirklich jammerschade, daß ich niemand mehr habe!“

„Um ihn in Erstaunen zu versetzen? He-he! Na, darüber wollen wir nicht streiten,“ unterbrach ihn Peter Petrowitsch. „Sagen Sie mir lieber: Sie kennen ja die Tochter des Verstorbenen, so ein kümmerliches, dürftiges Ding; ist das alles richtig, was über sie erzählt wird, ja?“

„Nun, was ist denn dabei? Nach meiner Ansicht, das heißt nach meiner persönlichen Überzeugung, ist das für eine Frau der eigentlich normale Zustand. Warum auch nicht? Das heißt: distinguons! In der jetzigen Gesellschaftsordnung ist dieser Zustand selbstverständlich nicht normal, weil er durch eine Notlage herbeigeführt wird; aber in der künftigen Gesellschaftsordnung wird er völlig normal sein, weil er da ein freiwilliger ist. Und auch unter jetzigen Verhältnissen hatte dieses Mädchen ein Recht, so zu handeln, wie sie gehandelt hat: sie litt Not, und ihr Körper war ihr Fonds, sozusagen ihr Anlagekapital, über das sie vollständig berechtigt war zu verfügen. Natürlich in der künftigen Gesellschaftsordnung werden keine Fonds nötig sein; sondern die Stellung der Frau wird anderweitig festgesetzt und in harmonischer, vernunftgemäßer Weise geregelt sein. Was Sofja Semjonowna persönlich anlangt, so betrachte ich unter den gegenwärtigen Umständen ihre Handlungsweise als einen energischen, zur Tat gewordenen Protest gegen die bestehende Gesellschaftsordnung und empfinde vor ihr große Hochachtung deswegen; ich freue mich sogar jedesmal, wenn ich sie sehe!"

„Mir ist aber doch erzählt worden, gerade Sie hätten sie gezwungen, aus dieser Wohnung fortzuziehen!"

Lebesjatnikow wurde ganz wütend.

„Das ist wieder nur so eine Klatscherei!" schrie er. „Die Sache war ganz anders, ganz anders! Das hat alles Katerina Iwanowna damals nur so hingeschwatzt, weil sie für meine Bestrebungen kein Verständnis hatte! Ich bin ganz und gar nicht zudringlich gegen Sofja Semjonowna geworden; ich habe lediglich ihre geistige Entwicklung zu fördern gesucht, in ganz uneigennütziger Weise, und habe mich bemüht, in ihr den Protest zu erwecken. Ich zielte nur auf den Protest ab; übrigens konnte Sofja Semjonowna sowieso in dieser Wohnung nicht länger bleiben!"

„Haben Sie sie zum Eintritt in die Kommune aufgefordert?"

„Sie spotten fortwährend; gestatten Sie mir aber die Bemerkung, daß Ihr Spott bei mir durchaus seine Wirkung verfehlt. Sie verstehen eben nichts davon! Derartige Berufe für Frauen gibt es in der Kommune nicht. Eben deshalb werden die Kommunen gegründet, damit es solche Berufe nicht mehr gibt. In der Kommune wird dieser Beruf seinen gesamten jetzigen Charakter verändern, und was hier dumm ist, wird dort vernünftig sein; was hier unter den jetzigen Verhältnissen unnatürlich ist, das wird dort durchaus natürlich sein. Es hängt alles davon ab, in welcher Umgebung und in welchem Milieu ein Mensch lebt. Alles hängt von dem Milieu ab; an sich ist der Mensch nichts, weder gut noch schlecht. Mit Sofja Semjonowna stehe ich mich auch jetzt noch ganz freundschaftlich, was Ihnen als Beweis dafür dienen kann, daß sie mich nicht als ihren Feind und Beleidiger betrachtet hat. Ich suche sie jetzt für eine Kommune zu gewinnen, die aber nach ganz, ganz andern Prinzipien eingerichtet werden soll! Was ist Ihnen denn daran lächerlich? Wir wollen eine eigene, besondere Kommune gründen, aber auf breiteren Grundlagen als die früheren. Wir sind in unsern Anschauungen weiter vorgeschritten. Wir negieren mehr! Wenn Dobroljubow * aus dem Grabe auferstände, würde ich gern einmal mit ihm disputieren. Und nun gar Bjelinski **, na, den würde ich mir schön vornehmen! Vorläufig aber fahre ich fort, an Sofja Semjonownas geistiger Entwicklung zu arbeiten. Sie ist ein herrliches, herrliches Wesen!"

---

* Dobroljubow, geb. 1836, gest. 1861, liberaler Kritiker und Publizist. Anmerkung des Übersetzers.

** Bjelinski, geb. 1811, gest. 1848, namentlich Literarhistoriker und Philosoph. Anmerkung des Übersetzers.

„Na, und Sie machen sich dieses herrliche Wesen auch zunutze, wie? He-he!"

„Nein, nein! O nein! Im Gegenteil!"

„Na, na, also sogar im Gegenteil! He-he-he! Sehr schön gesagt!"

„Sie können es mir glauben! Weshalb sollte ich denn vor Ihnen heimlich tun, sagen Sie selbst! Wirklich im Gegenteil; es kommt mir sogar selbst sonderbar vor: mir gegenüber ist sie von einer unnatürlichen, ängstlichen Schamhaftigkeit und Keuschheit!"

„Und Sie fördern selbstverständlich ihre geistige Entwicklung, he-he, und beweisen ihr, daß diese ganze Schamhaftigkeit Unsinn ist?"

„Durchaus nicht, durchaus nicht! O, in wie plumper, törichter Weise — verzeihen Sie den Ausdruck! — Sie das Wort Entwicklung auffassen! Sie haben aber auch gar kein, rein gar kein Verständnis! O Gott, was sind Sie noch unreif! Wir erstreben für das Weib die Freiheit, und Sie denken immer nur an das eine . . . Ich will mich auf die Streitfrage über Keuschheit und weibliche Schamhaftigkeit nicht weiter einlassen (diese Dinge haben an und für sich keinen Wert und beruhen auf vorgefaßten Meinungen); aber ich habe gegen Sofja Semjonownas Keuschheit mir gegenüber absolut nichts einzuwenden; das ist Sache ihres freien Willens, sie ist da vollständig in ihrem Rechte Natürlich, wenn sie selbst zu mir sagte: ‚ich will dich haben,' so würde ich meinen, daß mir ein großes Glück zugefallen sei, weil das Mädchen mir wirklich sehr gefällt; aber sicherlich hat niemals jemand sie höflicher und artiger und mit mehr Achtung vor ihrer weiblichen Würde behandelt, als ich es jetzt tue . . . Ich warte und hoffe nur; weiter gehe ich nicht!"

„Sie sollten ihr lieber etwas schenken. Ich möchte darauf wetten, daß Sie daran noch nicht gedacht haben."

„Sie haben aber auch gar kein Verständnis; das kann ich Ihnen nur wiederholen. Gewiß, ihre Lage ist ja derart, daß sie Geschenke gebrauchen könnte; aber hier handelt es sich um etwas andres, um etwas ganz andres. Sie verachten das Mädchen einfach. Weil Sie eine Tatsache sehen, die Sie irrtümlicherweise für verachtenswert halten, versagen Sie ohne weiteres einem menschlichen Wesen eine humane Würdigung. Sie wissen noch gar nicht, was für einen trefflichen Charakter sie hat! Sehr leid tut mir nur, daß sie in der letzten Zeit so gut wie ganz aufgehört hat zu lesen und sich von mir keine Bücher mehr geben läßt, was sie doch früher tat. Schade ist auch, daß sie bei all ihrer Energie und bei ihrer bereits einmal bewiesenen Entschlossenheit, gegen die bestehende Gesellschaftsordnung zu protestieren, doch immer noch nicht genug Selbständigkeit, sozusagen nicht genug Unabhängigkeit, nicht genug Drang zum Negieren besitzt, um sich von gewissen vorgefaßten Anschauungen und Dummheiten völlig loszureißen. Wiewohl sie für manche Fragen ein vorzügliches Verständnis bekundet. Ganz vorzüglich hat sie zum Beispiel die Frage des Handkusses begriffen, das heißt, daß der Mann eine Frau, wenn er ihr die Hand küßt, beleidigt, weil er sie dadurch als ihm nicht gleichstehend bezeichnet. Über diese Frage wurde bei uns debattiert, und ich habe ihr sofort davon Mitteilung gemacht. Auch als ich ihr etwas über die Arbeiterassoziationen in Frankreich vortrug, hörte sie aufmerksam zu. Jetzt behandle ich mit ihr die Frage des freien Eintritts in die Zimmer unter der künftigen Gesellschaftsordnung."

„Was soll das heißen?"

„Es wurde in letzter Zeit über die Frage debattiert: ist ein Kommunemitglied berechtigt, jederzeit in das Zimmer eines andern — männlichen oder weiblichen — Kommunemitgliedes einzutreten? Und wir kamen zu der Entscheidung, daß jedes Mitglied dazu berechtigt sei."

„Na, aber wenn nun das betreffende männliche oder weibliche Mitglied gerade in dem Augenblicke mit Erledigung eines notwendigen Bedürfnisses beschäftigt ist? He-he!"

Andrei Semjonowitsch wurde ganz ärgerlich.

„Ja, das bringen Sie jedesmal vor! Immer kommen Sie mir mit ein und demselben, mit diesen verdammten ‚Bedürfnissen'!" rief er ingrimmig. „Ich ärgere mich und bereue es, daß ich damals, als ich Ihnen das System auseinandersetzte, verfrüht diese verdammten Bedürfnisse erwähnte! Das ist immer für Leute von Ihrem Schlage der Stein des Anstoßes, und das Schlimmste ist: sie machen ihre Witze darüber, ehe sie den Kern der Sache begriffen haben! Und dann tun sie noch, als wenn sie recht hätten und stolz sein könnten! Ich habe schon wiederholentlich die Ansicht vertreten, daß man Neulingen diese ganze Frage erst ganz zuletzt auseinandersetzen kann, wenn sie bereits von der Richtigkeit des Systems überzeugt sind und eine gewisse geistige Entwicklung erreicht haben und sich auf dem rechten Wege befinden. Ja, sagen Sie mir doch, bitte, was finden Sie denn zum Beispiel an einer Apartementsgrube Ekelhaftes oder Gemeines? Ich erkläre mich als erster bereit, alle Apartementsgruben, so viele Sie nur wollen, auszuräumen! Da ist auch nicht einmal irgendwelche Selbstaufopferung dabei! Das ist einfach eine Arbeit, eine anständige, der Gesellschaft nützliche Tätigkeit, die jeder andern an Wert gleichkommt und zum Beispiel weit höher steht als die Tätigkeit eines Raffael oder Puschkin, weil sie nützlicher ist."

„Auch anständiger, auch anständiger, he-he-he!"

„Was heißt ‚anständiger'? Ich verstehe solche Ausdrücke nicht, wenn es sich um die Definition menschlicher Tätigkeiten handelt. ‚Anständiger', ‚edler', das ist lauter Unsinn, Abgeschmacktheit, veraltete, törichte Worte, die ich negiere! Alles, was der Mensch-

heit nützlich ist, ist auch anständig. Ich lasse nur das eine Wort ‚nützlich' gelten! Kichern Sie, so viel Sie wollen; es ist doch so!"

Peter Petrowitsch lachte laut. Er war mit seinen Berechnungen bereits fertig und hatte das Geld verwahrt; jedoch hatte er einen Teil desselben noch auf dem Tische liegen gelassen. Die Frage der Apartementsgruben hatte trotz ihrer Absurdität schon mehrmals Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten und Streit zwischen Peter Petrowitsch und seinem jungen Freunde gegeben. Sehr dumm war es von Andrei Semjonowitsch, daß er sich tatsächlich ärgerte. Darüber hatte nun Luschin seine wahre Freude, und gerade jetzt legte er es besonders darauf an, Lebesjatnikow wütend zu machen.

„Die Sache ist die: Sie sind wegen Ihres gestrigen Malheurs grimmig und suchen nun Händel," brach Lebesjatnikow endlich los, der im allgemeinen trotz all seiner „Unabhängigkeit" und all seiner „Proteste" es nicht recht wagte, Peter Petrowitsch Opposition zu machen, und noch immer von früheren Jahren her ihm gegenüber einen gewohnheitsmäßigen Respekt beobachtete.

„Sagen Sie mir lieber," unterbrach ihn Peter Petrowitsch hochmütig und ärgerlich, „können Sie . . . oder, besser ausgedrückt, sind Sie wirklich mit der vorhin erwähnten jungen Person so gut bekannt, daß Sie sie bitten können, jetzt gleich auf einen Augenblick in dieses Zimmer zu kommen? Ich glaube, sie sind schon alle vom Kirchhofe zurück . . . Ich höre so viel gehen . . . Ich möchte gern einmal mit ihr sprechen, mit dieser Person."

„Was wollen Sie denn von ihr?" fragte Lebesjatnikow verwundert.

„Weiter nichts Besonderes. Heute oder morgen ziehe ich aus dieser Wohnung weg, und da möchte ich ihr noch etwas mitteilen. Übrigens können Sie ruhig während dieses Gesprächs hier

im Zimmer bleiben. Es ist sogar besser. Sonst denken Sie sich womöglich noch Gott weiß was."

„Ich denke mir einfach gar nichts. Es war von mir nur eine ganz harmlose Frage. Wenn Sie ihr etwas zu sagen haben, so ist nichts leichter, als sie herzurufen. Ich will sofort zu ihr gehen. Ich selbst werde Sie bei dem Gespräche nicht stören; davon wollen Sie überzeugt sein."

Wirklich kehrte Lebesjatnikow nach fünf Minuten mit Sofja zurück. Diese trat äußerst erstaunt und, wie das in ihrer Gewohnheit lag, sehr schüchtern ein. Sie war bei solchen Gelegenheiten stets schüchtern und fürchtete sich in hohem Grade vor neuen Gesichtern und neuen Bekanntschaften; diese Furcht war ihr schon früher, schon in ihrer Kindheit, eigen gewesen, hatte aber jetzt noch zugenommen . . . Peter Petrowitsch empfing sie „freundlich und höflich" und mit einem Anfluge von jovialer Vertraulichkeit, die nach seiner Ansicht einem so achtungswerten, gesetzten Manne, wie er, wohl anstand gegenüber einem so jungen und in gewisser Hinsicht „interessanten" Wesen, wie sie. Vor allen Dingen bemühte er sich, sie zu „ermutigen", und lud sie ein, an dem Tische ihm gegenüber Platz zu nehmen. Sofja setzte sich, ließ ihre Blicke nach allen Seiten herumgehen, zu Lebesjatnikow, zu dem Gelde, das auf dem Tische lag, dann wieder zu Peter Petrowitsch und wandte nun die Augen nicht mehr von ihm ab, als ob sie an ihn angeschmiedet wäre. Lebesjatnikow ging zur Tür; aber Peter Petrowitsch stand auf, bedeutete Sofja durch eine Geste, sitzen zu bleiben, und hielt Lebesjatnikow in der Tür zurück.

„Ist dieser Raskolnikow dort? Ist er gekommen?" fragte er ihn flüsternd.

„Raskolnikow? Ja, der ist da. Wieso? Ja, da ist er. Er ist eben erst gekommen; ich habe ihn gesehen. Wieso?"

„Nun, dann möchte ich Sie dringend bitten, hier zu bleiben, hier bei uns, und mich nicht mit dieser . . . jungen Dame allein zu lassen. Was ich mit ihr zu reden habe, ist nur eine harmlose Kleinigkeit; aber sonst machen die Leute womöglich Gott weiß was daraus. Ich möchte nicht, daß Raskolnikow seinen Angehörigen etwas erzählen könnte . . . Verstehen Sie, was ich meine?"

„Gewiß, gewiß!" erwiderte Lebesjatnikow verständnisvoll. „Ja, Sie haben ganz recht. Allerdings gehen Sie, nach meiner persönlichen Überzeugung, in Ihren Befürchtungen zu weit; aber . . . Sie haben trotzdem recht. Also, wenn Sie es wünschen, so bleibe ich. Ich stelle mich dort ans Fenster und werde Sie nicht stören . . . Meiner Ansicht nach haben Sie recht . . ."

Peter Petrowitsch kehrte zum Sofa zurück, setzte sich Sofja gegenüber, richtete einen forschenden Blick auf sie und nahm auf einmal eine ganz besonders ehrbare, sogar etwas strenge Miene an, die ungefähr bedeutete: „Machen Sie sich nur nicht etwa ganz falsche Gedanken, mein Fräulein!" Sofja wurde höchst verlegen.

„Zunächst möchte ich Sie bitten, Sofja Semjonowna, mich bei Ihrer hochverehrten Frau Mutter zu entschuldigen . . . Ich bin doch wohl recht berichtet? Katerina Iwanowna vertritt bei Ihnen Mutterstelle?" begann Peter Petrowitsch in sehr würdigem, aber dabei doch ganz freundlichem Tone.

Augenscheinlich hegte er die freundschaftlichsten Absichten.

„Ja gewiß, gewiß; sie vertritt bei mir Mutterstelle," antwortete Sofja hastig und furchtsam.

„Nun also, dann entschuldigen Sie mich bei ihr, daß ich durch zwingende Umstände behindert bin, an dem Gedächtnismahle teilzunehmen, zu welchem Ihre Frau Mutter mich so liebenswürdig eingeladen hat."

„Jawohl, . . . ich werde es ausrichten, . . . ich werde es gleich ausrichten.“ Sofja sprang eilig von ihrem Stuhle auf.

„Ich bin noch nicht zu Ende,“ hielt Peter Petrowitsch sie zurück und lächelte über ihre Naivität und über ihre Unkenntnis der Umgangsformen. „Sie kennen mich schlecht, liebste Sofja Semjonowna, wenn Sie glauben, daß ich aus diesem unbedeutenden, nur mich betreffenden Grunde jemand wie Sie persönlich bemüht und hergebeten hätte. Mein Zweck war ein anderer.“

Sofja nahm eilig wieder Platz. Wieder fiel ihr Blick einen Augenblick auf die grauen und regenbogenfarbigen Banknoten, die noch auf dem Tische lagen; aber schnell wandte sie das Gesicht von ihnen weg und sah wieder Peter Petrowitsch an; es kam ihr auf einmal der Gedanke, daß es sich, namentlich für ein Mädchen wie sie, ganz und gar nicht schicke, fremdes Geld anzublicken. Sie richtete ihren Blick zunächst auf die goldne Lorgnette, die Peter Petrowitsch in der linken Hand hielt, und zugleich auf den großen, massiv goldenen, sehr schönen Ring mit gelbem Stein, den er am Mittelfinger dieser Hand trug; aber hastig wendete sie ihre Augen auch davon ab, und da sie nicht wußte, wo sie mit ihren Blicken bleiben sollte, schaute sie schließlich ihrem Gegenüber wieder gerade ins Gesicht. Nach einer kurzen Pause fuhr Peter Petrowitsch in noch würdevollerem Tone als vorher fort:

„Es traf sich gestern zufällig, daß ich im Vorbeigehen mit der unglücklichen Katerina Iwanowna ein paar Worte wechselte. Diese wenigen Worte genügten, um mich erkennen zu lassen, daß sie sich in einem, wenn man sich so ausdrücken kann, unnatürlichen Geisteszustande befindet . . .“

„Jawohl, in einem unnatürlichen Geisteszustande,“ stimmte ihm Sofja eilig bei.

„Oder, um es einfacher und verständlicher auszudrücken, in einem krankhaften Geisteszustande.“

„Jawohl, einfacher und verständ . . . Jawohl, sie ist krank."

„Ganz richtig. Nun also, aus Menschenfreundlichkeit und . . . und . . . und sozusagen aus Teilnahme, möchte ich mich gern meinerseits irgendwie hilfreich zeigen, im Hinblick auf das traurige Schicksal, das ihr unvermeidlich bevorsteht. Ich möchte glauben, daß diese ganze arme Familie sich jetzt einzig und allein auf Ihre Unterstützung angewiesen sieht."

„Gestatten Sie die Frage," sagte Sofja und stand dabei plötzlich auf, „was haben Sie ihr gestern über die Möglichkeit, eine Pension zu bekommen, gesagt? Sie hat gestern zu mir gesagt, Sie hätten es auf sich genommen, ihr eine Pension zu erwirken. Ist das richtig?"

„Durchaus nicht; das ist sogar in gewisser Hinsicht sinnlos," erwiderte Peter Petrowitsch und winkte ihr, sich wieder zu setzen. „Ich habe nur darauf hingedeutet, daß die Witwe eines im Dienst gestorbenen Beamten eine zeitweilige Unterstützung erhalten könne, wenn sie irgendwelche Protektion habe; es scheint jedoch, daß Ihr verstorbener Vater nicht das erforderliche Dienstalter hatte, ja sogar in der letzten Zeit sich überhaupt nicht im Dienste befand. Kurz, es mag wohl einige Aussicht da sein, aber jedenfalls ist sie äußerst problematisch; denn ein Recht auf Unterstützung ist im vorliegenden Falle ganz und gar nicht vorhanden; im Gegenteil . . . Und da hat sie gleich auf eine Pension spekuliert? He-he-he! Die Dame muß ja eine rege Phantasie haben!"

„Ja, sie hat sich Hoffnung auf eine Pension gemacht. Sie ist nämlich leichtgläubig und gutherzig, und aus Gutherzigkeit glaubt sie alles, und . . . und . . . und ihr Verstand ist so . . . Ja, dann entschuldigen Sie," sagte Sofja und stand wieder auf, um fortzugehen.

„Erlauben Sie, Sie haben noch nicht alles gehört, was ich sagen wollte."

„Ja, ich habe noch nicht alles gehört," murmelte Sofja.

„Also nehmen Sie doch Platz!"

Sofja wurde entsetzlich verlegen und setzte sich nochmals wieder hin.

„Da ich sehe, in welcher Lage sie sich mit den unglücklichen kleinen Kindern befindet, so möchte ich, wie bereits gesagt, mich nach dem Maße meiner Kräfte irgendwie hilfreich zeigen, das heißt, eben nur, was man so nennt, nach dem Maße meiner Kräfte, nicht in weiterem Umfange. Man könnte zum Beispiel zu ihren Gunsten eine Kollekte veranstalten oder sozusagen eine Lotterie . . . oder so etwas Ähnliches, wie dergleichen immer in solchen Fällen von Nahestehenden oder auch von Fernerstehenden, überhaupt von Hilfsbereiten unternommen wird. Das ist es, worüber ich gern mit Ihnen reden wollte. So etwas wäre möglich."

„Ach ja, das wäre schön . . . Gott wird Sie dafür . . .", stammelte Sofja und blickte Peter Petrowitsch unverwandt an.

„Das wäre möglich; aber . . . darüber können wir später einmal . . . das heißt, wir könnten auch gleich heute schon anfangen. Wir wollen heute abend noch einmal zusammenkommen, uns besprechen und sozusagen den Grund legen. Kommen Sie also so gegen sieben Uhr wieder zu mir hierher. Ich hoffe, Andrei Semjonowitsch wird gleichfalls an unsrer Beratung teilnehmen. . . . Aber . . . da ist ein Punkt, der schon vorher genau erwogen werden muß; und eben deshalb habe ich Sie auch hierher bemüht, Sofja Semjonowna. Nämlich meine Ansicht ist die: der unglücklichen Katerina Iwanowna selbst kann man kein Geld in die Hände geben; das ist sogar geradezu gefährlich; als Beweis dafür dient gleich das heutige Gedächtnismahl. Es ist für morgen sozusagen keine trockene Brotrinde da, kein Schuhzeug, nichts, — aber trotzdem kauft sie heute Jamaikarum ein und Madeira

und . . . und . . . und Kaffee. Ich habe es gesehen, als ich durch das Zimmer hindurchging. Morgen aber fällt wieder die ganze Last des Unterhaltes der Familie auf Ihre Schultern, und ohne Sie hätten sie keinen Bissen Brot. Ein solches Verfahren ist ja geradezu sinnlos. Daher muß auch eine etwaige Kollekte nach meiner persönlichen Ansicht in der Weise veranstaltet werden, daß von dem Gelde die unglückliche Witwe gar nichts erfährt, sondern etwa nur Sie. Habe ich nicht recht?"

„Ich weiß nicht. Es ist ja nur heute, daß sie so ist, . . . nur einmal im Leben; . . . es lag ihr so viel daran, ein Gedächtnismahl zu veranstalten, dem Toten eine Ehre zu erweisen, sein Andenken zu feiern; . . . sie ist sonst sehr vernünftig. Aber machen Sie es ganz, wie es Ihnen gut scheint, und ich werde Ihnen sehr, sehr, . . . sie alle werden Ihnen . . . und Gott wird Sie . . . und die vaterlosen Kinderchen . . ."

Sofja konnte nicht zu Ende sprechen; sie brach in Tränen aus.

„Nun ja. Also dann überlegen Sie sich das; jetzt aber wollen Sie für Ihre Mutter zunächst von mir persönlich eine meinen Kräften entsprechende Summe entgegennehmen. Ich spreche die dringende Bitte aus, daß mein Name dabei nicht erwähnt werden möge. Hier, bitte . . . Da ich sozusagen selbst meine Sorgen habe, bin ich nicht imstande eine größere Summe . . ."

Und Peter Petrowitsch reichte Sofja einen Zehnrubelschein hin, den er sorgsam auseinandergefaltet hatte. Sofja nahm ihn, wurde rot, murmelte etwas und verabschiedete sich hastig. Peter Petrowitsch begleitete sie würdevoll bis an die Tür. Endlich schlüpfte sie ganz aufgeregt und abgemattet aus dem Zimmer und kehrte in größter Verwirrung zu Katerina Iwanowna zurück.

Während dieses ganzen Vorganges hatte Andrei Semjonowitsch bald am Fenster gestanden, bald war er im Zimmer auf und ab gegangen, ohne sich in das Gespräch hineinzumischen;

als Sofja hinausgegangen war, trat er auf Peter Petrowitsch zu und reichte ihm feierlich die Hand.

„Ich habe alles gehört und alles gesehen," sagte er, wobei er auf das letzte Wort einen besonderen Nachdruck legte. „Das war edel und vornehm von Ihnen gehandelt, das heißt, ich wollte sagen, human! Sie wollten die Danksagungen vermeiden; ich habe es wohl gesehen! Und wiewohl ich, offen gestanden, grundsätzlich kein Freund der privaten Wohltätigkeit bin, weil sie, statt das Übel auszurotten, es sogar noch steigert, so muß ich trotzdem bekennen, daß ich Ihre Handlungsweise mit Vergnügen mit angesehen habe; ja, wirklich, das hat mir sehr gefallen."

„Ach, dummes Zeug!" murmelte Peter Petrowitsch etwas aufgeregt und blickte den andern forschend an.

„Nein, das ist kein dummes Zeug! Ein Mann, der wie Sie durch den gestrigen Vorfall gekränkt und aufgebracht ist und doch gleichzeitig imstande ist an das Unglück andrer zu denken, ein solcher Mann — mag er auch durch sein Tun in sozialer Hinsicht einen Fehler begehen — verdient dennoch Hochachtung! Ich hatte das von Ihnen, Peter Petrowitsch, gar nicht erwartet, um so weniger, da nach Ihren Anschauungen ... Ach, wie sehr hindern diese Ihre Anschauungen Sie noch an richtiger Lebensgestaltung! Wie arg regen Sie sich zum Beispiel über dieses gestrige Malheur auf," rief der gutmütige Andrei Semjonowitsch, der wieder eine verstärkte Zuneigung zu Peter Petrowitsch empfand. „Aber wozu haben Sie eigentlich diese Ehe, diese gesetzliche Ehe, so unbedingt nötig, liebster, bester Peter Petrowitsch? Wozu haben Sie so unbedingt diese Gesetzlichkeit der Ehe nötig? Na, wenn Sie Lust haben, können Sie mich ja dafür prügeln; aber ich muß doch sagen: ich freue mich, freue mich geradezu, daß aus dieser Ehe nichts geworden ist, daß Sie frei sind, daß Sie noch nicht ganz für die Sache der Menschheit verloren sind; ich freue

mich . . . Sehen Sie, nun habe ich Ihnen mein Herz ausgeschüttet!"

„Wozu ich die gesetzliche Ehe nötig habe? Weil ich keine Lust habe, mir in Ihrer freien Ehe Hörner aufsetzen zu lassen und fremde Kinder aufzuziehen. Darum brauche ich die gesetzliche Ehe," erwiderte Luschin, um überhaupt eine Antwort zu geben; es ging ihm offenbar etwas anderes sehr im Kopfe herum und machte ihm sorgliche Gedanken.

„Kinder? Sie sprachen von Kindern?" fuhr Andrei Semjonowitsch auf, wie ein Schlachtroß, das die Kriegstrompete hört. „Die Kinder, ja, das ist eine soziale Frage von höchster Wichtigkeit; ganz meine Ansicht; aber die Kinderfrage wird sich in andrer Weise erledigen. Manche gehen so weit, die Kinder vollständig zu negieren, wie überhaupt alles, was irgendwie mit Familie zu tun hat. Wir können ja über die Kinder später einmal reden; beschäftigen wir uns jetzt lieber zunächst mit den Hörnern! Ich muß gestehen, daß das ein Lieblingsthema von mir ist. Dieser häßliche Husarenausdruck, welchen Puschkin bei uns heimisch gemacht hat, ist im Wörterbuche der Zukunft geradezu undenkbar. Was sind denn eigentlich Hörner? Welche Begriffsverwirrung! Was für Hörner? Wieso Hörner? Welcher Unsinn! Im Gegenteil, in der freien Ehe wird es Hörner gar nicht geben! Die Hörner sind nur die naturgemäße Folge einer jeden gesetzlichen Ehe, sozusagen eine Korrektur derselben, ein Protest gegen sie, so daß sie in diesem Sinne durchaus nichts Erniedrigendes haben. Und sollte ich jemals (nehmen wir einmal eine solche Absurdität als möglich an) in einer gesetzlichen Ehe leben, so würde ich mich über diese Hörner, von denen Sie und andre so viel Wesen machen, geradezu freuen; ich würde dann zu meiner Frau sagen: ‚Liebe Frau, bisher habe ich dich nur geliebt; jetzt aber fühle ich auch Hochachtung vor dir, weil du einsichtsvoll genug gewesen bist,

zu protestieren!' Sie lachen! Das kommt daher, weil Sie nicht die Kraft haben, sich von Vorurteilen loszureißen! Zum Kuckuck, ich begreife recht wohl, inwiefern es unangenehm ist, in einer gesetzlichen Ehe betrogen zu werden; aber das ist doch nur die schändliche Folge eines schändlichen faktischen Zustandes, durch welchen der Mann und die Frau in gleicher Weise erniedrigt werden. Wenn aber beim Aufsetzen der Hörner alles ganz offen zugeht wie in der freien Ehe, dann gibt es gar keine Hörner mehr, sie haben keine Bedeutung mehr und verlieren auch den Namen Hörner. Im Gegenteil, Ihre Frau liefert Ihnen nur einen Beweis ihrer Hochachtung, indem sie Sie für zu vernünftig hält, als daß Sie ihr an ihrem Glücke hinderlich sein möchten, und für so vorgeschritten in der geistigen Entwicklung, daß Sie ihr das Verhältnis zu dem neuen Manne nicht nachtragen werden. Ja, in Zukunftsträumereien lege ich mir das manchmal so zurecht: wenn ich mich verheiratete (ganz gleich, ob in freier oder in gesetzlicher Ehe), so würde ich selbst meiner Frau einen Liebhaber zuführen, wenn sie zu lange damit wartete, sich einen anzuschaffen. ‚Liebe Frau,' würde ich zu ihr sagen, ‚ich liebe dich; aber ich wünsche auch, daß du mich hochachtest; hier . . . nimm ihn!' Habe ich nicht recht? Habe ich nicht recht?"

Peter Petrowitsch kicherte über diese Darlegungen, aber ohne lebhaftere Teilnahme. Er hatte kaum zugehört. In Wirklichkeit hatte er ganz andre Gedanken im Kopfe, was selbst Lebesjatnikow schließlich bemerkte. Peter Petrowitsch war in Aufregung, rieb sich die Hände und überlegte. Erst später erinnerte sich Andrei Semjonowitsch an alles dies und verstand den Zusammenhang.

II

Es würde schwer sein, genau die Ursachen anzugeben, die in Katerina Iwanownas verwirrtem Kopfe den Plan zu diesem sinnlosen Gedächtnismahle hatten entstehen lassen. In der Tat waren darauf fast zehn Rubel von den mehr als zwanzig verwendet worden, die sie von Raskolnikow, eigentlich zu Marmeladows Beerdigung, erhalten hatte. Vielleicht hielt es Katerina Iwanowna für ihre Pflicht dem Verstorbenen gegenüber, sein Andenken „in angemessener Form" zu ehren, damit alle Mitbewohner und ganz besonders Amalia Iwanowna zu der Erkenntnis kämen, daß er „nicht nur nicht geringer als sie, sondern sogar vielleicht etwas weit Besseres" gewesen sei und daß niemand von ihnen ein Recht habe, über ihn die Nase zu rümpfen. Möglicherweise hatte am allermeisten dazu jener besondere Stolz armer Leute mitgewirkt, welcher bei gewissen herkömmlichen Feierlichkeiten, die nach unsrer ganzen Lebensordnung nun einmal für alle und jeden obligatorisch sind, gar manchen armen Tropf veranlaßt, mit Aufbietung der letzten Kräfte groß zu tun und die letzten gesparten Groschen dranzuwenden, um nur „nicht schlechter als andre" zu sein und um nur nicht von jenen andren „ins Gerede gebracht" zu werden. Auch wünschte Katerina Iwanowna wahrscheinlich gerade bei diesem Anlasse und gerade in diesem Augenblicke, wo sie anscheinend von aller Welt verlassen war, allen diesen „niedrigstehenden, abscheulichen Mitbewohnern" zu zeigen, daß sie sich nicht nur auf gute Lebensart verstehe und Gäste zu bewirten wisse, sondern durch ihre Herkunft überhaupt nicht für ein solches Los bestimmt sei, daß sie vielmehr „in dem vornehmen, man könnte sogar sagen aristokratischen Hause eines Beamten im Range eines Obersten" ihre Jugend verlebt habe und ganz und gar nicht dazu erzogen sei, selbst den Fußboden zu fegen und in der Nacht zerlumptes Kinderzeug zu waschen.

Von solchen Anfällen eines törichten Stolzes und einer sinnlosen Prunksucht werden manchmal gerade ganz arme, tiefgebeugte Leute heimgesucht, und es wird dadurch mitunter bei ihnen ein geradezu krankhaftes, unwiderstehliches Verlangen erregt. Übrigens gehörte Katerina Iwanowna gar nicht zu diesen Tiefgebeugten: die äußeren Umstände konnten ihr wohl den Tod bringen, nicht aber sie seelisch beugen, das heißt sie einschüchtern und zur Unterordnung unter einen fremden Willen zwingen. Außerdem sagte Sofja von ihr nicht ohne Grund, daß ihr Geist gestört sei. Ein bestimmtes, abschließendes Urteil war ja zwar darüber noch nicht möglich; aber allerdings hatte in letzter Zeit, im ganzen letzten Jahre, ihr armes Hirn zu viel Qualen auszustehen gehabt, als daß es nicht dadurch einigen Schaden hätte erleiden müssen. Auch trägt, wie die Ärzte sagen, eine stark vorgeschrittene Schwindsucht zur Störung der geistigen Fähigkeiten bei.

Weine in der Mehrzahl, verschiedene Sorten Wein, waren nicht vorhanden, auch kein Madeira; das war von Luschin eine Übertreibung gewesen; aber Wein war da. Auf dem Tische stand Branntwein, Rum und Lissaboner Wein, alles von schlechtester Qualität, aber in ausreichender Menge. An Speisen waren außer Kutja * drei oder vier Gerichte vorhanden, darunter auch Pfannkuchen **, alles aus der Küche der Wirtin Amalia Iwanowna; außerdem waren zwei Samowars zugleich aufgestellt, da es nach dem Essen Tee und Punsch geben sollte. Die Einkäufe hatte Katerina Iwanowna selbst mit Hilfe eines andern Mieters besorgt, eines verkommenen kleinen Polen, der, weiß Gott warum, bei Frau Lippewechsel wohnte. Dieser hatte sich sofort bereit

* Ein bei Gedächtnismahlen übliches Gericht; siehe S. 86.

Anmerkung des Übersetzers.

** Gleichfalls bei Gedächtnismahlen herkömmlich.

Anmerkung des Übersetzers

erklärt, für Katerina Iwanowna die erforderlichen Gänge zu machen, und war nun den ganzen vorhergehenden Tag und den ganzen Vormittag dieses Tages über Hals und Kopf und mit heraushängender Zunge herumgelaufen, wobei er sich anscheinend besondere Mühe gab, seinen Eifer bemerklich zu machen. Wegen jeder Kleinigkeit war er alle Augenblicke zu Katerina Iwanowna hingerannt gekommen; sogar nach dem Basar war er ihr nachgelaufen, um etwas zu fragen; dabei hatte er sie fortwährend pani chorazyna * genannt und war ihr schließlich bis zum Ekel zuwider geworden, obwohl sie anfangs gesagt hatte, daß sie ohne diesen dienstfertigen, edeldenkenden Menschen rein verloren wäre. Das lag nun einmal in ihrem Charakter: den ersten besten Menschen, mit dem sie zu tun hatte, schmückte sie mit den schönsten, hellsten Farben aus, lobte ihn so, daß mancher sich sogar darüber beschämt fühlte, ersann zu seinem Lobe allerlei Dinge, die gar nicht existierten, und glaubte selbst vollkommen ehrlich und aufrichtig an deren Vorhandensein; und dann auf einmal kam sie von ihrer Verblendung zurück, brach die Beziehungen ab und stieß mit allen Zeichen der Verachtung eben den Menschen von sich, den sie noch wenige Stunden vorher mit Liebenswürdigkeiten überschüttet hatte. Von Natur besaß sie einen heiteren, fröhlichen, friedfertigen Charakter; aber infolge der ununterbrochenen Unglücksfälle und Mißgeschicke hatte sie angefangen, mit einem wahren Ingrimm zu wünschen und zu fordern, alle Menschen möchten in Frieden und Freude leben und sich nicht erdreisten, es anders zu machen, und der geringfügigste Mißklang im Leben, das kleinste Mißgeschick versetzten sie sofort in sinnlose Wut, und nachdem sie unmittelbar vorher sich den schönsten Hoffnungen und Träumereien hingegeben

* Wörtlich: „Frau Fähnrich“; aber „Fähnrich“ ist ein vornehmer Beamtentitel. Anmerkung des Übersetzers.

hatte, verfluchte sie dann ihr Schicksal, zerriß und zerschlug alles, was ihr in die Hände kam, und rannte mit dem Kopfe gegen die Wand. So hatte auch Amalia Iwanowna plötzlich in Katerina Iwanownas Augen eine außerordentliche Bedeutung erlangt und sich ihre Hochachtung erworben, wohl einzig und allein deshalb, weil dieses Gedächtnismahl in Aussicht genommen war und Amalia Iwanowna sich von ganzem Herzen bereit erklärt hatte, bei der gesamten Zurüstung mitzuhelfen: sie hatte es übernommen, den Tisch zu decken, Wäsche, Geschirr, und was sonst noch nötig war, zu leihen und das Essen in ihrer Küche zuzubereiten. Katerina Iwanowna hatte ihr weitgehendste Vollmacht erteilt und ihr alles überlassen und war selbst nach dem Kirchhof gegangen. Und wirklich war alles in denkbar bester Weise zugerüstet: auf dem Tische lag ein sauberes Tischtuch; das Geschirr, die Gabeln, Messer, Gläser, Tassen, all das sah ja freilich sehr buntscheckig aus, von verschiedener Fasson und verschiedener Größe, da es von verschiedenen Mietern zusammengeborgt war; aber alles war zur bestimmten Stunde auf seinem gehörigen Platze, und Amalia Iwanowna, die sich bewußt war, ihre Sache sehr gut gemacht zu haben, begrüßte die Heimkehrenden sogar mit einem gewissen Stolze. Sie hatte sich sehr fein gemacht: sie trug eine Haube mit neuen Trauerbändern und ein schwarzes Kleid. Aber dieser Stolz, so wohlberechtigt er war, erregte doch Katerina Iwanownas Mißfallen: „Wahrhaftig, gerade als ob wir ohne Amalia Iwanowna nicht einmal verstanden hätten, den Tisch zu decken!" Auch die Haube mit den neuen Bändern mißfiel ihr: „Dieses dumme deutsche Frauenzimmer ist wohl am Ende gar noch stolz darauf, daß sie die Wirtin ist und sich aus Gnade und Barmherzigkeit herbeigelassen hat, ihren armen Mietern zu helfen? Aus Gnade und Barmherzigkeit! Na, da muß ich doch bitten! Bei meinem Papa, der

im Range eines Obersten stand und beinahe Gouverneur war, wurde manchmal für vierzig Personen gedeckt, und so ein Weibsbild wie Amalia Iwanowna oder, richtiger gesagt, Ludwigowna hätte man da nicht einmal in die Küche hineingelassen.“ Indes nahm sich Katerina Iwanowna vor, ihre Gefühle nicht vor der Zeit zum Ausdruck zu bringen, wiewohl sie im Herzen fest entschlossen war, dieser Amalia Iwanowna unbedingt heute noch gehörig ihre Meinung zu sagen und ihr ihre Stellung zum Bewußtsein zu bringen, damit sie sich nicht womöglich noch Gott weiß was einbildete; vorläufig beschränkte sie sich darauf, sie kühl zu behandeln. Auch eine andre Unannehmlichkeit hatte mit dazu beigetragen, Katerina Iwanowna in eine gereizte Stimmung zu versetzen: zu dem Totenamt war von den dazu eingeladenen Hausgenossen niemand erschienen außer dem kleinen Polen, der es sogar nicht unterlassen hatte, auch nach dem Grabe mit hinzutraben; und zu dem Gedächtnismahle hatten sich von ihnen nur die geringsten und ärmsten eingestellt, manche davon nicht einmal in nüchternem Zustande, nur so die allerniedrigste Plebs. Die vornehmeren, besseren Hausgenossen dagegen hielten sich sämtlich wie auf Verabredung fern. Peter Petrowitsch Luschin zum Beispiel, wohl der bestsituierte von allen Mietern, war nicht erschienen; und doch hatte noch gestern abend Katerina Iwanowna allen Leuten, das heißt Amalia Iwanowna, Polenka, Sofja und dem kleinen Polen, erzählt, dieser sehr vornehme, hochherzige Mann, der ganz vorzügliche Verbindungen und ein großes Vermögen besitze, sei ein Freund ihres ersten Mannes gewesen, habe im Hause ihres Vaters verkehrt und habe ihr jetzt versprochen, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um ihr eine ansehnliche Pension zu erwirken. Es sei hier bemerkt, daß, wenn Katerina Iwanowna mit jemandes Verbindungen und Vermögen prahlte, sie das ohne jedes egoistische Interesse, ohne

irgendwelche persönliche Spekulation tat, ganz uneigennützig, sozusagen aus überquellender Herzensgüte, nur weil es ihr Freude machte, den Gelobten noch mehr zu verherrlichen und noch großartiger erscheinen zu lassen. Als zweiter nach Luschin, und wahrscheinlich dessen Beispiele folgend, war auch „dieser abscheuliche Schurke Lebesjatnikow" nicht erschienen. Was sich dieser Mensch nur einbildete? Er war doch nur aus Gnade und Barmherzigkeit eingeladen worden, weil er mit Peter Petrowitsch in einem Zimmer wohnte und mit ihm bekannt war, so daß es nicht wohl anging, ihn zu übergehen. Nicht erschienen waren auch eine feine Dame und deren Tochter, ein überreifes Mädchen; sie wohnten zwar erst etwa vierzehn Tage bei Amalia Iwanowna, hatten sich aber bereits mehrmals über den Lärm und das Geschrei beklagt, das aus der Marmeladowschen Stube zu ihnen herübertönte, besonders wenn der Verstorbene betrunken nach Hause gekommen war. Von diesen Beschwerden hatte Katerina Iwanowna natürlich bereits durch Amalia Iwanowna Kenntnis erhalten, als diese sich mit ihr gezankt und gedroht hatte, die ganze Familie hinauszuwerfen, und aus vollem Halse geschrien hatte, sie belästigten ihr die vornehmen Mieter, denen sie nicht wert seien die Schuhe zu putzen. Katerina Iwanowna hatte sich jetzt absichtlich dafür entschieden, diese Dame und ihre Tochter, „denen sie nicht wert war die Schuhe zu putzen," einzuladen, um so mehr, da dieselben bisher bei zufälligen Begegnungen sich hochmütig von ihr abgewandt hatten, — nun gerade, damit sie zu der Erkenntnis kämen, daß „man hier edler denke und fühle und sie einlade, ohne der erlittenen Kränkung zu gedenken," und auch damit sie sähen, daß Katerina Iwanowna in ganz anderen Verhältnissen zu leben gewohnt sei. Dies wollte sie ihnen unter allen Umständen bei Tische auseinandersetzen, ebenso auch, daß ihr seliger Papa fast das Amt eines Gouverneurs bekleidet habe;

und gleichzeitig wollte sie ihnen andeutungsweise zu verstehen geben, daß kein Anlaß vorliege, sich bei Begegnungen wegzuwenden, und daß ein solches Benehmen überaus dumm sei. Auch der dicke Oberstleutnant, in Wirklichkeit Hauptmann a. D., war nicht gekommen; aber bei ihm war es zweifellose Tatsache, daß er noch vom Vormittag des vorhergehenden Tages her völlig betrunken war. Kurz, erschienen waren nur: der kleine Pole; dann ein häßlicher, schweigsamer, übelriechender Kanzlist, mit einem von Pusteln übersäten Gesichte, in fettglänzendem Frack; ferner noch ein tauber und fast ganz blinder alter Mann, der einmal irgendwo bei der Post gedient hatte und den jemand seit undenklichen Zeiten und aus unbekanntem Grunde bei Amalia Iwanowna in Wohnung und Kost unterhielt. Auch hatte sich noch ein betrunkner Leutnant a. D., in Wirklichkeit ein Proviantbeamter, eingestellt; er kam mit sehr unpassendem, lautem Lachen herein und („denken Sie sich!") ohne Weste! Ein anderer Gast setzte sich ohne weiteres an den Tisch, ohne Katerina Iwanowna auch nur zu begrüßen; und schließlich erschien noch ein Individuum, das in Ermanglung andrer Kleider einen Schlafrock anhatte; aber das war nun doch derart unanständig, daß dieser Mensch durch die vereinten Bemühungen Amalia Iwanownas und des Polen schleunigst wieder hinausbefördert wurde. Der Pole hatte übrigens noch zwei andre Polen mitgebracht, die niemals bei Amalia Iwanowna gewohnt hatten und die niemand bisher in der Wohnung jemals gesehen hatte. Alles dies hatte Katerina Iwanowna in eine höchst unangenehme, gereizte Stimmung versetzt. „Für wen waren denn schließlich alle diese Vorbereitungen getroffen?" Um Platz zu gewinnen, waren sogar schon die Kinder nicht an den Tisch genommen worden, der auch ohnedies schon das Zimmer ausfüllte; sondern es war für sie hinten in einer Ecke auf einem Kasten gedeckt worden,

wobei die beiden kleinen auf einem Bänkchen saßen, Polenka aber als die größte auf sie achtgeben, sie füttern und ihnen „als Kindern aus guter Familie" die Näschen putzen sollte. Kurz, da nur so geringes Volk kam, so legte Katerina Iwanowna beim Empfange unwillkürlich eine erhöhte Würde und sogar einen gewissen Hochmut an den Tag. Manche musterte sie besonders streng und ersuchte sie dann sehr von oben herab, am Tische Platz zu nehmen. Da sie aber, Gott weiß warum, meinte, an dem Ausbleiben aller Nichterschienenen trage Amalia Iwanowna die Schuld, so fing sie auf einmal an, diese äußerst geringschätzig zu behandeln; die letztere bemerkte das sofort und fühlte sich darüber im höchsten Grade pikiert. Ein solcher Anfang ließ kein gutes Ende erwarten. Endlich saß alles am Tische.

Raskolnikow war fast in demselben Augenblicke eingetreten, als sie vom Kirchhofe zurückkehrten. Katerina Iwanowna hatte sich über seine Ankunft ganz außerordentlich gefreut, erstens weil er der einzige „Gebildete" unter allen Gästen war und „bekanntlich in zwei Jahren an der hiesigen Universität eine Professorenstelle erhalten werde," und zweitens weil er sich sofort in respektvoller Weise bei ihr entschuldigte, daß er trotz seines aufrichtigen Wunsches nicht habe an der Beerdigung teilnehmen können. Sie hatte ihn ordentlich mit Beschlag belegt, ihm am Tische den Platz zu ihrer Linken angewiesen (rechts von ihr saß Amalia Iwanowna), und trotz der steten Unruhe und Sorge, daß die Gerichte nur auch ja richtig herumgingen und alle Gäste hinreichend damit versehen würden, trotz des quälenden Hustens, der sie alle Augenblicke unterbrach und sie zu ersticken drohte und gerade in den letzten zwei Tagen besonders zugenommen zu haben schien, wandte sie sich nun fortwährend an Raskolnikow und schüttete alles, was sich an unangenehmen Empfindungen bei ihr angesammelt hatte, und all ihre gerechte Entrüstung über dieses

mißglückte Gedächtnismahl vor ihm aus, wobei die Entrüstung oft von einem sehr heiteren, sehr ungenierten Lachen über die versammelten Gäste, namentlich aber über die Wirtin selbst, abgelöst wurde.

„An allem ist diese Eule schuld. Sie verstehen wohl, wen ich meine: die da, die da!" Dabei wies Katerina Iwanowna durch eine Kopfbewegung nach der Wirtin hin. „Sehen Sie sie nur mal an: sie reißt die Augen auf; sie merkt, daß wir von ihr reden, kann aber nicht verstehen und sperrt nun die Augen weit auf. Pfui, so eine Eule, ha-ha-ha! . . . Kche-kche-kche! Und was bezweckt sie denn eigentlich mit ihrer Haube? Kche-kche-kche! Haben Sie wohl bemerkt, sie möchte gern alle glauben machen, daß sie hier die hohe Gönnerin sei und mir durch ihre Anwesenheit eine Ehre erweise. Ich hatte sie, in der Meinung, es mit einer anständigen Dame zu tun zu haben, gebeten, mir zu dieser Feier Leute besseren Standes und namentlich die Bekannten des Verstorbenen einzuladen; und nun sehen Sie nur, wen sie mir hergebracht hat: wahre Hansnarren! Mistfinken! Sehen Sie nur den da mit dem unreinen Teint; so ein Rotzkerl! Und diese Polacken . . . ha-ha-ha! Kche-kche-kche! Kein Mensch hat sie je vorher hier zu sehen bekommen; auch ich habe sie noch nie gesehen; nun frage ich Sie: warum sind die hergekommen? Sie sitzen so hübsch brav in einer Reihe nebeneinander! Pan, Sie da!" rief sie auf einmal einem von ihnen zu. „Haben Sie sich auch Pfannkuchen genommen? Langen Sie doch noch zu! Trinken Sie Bier! Mögen Sie keinen Schnaps? Sehen Sie: er ist aufgesprungen und verbeugt sich; sehen Sie nur, sehen Sie nur; die armen Kerle sind gewiß ganz ausgehungert. Na immerzu, mögen sie essen! Wenigstens machen sie keinen Lärm; aber . . . aber . . . allerdings . . . ich bin in Sorge um die silbernen Löffel der Wirtin! . . . Amalia Iwanowna," wandte sie sich auf einmal

ziemlich laut an diese, „wenn Ihnen etwa Ihre Löffel gestohlen werden sollten, so übernehme ich keine Haftung, das sage ich Ihnen im voraus. — Ha-ha-ha!" lachte sie, sich wieder zu Raskolnikow wendend, auf, machte ihm wieder mit dem Kopfe ein Zeichen nach der Wirtin hin und freute sich über ihre witzige Bemerkung. „Sie hat nicht verstanden, sie hat wieder nicht verstanden! Sie sitzt mit aufgesperrtem Munde da; sehen Sie nur: eine Eule, eine richtige Eule, ein Uhu mit neuen Haubenbändern, ha-ha-ha!"

Hier ging das Lachen wieder in einen unerträglichen Husten über, der fünf Minuten lang anhielt. Auf dem Taschentuche zeigten sich Blutflecke, Schweißtropfen traten ihr auf die Stirn, die roten Flecke auf den Wangen wurden schärfer. Schweigend wies sie Raskolnikow das Blut; aber kaum hatte sie sich wieder erholt, so begann sie von neuem, ihm mit außerordentlicher Lebhaftigkeit zuzuflüstern:

„Sehen Sie, ich hatte ihr den, man kann wohl sagen, sehr delikaten Auftrag gegeben, diese Dame und ihre Tochter einzuladen; wissen Sie auch, von wem ich spreche? Dabei war ein sehr taktvolles Benehmen, eine besondere Geschicklichkeit erforderlich; aber sie hat es so töricht angegriffen, daß dieses eben von auswärts angekommene dumme Frauenzimmer, diese hochmütige Kreatur, diese unbedeutende Provinzialin, nur weil sie eine Majorswitwe ist, — sie ist nämlich hergekommen, um sich eine Pension auszuwirken und die Behörden mit ihren Besuchen zu belästigen; bei ihren fünfundfünfzig Jahren färbt sie sich noch die Augenbrauen und schminkt sich, das ist Tatsache, . . . und eine solche Kreatur hat nicht die Gewogenheit gehabt, zu erscheinen; ja, sie hat sich nicht einmal wegen ihres Ausbleibens entschuldigen lassen, wie das doch in solchen Fällen die gewöhnlichste Höflichkeit erfordert! Ich kann nicht begreifen, warum

auch Peter Petrowitsch nicht gekommen ist. Aber wo ist Sofja? Wo mag sie hingegangen sein? Ah, da ist sie ja, endlich! Nun, Sofja, wo bist du denn gewesen? Wunderlich, daß du sogar bei der Beerdigungsfeier für deinen Vater so unpünktlich bist. Rodion Romanowitsch, gestatten Sie, daß sie neben Ihnen Platz nimmt. Da ist dein Platz, Sofja, . . . lang zu, nimm, was du magst. Nimm von dem Fisch in Gelee; der ist recht gut. Du sollst auch sofort Pfannkuchen haben. Haben die Kinder auch etwas bekommen? Polenka, habt ihr auch alles? Kche-kche-kche! Nun, schön! Sei recht artig, Lida, und du, Nikolai, schlenkere nicht mit den Beinen; sitze, wie es sich für ein anständiges Kind schickt. Was sagst du, Sofja?"

Sofja richtete ihr schnell Peter Petrowitschs Entschuldigung aus, wobei sie sich Mühe gab, recht laut zu sprechen, damit es alle hören könnten, und recht gewählte, respektvolle Ausdrücke zu gebrauchen, die sie sich von Peter Petrowitsch gemerkt hatte und noch weiter ausschmückte. Sie fügte hinzu, Peter Petrowitsch habe ihr besonders aufgetragen zu bestellen, daß er, sobald es ihm irgend möglich sei, schleunigst herkommen werde, zum Zwecke ungestörter Besprechung geschäftlicher Angelegenheiten und zum Zwecke von Verabredungen darüber, was sich nun weiter tun und unternehmen lasse, usw. usw.

Sofja wußte, daß dies dazu beitragen werde, Katerina Iwanowna zu beruhigen und friedlicher zu stimmen, da es ihr schmeichelte und namentlich ihren Stolz befriedigte. Sie setzte sich neben Raskolnikow, den sie kurz begrüßte und mit einem forschenden Blick einen Augenblick lang betrachtete. Die ganze übrige Zeit über vermied sie es aber, ihn anzusehen und mit ihm zu sprechen. Sie schien zerstreut, wiewohl sie fortwährend die Augen auf Katerina Iwanownas Gesicht gerichtet hielt, um ihr Dienste zu erweisen. Weder sie noch Katerina Iwanowna

waren in Trauertracht, da sie keine derartigen Kleider besaßen; Sofja trug ein ziemlich dunkles braunes Kleid und Katerina Iwanowna das einzige, das sie hatte, ein dunkles, gestreiftes Kattunkleid. Die Nachricht über Peter Petrowitsch machte sich vorzüglich. Nachdem Katerina Iwanowna sehr würdevoll Sofjas Bericht angehört hatte, erkundigte sie sich ebenso würdevoll nach Peter Petrowitschs Befinden. Darauf flüsterte sie sofort sehr vernehmlich dem neben ihr sitzenden Raskolnikow zu, daß es einem so angesehenen, wohlsituierten Manne wie Peter Petrowitsch allerdings habe peinlich sein müssen, sich in eine so eigenartige Gesellschaft zu begeben, trotz seiner treuen Anhänglichkeit an ihre Familie und seiner alten Freundschaft für ihren Papa.

„Eben deswegen bin ich Ihnen besonders dankbar, Rodion Romanowitsch, daß Sie es nicht verschmäht haben, an meinem Tische einen Bissen zu genießen, trotz dieser Umgebung," fügte sie fast ganz laut hinzu. „Ich bin aber überzeugt, daß nur die innige Freundschaft, die Sie mit meinem armen verstorbenen Gatten verband, Sie bewogen hat, Ihr Wort zu halten."

Sie ließ noch einmal einen würdevollen, stolzen Blick um ihre Tafelrunde herumwandern und erkundigte sich plötzlich mit besonderer Sorglichkeit laut über den Tisch hinüber bei dem tauben alten Manne, ob er nicht noch ein Stückchen Braten möge, und ob er auch Lissaboner bekommen habe. Der Alte antwortete nicht und konnte lange Zeit nicht begreifen, wonach er eigentlich gefragt wurde, obwohl seine Nachbarn ihn des Spaßes wegen anstießen, er möchte doch antworten. Er blickte nur mit offenem Munde um sich, wodurch er die allgemeine Heiterkeit noch steigerte.

„Nein, so ein Tölpel! Sehen Sie nur, sehen Sie nur! Wozu man mir den bloß hergebracht hat! Was aber Peter Petrowitsch anlangt, so war ich stets von seiner freundlichen Gesinnung über-

zeugt," fuhr Katerina Iwanowna, zu Raskolnikow gewendet, fort. „Der steht natürlich auf einer ganz andern Stufe," hier wandte sie sich mit lauter Stimme, in scharfem Tone und mit sehr strenger Miene an Amalia Iwanowna, die darüber ganz ängstlich wurde, „auf einer ganz andern Stufe als Ihre beiden neuen Mieterinnen, diese aufgedonnerten Weibsbilder mit ihren langen Schleppen! Solche Frauenzimmer hätten in dem Hause meines Papas nicht einmal als Köchinnen dienen dürfen, und mein verstorbener Gatte hätte ihnen eine Ehre damit erwiesen, wenn er ihren Besuch entgegengenommen hätte, was eben nur ein Ausfluß seiner unerschöpflichen Herzensgüte gewesen wäre."

„Trinken, das tat er gern; das liebte er sehr; ganz gehörig hat er getrunken!" rief auf einmal der verabschiedete Proviantbeamte und goß sein zwölftes Glas Schnaps hinunter.

„Das war allerdings eine Schwäche meines verstorbenen Gatten, und sie war allgemein bekannt," antwortete Katerina Iwanowna sofort auf diese Bemerkung, „aber er war ein guter, edler Mensch, der seine Familie liebte und schätzte; das Unglück war nur, daß er in seiner Gutherzigkeit allerlei verkommenen Subjekten zuviel Vertrauen schenkte und Gott weiß mit wem zusammen trank, mit Leuten zusammen, die nicht wert waren, ihm die Schuhriemen zu lösen. Denken Sie sich, Rodion Romanowitsch, wir haben in seiner Tasche einen Hahn von Pfefferkuchen gefunden. Trotz seiner Betrunkenheit hatte er doch noch an die Kinder gedacht."

„Einen Hahn? Sagten Sie nicht: einen Hahn?" rief der Proviantbeamte.

Katerina Iwanowna würdigte ihn keiner Antwort. Sie war nachdenklich geworden und seufzte.

„Sie meinen gewiß auch wie alle, daß ich zu streng gegen ihn gewesen sei," fuhr sie, zu Raskolnikow gewendet, fort. „Aber

das ist nicht richtig! Er hat mich hochgeschätzt; außerordentlich hoch hat er mich geschätzt! Er war eine gute Seele! Und wie leid hat er mir manchmal getan! Er saß oft so in einer Ecke da und schaute mich an; so leid tat er mir; ich wäre am liebsten freundlich zu ihm gewesen; aber ich sagte mir: ‚Wenn du jetzt freundlich zu ihm bist, betrinkt er sich wieder.‘ Nur durch Strenge war es möglich, ihn einigermaßen davon zurückzuhalten."

„Ja, ja, manchmal wurde er auch an den Haaren gerissen; das war nichts Seltenes!" schrie der Proviantbeamte wieder und goß noch ein Glas in sich hinein.

„Manchen Dummköpfen wäre es heilsam, wenn sie nicht nur an den Haaren gerissen, sondern sogar mit dem Besenstiel geprügelt würden. Ich meine damit nicht den Verstorbenen!" erwiderte ihm Katerina Iwanowna in scharfem Tone.

Die roten Flecke auf ihren Wangen zeichneten sich immer greller ab; ihre Brust atmete schwer. Sie war offenbar nahe daran, eine Skandalszene zu beginnen. Viele kicherten; denen hätte so etwas augenscheinlich das größte Vergnügen gemacht. Sie fingen an, den Proviantbeamten anzustoßen und ihm etwas zuzuflüstern. Zweifellos wollten sie die beiden aneinanderhetzen.

„Gestatten Sie mir die Frage: was haben Sie damit gemeint?" begann der Proviantbeamte. „Das heißt, auf wen . . . sollte das gehen, . . . was Sie soeben bemerkten? . . . Na, übrigens, ich will doch lieber nicht . . . Dummes Zeug! Eine Witwe! So ein armes Tierchen! Ich verzeihe es ihr . . . Ich laß es laufen!" Und er griff wieder zum Schnaps.

Raskolnikow saß da und hörte schweigend und voll Widerwillen zu. Die guten Bissen, die ihm Katerina Iwanowna alle Augenblicke auf den Teller legte, rührte er nur aus Höflichkeit an, nur um sie nicht zu kränken. Er blickte unverwandt Sofja an. Sofja aber wurde immer unruhiger und ängstlicher; sie ahnte, daß

dieses Gedächtnismahl kein friedliches Ende nehmen werde, und beobachtete voll Furcht, wie die Gereiztheit ihrer Stiefmutter immer schlimmer wurde. Sofja wußte unter anderm, daß sie, Sofja, selbst die Hauptursache war, weswegen die beiden kürzlich angekommenen Damen Katerina Iwanownas Einladung in so verächtlicher Weise abgelehnt hatten. Sie hatte von Amalia Iwanowna selbst gehört, daß die Mutter sich durch die Einladung geradezu beleidigt gefühlt und gefragt habe, wie man ihr denn zumuten könne, ihre Tochter neben „dieses Mädchen" zu setzen. Sofja vermutete, daß Katerina Iwanowna dies bereits auf irgendwelchem Wege erfahren habe, und wußte, daß eine beleidigende Äußerung über sie, Sofja, auf Katerina Iwanowna heftiger wirkte als eine über sie selbst oder über ihre Kinder oder über ihren vornehmen Papa, mit einem Worte ihr als tödliche Beleidigung galt. So sah denn Sofja voraus, daß Katerina Iwanowna jetzt keine Ruhe haben werde, „ehe sie nicht diesen hoffärtigen Frauenzimmern würde bewiesen haben, daß sie alle beide usw. usw." Unglücklicherweise schickte in diesem Augenblicke jemand vom andern Ende des Tisches her an Sofja einen Teller, auf welchem zwei aus Schwarzbrot geknetete Herzen, von einem Pfeil durchbohrt, lagen. Katerina Iwanowna geriet sofort in Wut und bemerkte laut über den Tisch hinüber, der Übersender müsse wohl ein betrunkener Esel sein. Amalia Iwanowna, die gleichfalls ahnte, daß Unheil im Anzuge sei, und sich gleichzeitig durch Katerina Iwanownas Hochmut in tiefster Seele gekränkt fühlte, beabsichtigte dem Gespräche eine andre Richtung zu geben und so die unangenehme Stimmung der Gesellschaft zu bessern. Deshalb, und auch um bei dieser Gelegenheit ihre eigene Person in der allgemeinen Achtung steigen zu lassen, begann sie auf einmal ohne äußere Veranlassung zu erzählen, wie ein Bekannter von ihr, „Karl aus der Apotheke", eines Nachts in einer

Droschke gefahren sei; der Kutscher habe ihn ermorden wollen, und Karl habe ihn „serr, serr“ gebeten, ihn doch nicht zu ermorden, und habe geweint und die Hände gefaltet, und „erschreckt“ und vor Furcht „sei ihm das Herz gebeben“. Katerina Iwanowna bemerkte dazu, wenn auch lächelnd, Amalia Iwanowna täte besser, keine Geschichten auf Russisch zu erzählen. Diese fühlte sich noch mehr gekränkt und erwiderte, ihr Vater, ein geborener Berliner, sei eine sehr hochgestellte Persönlichkeit gewesen und habe immer „beim Gehen seine Hände in Taschen gesteckt“. Die spottlustige Katerina Iwanowna konnte sich nicht mehr halten und brach in ein lautes Gelächter aus, so daß Amalia Iwanowna den letzten Rest von Geduld verlor und sich kaum noch beherrschen konnte.

„Nein, diese Eule!“ flüsterte Katerina Iwanowna wieder Raskolnikow zu; sie war ordentlich lustig geworden. „Sie wollte sagen, er habe immer die Hände in den Taschen gehabt; es klang aber so, als habe er fremde Taschen ausgeräumt, kche-kche! Haben Sie wohl auch schon bemerkt, Rodion Romanowitsch, daß alle diese Ausländer in Petersburg, und ganz besonders die Deutschen, die hier bei uns zusammenströmen, ohne Ausnahme dümmer sind als wir? Nun, sagen Sie selbst, kann ein vernünftiger Mensch so erzählen, daß ‚diesem Karl aus der Apotheke das Herz gebeben sei‘, und daß er (so eine Rotznase!), statt dem Droschkenkutscher die Hände zu binden, die Hände gefaltet und geweint und sehr gebeten habe? Ach, dieses dumme Frauenzimmer! Sie bildet sich ein, was sie da erzählt, sei furchtbar rührend, und ahnt gar nicht, wie dumm sie ist! Meiner Ansicht nach ist der betrunkene Proviantbeamte da weit klüger als diese Person. Bei ihm sieht man wenigstens ohne weiteres, daß er ein Liedrian ist und den letzten Rest seines Verstandes durch Trinken ruiniert hat; aber diese Deutschen haben alle so etwas

Affektiertes, Ernsthaftes ... Sehen Sie nur, wie sie dasitzt und die Augen aufreißt. Sie ärgert sich! Sie ärgert sich! Ha-ha-ha! Khe-khe-khe!"

Katerina Iwanowna, die nun sehr vergnügt geworden war, kam auf alles mögliche zu reden und begann unter anderm zu erzählen, wie sie mit Hilfe der erwirkten Witwenpension in ihrer Heimatstadt T... ganz bestimmt ein vornehmes Mädchenpensionat eröffnen werde. Hiervon hatte Raskolnikow aus Katerina Iwanownas eigenem Munde bisher noch nichts erfahren gehabt, und so erging sie sich denn alsbald in der Ausmalung der verlockendsten Einzelheiten. Auf einmal befand sich in ihren Händen (man wußte gar nicht, woher es so plötzlich gekommen war) eben jenes Belobigungszeugnis, das noch der verstorbene Marmeladow in der Schenke Raskolnikow gegenüber erwähnt hatte, als er ihm erzählte, daß seine Gattin Katerina Iwanowna bei der Entlassungsfeier aus dem Institut „in Gegenwart des Gouverneurs und andrer hoher Persönlichkeiten" den Schaltanz getanzt habe. Dieses Belobigungszeugnis wollte Katerina Iwanowna augenblicklich offenbar dazu benutzen, ihre Berechtigung zur Gründung eines Pensionates nachzuweisen; hauptsächlich aber hatte sie es in der Absicht bereitgehalten, „den beiden aufgedonnerten Weibsbildern mit den langen Schleppen" gehörig das Maul zu stopfen, wenn sie zum Gedächtnismahle kämen, und ihnen klar zu beweisen, daß sie „aus einem sehr vornehmen, man könnte sogar sagen aristokratischen Hause stamme, die Tochter eines im Oberstenrange stehenden Beamten und jedenfalls etwas weit Besseres sei als so manche abenteuernden Frauenspersonen, von denen es in neuerer Zeit wimmele". Das Belobigungszeugnis ging sofort unter den betrunkenen Gästen von Hand zu Hand, was Katerina Iwanowna nicht verhinderte, weil darin wirklich en toutes lettres angegeben war, daß sie die Toch-

ter eines Hofrates, Ritters mehrerer Orden, und somit tatsächlich beinahe die Tochter eines im Oberstenrange stehenden Beamten sei. Einmal in Feuer geraten, ging Katerina Iwanowna unverzüglich dazu über, alle Einzelheiten des künftigen schönen, ruhigen Lebens in T... zu schildern; sie sprach von den Gymnasiallehrern, die sie auffordern werde, in ihrem Pensionat Unterricht zu erteilen, dann von einem hochangesehenen alten Herrn, einem Franzosen Mangot, bei dem noch Katerina Iwanowna selbst, als sie das Institut besuchte, Französisch gelernt hatte und der auch jetzt noch in T... seinen Lebensabend verbringe und gewiß für einen sehr mäßigen Preis an ihrer Anstalt unterrichten werde. Schließlich kam sie auch auf Sofja zu sprechen, die mit ihr zusammen nach T... ziehen und ihr dort in allem zur Hand gehen werde. Aber hier prustete auf einmal jemand am Ende des Tisches vor Lachen los. Katerina Iwanowna tat zwar, als wolle sie dieses Lachen aus Verachtung ignorieren, begann aber sofort mit absichtlich lauterer Stimme eine begeisterte Lobrede über Sofjas unzweifelhafte Befähigung, ihr als Gehilfin zu dienen, über ihre Sanftmut, Geduld, Selbstverleugnung, vornehme Gesinnung und Bildung; dabei stand sie auf, klopfte ihr die Wange und küßte sie zweimal auf das herzlichste. Sofja wurde glühendrot; Katerina Iwanowna aber brach plötzlich in Tränen aus und sagte von sich selbst, sie sei eine nervöse, dumme Person, und ihr Nervensystem sei jetzt gar zu sehr angegriffen. Übrigens sei es Zeit, zum Schluß zu kommen, und da das Essen zu Ende sei, solle der Tee gebracht werden. In diesem Augenblick wagte Amalia Iwanowna, höchst verdrossen, daß sie bei der ganzen Unterhaltung nicht zu Worte gekommen war und man ihr gar nicht einmal hatte zuhören mögen, einen letzten Versuch und erlaubte sich, ihren Ärger verhehlend, an Katerina Iwanowna die durchaus vernünftige, geist-

reiche Bemerkung zu richten, es müsse in dem künftigen Pensionat besondere Aufmerksamkeit auf die reine Wäsche der jungen Mädchen verwandt werden, und es sei unbedingt eine tüchtige Dame erforderlich, um ordentlich auf die Wäsche zu achten, und auch darauf, daß die jungen Mädchen nicht heimlich bei Nacht Romane läsen. Katerina Iwanowna, die tatsächlich sehr abgespannt und müde war und das Gedächtnismahl völlig satt hatte, entgegnete ihr schroff, daß sie Unsinn schwatze und nichts davon verstehe. Die Sorge für die Wäsche sei Sache der Kastellanin und nicht der Vorsteherin eines vornehmen Pensionates, und was ihre Bemerkung über das Romanlesen anlange, so sei diese einfach taktlos, und sie müsse sie ersuchen zu schweigen. Amalia Iwanowna bekam einen roten Kopf und bemerkte bissig, sie habe es nur gut gemeint, und sie habe es immer mit ihr sehr gut gemeint, habe aber schon seit langer Zeit nicht die Miete für die Wohnung erhalten. Katerina Iwanowna fand sofort eine kräftige Erwiderung: Amalia Iwanowna lüge, wenn sie sage, daß sie es gut meine; denn noch gestern, als die Leiche noch auf dem Tische gelegen habe, habe sie ihr wegen der Miete zugesetzt. Darauf bemerkte Amalia Iwanowna ohne jeden inneren Zusammenhang, sie habe in Katerina Iwanownas Auftrag jene beiden Damen eingeladen; aber die Damen seien nicht gekommen, weil sie feine Damen seien und nicht zu unfeinen Damen gehen könnten. Demgegenüber wies Katerina Iwanowna sie nachdrücklich darauf hin, daß sie eine Dreckliese sei und über wahre Feinheit gar kein Urteil habe. Amalia Iwanowna nahm das nicht so hin, sondern erklärte, ihr Vater, ein geborener Berliner, sei eine sehr hochgestellte Persönlichkeit gewesen und habe immer beim Gehen die Hände in Taschen gesteckt und immer so gemacht: „Puh, puh!" Und um das Verhalten ihres Vaters anschaulicher zu vergegenwärtigen, sprang Amalia Iwanowna vom Stuhle auf,

steckte beide Hände in die Taschen, blies die Backen auf und stieß mit dem Munde unartikulierte Laute aus, die wie „puh, puh“ klangen, unter dem lauten Gelächter aller Mieter, welche, in der Hoffnung, daß es zu einer Prügelei kommen werde, Amalia Iwanowna absichtlich durch ihren Beifall anspornten. Katerina Iwanowna jedoch, der diese alberne Prahlerei zu arg war, rief so laut, daß es alle hörten, Amalia Iwanowna habe vielleicht nie einen Vater gehabt, sondern sei einfach eine versoffne Petersburger Finnländerin und habe sicherlich früher irgendwo als Köchin gedient, wenn sie nicht noch etwas Schlimmeres gewesen sei. Amalia Iwanowna wurde rot wie ein Krebs und kreischte, das träfe vielleicht für Katerina Iwanowna zu, daß sie überhaupt keinen Vater gehabt habe; sie selbst aber habe einen Vater gehabt, der aus Berlin gewesen sei und einen ganz langen Rock getragen und immer „puh, puh, puh“ gemacht habe. Katerina Iwanowna bemerkte verächtlich, ihre eigene Abkunft sei allen bekannt, und in diesem Belobigungszeugnis stehe gedruckt zu lesen, daß ihr Vater Oberstenrang gehabt habe; Amalia Iwanownas Vater aber, wenn sie überhaupt einen gehabt habe, sei sicherlich ein Petersburger Finnländer gewesen, der Milch verkauft habe. Das Wahrscheinlichste aber sei, daß sie überhaupt keinen Vater gehabt habe, da bis auf den heutigen Tag niemand wisse, wie Amalia Iwanowna eigentlich mit Vatersnamen heiße: Iwanowna oder Ludwigowna. Da nun aber geriet Amalia Iwanowna vollends in Wut; sie schlug mit der Faust auf den Tisch und kreischte, sie heiße Amalia Iwanowna und nicht Ludwigowna; ihr Vater habe Johann geheißen und sei Dorfschulze gewesen; Katerina Iwanownas Vater dagegen sei überhaupt nie Dorfschulze gewesen. Katerina Iwanowna stand vom Stuhle auf und bemerkte ihr in strengem Tone mit anscheinend ruhiger Stimme, wiewohl sie ganz blaß war und ihre Brust sich heftig

hob und senkte: wenn sie sich noch ein einziges Mal erdreiste, ihren Lumpenkerl von Vater mit ihrem Papa auf eine Stufe zu stellen, so würde sie, Katerina Iwanowna, ihr die Haube abreißen und mit Füßen treten. Als Amalia Iwanowna das hörte, fing sie an im Zimmer hin und her zu rennen und schrie aus vollem Halse, sie sei die Wirtin, und Katerina Iwanowna solle augenblicklich aus der Wohnung ausziehen. Dann stürzte sie zum Tische und raffte die silbernen Löffel zusammen. Ein gräßlicher Lärm und Skandal entstand; die Kinder fingen an zu weinen. Sofja bemühte sich, Katerina Iwanowna zurückzuhalten, aber als in Amalia Iwanownas Gekreische auch etwas von dem gelben Scheine vorkam, stieß Katerina Iwanowna Sofja von sich und stürzte auf Amalia Iwanowna los, um ihre Drohung betreffs der Haube unverzüglich zur Ausführung zu bringen. In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür, und auf der Schwelle des Zimmers erschien Peter Petrowitsch Luschin. Er stand einen Moment still und musterte mit scharfem, prüfendem Blicke die ganze Gesellschaft. Katerina Iwanowna stürzte zu ihm hin.

III

„Peter Petrowitsch!" schrie sie. „Schützen Sie mich! Machen Sie dieser dummen Kreatur klar, daß sie sich nicht unterstehen darf, sich gegen eine vornehme Dame, die ins Unglück geraten ist, so zu benehmen; sagen Sie ihr, daß es ein Gericht gibt . . . An den Generalgouverneur selbst werde ich mich wenden . . . Sie wird sich zu verantworten haben . . . Gedenken Sie der Gastfreundschaft, die Sie bei meinem Vater genossen haben, und schützen Sie uns in unserer Verlassenheit!"

„Erlauben Sie, Madame . . . Erlauben Sie, erlauben Sie, Madame," wehrte Peter Petrowitsch sie von sich ab. „Ihren Herrn Vater habe ich, wie Sie wissen, gar nicht die Ehre ge-

habt zu kennen . . . Erlauben Sie, Madame!“ (Hier lachte jemand laut auf.) „Und mich in Ihre ewigen Zänkereien mit Amalia Iwanowna hineinzumengen, liegt durchaus nicht in meiner Absicht . . . Mich führt eine eigne Angelegenheit her, und ich möchte sofort mit Ihrer Stieftochter Sofja . . . Iwanowna sprechen, so ist ja wohl der Name. Erlauben Sie mir, näherzutreten.“

Nach diesen Worten ging Peter Petrowitsch seitwärts um Katerina Iwanowna herum und begab sich in die entgegengesetzte Ecke, wo sich Sofja befand.

Katerina Iwanowna blieb wie vom Donner gerührt starr auf demselben Fleck stehen. Es war ihr unbegreiflich, wie Peter Petrowitsch in Abrede stellen konnte, bei ihrem Papa Gastfreundschaft genossen zu haben. Nachdem sie sich die Geschichte von dieser Gastfreundschaft einmal ausgedacht hatte, glaubte sie selbst steif und fest daran. Auch Peter Petrowitschs geschäftsmäßiger, trockner Ton, in dem sogar etwas Verächtliches, Drohendes lag, versetzte sie in Bestürzung. Auch die anderen Anwesenden waren bei seinem Erscheinen alle allmählich still geworden. Ganz abgesehen davon, daß dieser „ernste Geschäftsmann“ einen schneidenden Kontrast gegen die ganze übrige Gesellschaft bildete, war auch klar, daß er aus irgendeinem wichtigen Anlasse gekommen war, daß nur eine außerordentliche Ursache ihn in diese Gesellschaft hatte führen können und daß somit gleich etwas passieren mußte. Raskolnikow, der neben Sofja stand, trat zur Seite, um ihn vorbeizulassen; Peter Petrowitsch bemerkte ihn anscheinend gar nicht. Einen Augenblick darauf erschien auch Lebesjatnikow auf der Schwelle; ins Zimmer hinein kam er nicht, sondern blieb, lebhaft interessiert, beinahe verwundert, dort stehen; er hörte zu, schien sich aber lange Zeit aus dem, was da vorging, nicht vernehmen zu können.

„Entschuldigen Sie, wenn ich vielleicht störe; aber es ist eine ziemlich wichtige Angelegenheit," bemerkte Peter Petrowitsch für alle Anwesenden, ohne sich an jemand im besonderen zu wenden. „Es ist mir sogar recht erwünscht, eine größere Zuhörerschaft zu haben. Amalia Iwanowna, ich bitte Sie in Ihrer Eigenschaft als Wirtin der Wohnung ganz ergebenst, dem Gespräche, das ich jetzt mit Sofja Iwanowna haben werde, Ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sofja Iwanowna," fuhr er fort, indem er sich nunmehr direkt an die höchst erstaunte und schon im voraus erschrockene Sofja wandte, „von meinem Tische im Zimmer meines Freundes Andrei Semjonowitsch Lebesjatnikow ist, wie sich unmittelbar nach Ihrem Besuche herausgestellt hat, eine mir gehörige Reichsbanknote im Werte von hundert Rubeln verschwunden. Wenn Sie auf irgendwelche Weise wissen und uns zeigen, wo sie sich jetzt befindet, so versichere ich Ihnen mit meinem Ehrenworte und nehme alle Anwesenden dafür als Zeugen, daß die Sache damit abgetan sein wird. Im entgegengesetzten Falle werde ich mich genötigt sehen, zu sehr ernsten Maßregeln zu greifen, und dann . . . würden Sie sich den Schaden selbst zuzuschreiben haben."

Im Zimmer herrschte absolutes Schweigen. Sogar die weinenden Kinder waren still geworden. Sofja stand leichenblaß da, blickte Luschin an und war unfähig, etwas zu antworten. Sie schien ihn noch gar nicht verstanden zu haben. So vergingen einige Sekunden.

„Nun also, wie ists?" fragte Luschin und blickte sie fest an.

„Ich weiß nicht . . . ich weiß von nichts . . .", erwiderte Sofja endlich mit schwacher Stimme.

„Nicht? Sie wissen es nicht?" fragte Luschin noch einmal und schwieg wieder ein paar Sekunden. „Besinnen Sie sich, Mademoiselle," fuhr er dann in strengem Tone fort, aber immer noch

so, als ob er ihr ins Gewissen redete, „denken Sie nach; ich bin gern bereit, Ihnen noch etwas Zeit zur Überlegung zu lassen. Bitte, erwägen Sie dies: wenn ich nicht so fest überzeugt wäre, so hätte ich als erfahrener Mann selbstverständlich nicht gewagt, Sie so geradezu zu beschuldigen; denn für eine derartige direkte, öffentliche Beschuldigung würde ich, wenn sie lügenhaft oder auch nur irrtümlich wäre, selbst in gewissem Sinne verantwortlich sein; das weiß ich sehr wohl. Heute morgen habe ich für meine persönlichen Bedürfnisse einige fünfprozentige Staatsschuldscheine, zusammen im Nominalwerte von dreitausend Rubeln, verkauft. Die Berechnung darüber steht in meinem Notizbuche eingetragen. Als ich nach Hause gekommen war, begann ich — das kann Andrei Semjonowitsch bezeugen — das Geld nachzuzählen, und nachdem ich zweitausenddreihundert Rubel abgezählt hatte, steckte ich diese Summe in meine Brieftasche und die Brieftasche in die Seitentasche meines Rockes. Auf dem Tische blieben gegen fünfhundert Rubel liegen, in Banknoten, darunter drei Banknoten zu je hundert Rubeln. In diesem Augenblicke kamen Sie, auf meine Aufforderung hin, herein und befanden sich dann während der ganzen Zeit Ihres Zusammenseins mit mir in auffallender Aufregung, so daß Sie sogar dreimal mitten im Gespräche aufstanden und ohne verständlichen Grund eilig weggehen wollten, obgleich unsere Unterredung noch nicht beendet war. Alles dies kann Andrei Semjonowitsch bezeugen. Wahrscheinlich werden Sie selbst, Mademoiselle, sich nicht weigern, als wahr zuzugeben und anzuerkennen, daß ich Sie durch Andrei Semjonowitsch einzig und allein zu dem Zwecke zu mir rufen ließ, um mit Ihnen über die hilflose, verzweifelte Lage Ihrer Stiefmutter Katerina Iwanowna, zu der ich nicht zum Gedächtnismahle kommen konnte, Rücksprache zu nehmen und mit Ihnen zu erwägen, ob es sich

nicht empfehlen würde, zu ihren Gunsten eine Kollekte, eine Lotterie oder dergleichen zu veranstalten. Sie haben mir gedankt und sogar Tränen vergossen (ich erzähle alles so, wie es sich zugetragen hat, erstens um Sie daran zu erinnern, und zweitens um Ihnen zu zeigen, daß auch nicht die geringste Einzelheit meinem Gedächtnisse entschwunden ist). Hierauf nahm ich einen Zehnrubelschein vom Tische und händigte ihn Ihnen zugunsten Ihrer Stiefmutter als meinen persönlichen Beitrag und als eine erste Beihilfe ein. Dies alles hat Andrei Semjonowitsch gesehen. Darauf begleitete ich Sie bis an die Tür, wobei an Ihnen noch immer dieselbe Aufregung zu bemerken war. Als ich dann mit Andrei Semjonowitsch allein geblieben war, unterhielt ich mich etwa zehn Minuten lang mit ihm, worauf er hinausging. Nun trat ich von neuem zu dem Tische und dem darauf liegenden Gelde, in der Absicht, es nochmals nachzuzählen und dann, wie ich mir schon vorher vorgenommen hatte, gesondert zu verwahren. Zu meinem Erstaunen fehlte unter den Banknoten ein Hundertrubelschein. Ich bitte also, überlegen Sie sich die Sache: auf Andrei Semjonowitsch kann ich unter keinen Umständen Verdacht haben; schon des bloßen Gedankens daran schäme ich mich. Auch kann ich mich nicht in der Berechnung geirrt haben, da ich, kurz bevor Sie kamen, mit der ganzen Berechnung fertig geworden war und das Resultat richtig befunden hatte. Sie werden selbst zugeben müssen: wenn ich an Ihre Aufregung und an Ihre Eile fortzukommen denke, sowie daran, daß Sie Ihre Hände eine Zeitlang auf dem Tische liegen hatten, und wenn ich ferner Ihre gesellschaftliche Stellung und die damit verknüpften Gewohnheiten in Betracht ziehe, so sehe ich mich sozusagen zu meinem eigenen Schrecken und sogar wider meinen Willen genötigt, bei diesem Verdachte zu verharren, der allerdings entsetzlich, aber — begründet ist! Ich füge hinzu und

wiederhole noch einmal: trotz meiner bestimmten Überzeugung muß ich mir doch sagen, daß meine jetzige Beschuldigung ein gewisses Risiko für mich einschließt. Aber wie Sie sehen, habe ich doch nicht schweigen mögen; ich bin gegen Sie aufgetreten und will Ihnen auch den Grund sagen: einzig und allein, Mademoiselle, einzig und allein wegen Ihres schwarzen Undanks! Wie? Ich lade Sie im Interesse Ihrer armen Stiefmutter zu einer Besprechung ein; ich überreiche Ihnen eine meinen Verhältnissen entsprechende Gabe von zehn Rubeln, und Sie danken mir gleich auf demselben Fleck, gleich in demselben Augenblick für all dies durch eine derartige Handlungsweise! Nein, das ist denn doch gar zu häßlich! Dafür müssen Sie eine Lektion erhalten. Nun überlegen Sie; ja, als Ihr aufrichtiger Freund (denn einen bessern Freund können Sie in diesem Augenblicke nicht haben) bitte ich Sie: kommen Sie zur Besinnung! Sonst werde ich unerbittlich sein! Nun, wie ists?"

„Ich habe Ihnen nichts weggenommen," flüsterte Sofja in höchstem Entsetzen. „Sie haben mir zehn Rubel gegeben; hier, bitte, nehmen Sie sie zurück."

Sie zog ihr Taschentuch aus der Tasche, suchte den Knoten, knüpfte ihn auf, nahm den Zehnrubelschein heraus und hielt ihn Luschin hin.

„Und wegen der übrigen hundert Rubel wollen Sie kein Geständnis ablegen?" sagte er im Tone des Vorwurfs und der eindringlichen Mahnung, ohne die Banknote zu nehmen.

Sofja blickte sich ringsum. Alle schauten mit so furchtbaren, strengen, spöttischen, feindseligen Gesichtern nach ihr hin. Sie richtete ihre Augen auf Raskolnikow, . . . dieser stand an der Wand, die Arme über der Brust verschränkt, und sah sie mit flammendem Blicke an.

„O Gott!" stöhnte sie unwillkürlich auf.

„Amalia Iwanowna, es wird erforderlich sein, die Polizei zu benachrichtigen, und deshalb bitte ich Sie ergebenst, zunächst den Hausknecht rufen zu lassen," sagte Luschin leise und sogar in freundlichem Tone.

„Gott der Barmherzige! Das habe ich mir doch gedacht, daß sie stiehlt!" rief Amalia Iwanowna und schlug die Hände zusammen.

„So? Das haben Sie sich gedacht?" fragte Luschin schnell. „Also hatten Sie auch früher schon irgendwelche Gründe zu solcher Annahme. Ich bitte Sie, verehrteste Amalia Iwanowna, sich Ihrer Worte zu erinnern, die Sie ja übrigens auch in Gegenwart von Zeugen gesprochen haben."

Auf allen Seiten erhob sich nun plötzlich lautes Reden. Alle kamen in lebhafte Bewegung.

„Wie? Wie?" schrie auf einmal Katerina Iwanowna, die von ihrer ersten Bestürzung wieder zu sich gekommen war, und stürzte wie ein Hund, der sich von der Kette losgerissen hat, auf Luschin los. „Wie? Sie beschuldigen sie des Diebstahls? Meine Sofja? O, Sie Schurke, Sie Schurke!"

Sie eilte zu Sofja hin und umschlang sie fest, ganz fest mit ihren abgemagerten Armen.

„Sofja, wie hast du die zehn Rubel von ihm annehmen können! O, du Einfältige! Gib sie her! Gib gleich diese zehn Rubel her! Da! Nehmen Sie!"

Katerina Iwanowna riß Sofja die Banknote aus der Hand, knitterte sie zu einem Knäuel zusammen und schleuderte ihn, ausholend, Luschin gerade ins Gesicht. Der Knäuel traf ihn ins Auge und fiel zurückprallend auf den Fußboden. Amalia Iwanowna sprang hinzu und hob das Geld auf. Peter Petrowitsch wurde zornig.

„Haltet die Verrückte fest!" rief er.

In der Tür erschienen in diesem Augenblicke neben Lebesjatnikow noch einige Personen, zwischen denen auch die beiden neulich angekommenen Damen hervorschauten.

„Wie? Verrückt? Ich soll verrückt sein? Du Esel!" kreischte Katerina Iwanowna. „Du bist selbst ein Esel, ein Rechtsverdreher, ein grundgemeiner Mensch! Sofja, Sofja wird ihm Geld wegnehmen! Sofja eine Diebin! Eher könnte sie dir etwas geben, du Esel!" Katerina Iwanowna brach in ein hysterisches Lachen aus. „Habt ihr schon je einen solchen Esel gesehen?" wandte sie sich ringsum an alle und zeigte auf Luschin. „Wie? Du auch?" es fiel ihr gerade die Wirtin in die Augen. „Du altes Hökerweib, auch du willst das bestätigen, daß sie gestohlen hat? Du greulicher preußischer Affe in der großen Krinoline! O, ihr Lumpenbande! Sie ist ja seitdem gar nicht aus dem Zimmer hinausgegangen; gleich als sie von dir, du Schurke, zurückkam, hat sie sich ganz in meiner Nähe an den Tisch gesetzt; das haben alle gesehen. Da neben Rodion Romanowitsch hat sie gesessen! Also visitiert sie doch! Da sie nirgends hingegangen ist, müßte sie ja das Geld noch bei sich haben! Visitiere sie nur, visitiere sie nur! Aber wenn du nichts findest, Freundchen, dann sollst du zur Verantwortung gezogen werden! Zum Zaren, zum Zaren selbst laufe ich hin; er ist barmherzig; ich werfe mich ihm zu Füßen, gleich, heute noch! Ich bin ein schutzloses Weib! Man wird mich vorlassen! Denkst du etwa, ich werde nicht vorgelassen werden? Da irrst du dich, ich werde schon zu ihm gelangen! Du hast wohl darauf gerechnet, daß sie so schüchtern ist? Darauf hast du wohl deine Hoffnung gesetzt? Aber dafür bin ich um so kühner, Brüderchen! Du wirst den kürzeren ziehen! So visitiere sie doch! Immer zu! Nur zu!"

Und Katerina Iwanowna packte in ihrer Wut Luschin an und zerrte ihn zu Sofja hin.

„Ich bin bereit, es darauf ankommen zu lassen, und will die Verantwortung auf mich nehmen, . . . aber benehmen Sie sich ruhiger, Madame, benehmen Sie sich ruhiger. Daß Sie kühn sind, sehe ich nur zu gut . . . Indessen, eine Visitierung, . . . das . . . das . . . geht doch nicht so," murmelte Luschin, „das muß in Gegenwart der Polizei geschehen, . . . es sind ja freilich auch jetzt Zeugen genug vorhanden . . . Ich bin bereit, es darauf ankommen zu lassen . . . Aber in jedem Falle ist das für einen Mann eine mißliche Sache, . . . wegen des Geschlechts . . . Wenn es unter Amalia Iwanownas Beihilfe geschehen könnte, . . . allerdings ist das kein ordnungsmäßiges Verfahren . . . Sicherlich nicht!"

„Bestimmen Sie selbst, wer sie visitieren soll! Mag es tun, wer da will!" schrie Katerina Iwanowna. „Sofja, wende ihnen deine Taschen um! Da, da! Sieh, du Scheusal, da, sie ist leer, hier steckte das Taschentuch drin, die Tasche ist leer, siehst du! Da ist die andre Tasche, da, da! Siehst du, siehst du!"

Dabei wandte Katerina Iwanowna die beiden Taschen eine nach der andern um oder riß sie vielmehr nach außen. Aber aus der zweiten, der rechten Tasche, flog plötzlich eine Banknote heraus, beschrieb in der Luft einen Bogen und fiel dann vor Luschins Füßen auf den Boden. Alle hatten es gesehen; viele schrien auf. Peter Petrowitsch bückte sich, nahm die Banknote mit zwei Fingern vom Fußboden auf, hob sie in die Höhe, so daß es alle sahen, und faltete sie auseinander. Es war ein auf den achten Teil seiner Größe zusammengelegter Hundertrubelschein. Peter Petrowitsch bewegte seinen Arm im Kreise herum und zeigte die Banknote allen.

„Eine Diebin! Hinaus aus der Wohnung! Polizei, Polizei!" heulte Amalia Iwanowna. „Nach Sibirien müssen sie geschickt werden! Hinaus!"

Von allen Seiten erschollen Ausrufe des Staunens und der Entrüstung. Raskolnikow schwieg und wendete die Augen nicht von Sofja ab; nur selten warf er Luschin einen schnellen Blick zu. Sofja war wie besinnungslos auf demselben Fleck stehen geblieben; sie schien kaum erstaunt zu sein. Plötzlich übergoß eine glühende Röte ihr ganzes Gesicht; sie schrie auf und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Nein, ich bin es nicht gewesen! Ich habe nichts genommen! Ich weiß von nichts!" rief sie mit einem herzzerreißenden Aufschrei und stürzte zu Katerina Iwanowna hin.

Diese schlang die Arme um sie und drückte sie fest an sich, als wollte sie sie mit ihrer Brust gegen alle verteidigen.

„Sofja, Sofja, ich glaube es nicht! Siehst du wohl, ich glaube es nicht!" rief sie allem Augenschein zum Trotz, schüttelte sie in den Armen wie ein Kind, küßte sie unzählige Male, ergriff ihre Hände und bedeckte auch diese mit heißen Küssen. „Du solltest das genommen haben? Ach, was sind das für dumme Menschen! O Gott! Dumm seid ihr, dumm!" rief sie, zu allen gewendet. „Ihr wißt noch gar nicht, ihr habt keine Ahnung davon, was für ein Herz sie hat, ein wie gutes Mädchen sie ist! Sie sollte jemandem etwas wegnehmen, sie! Eher zieht sie sich das letzte Kleid vom Leibe und verkauft es und geht barfuß und gibt euch alles hin, wenn ihr in Not seid; so ist sie! Auch den gelben Schein hat sie nur deshalb genommen, weil meine Kinder vor Hunger umkamen; um unsertwillen hat sie sich verkauft! . . . Ach, du Dahingeschiedener! Ach, du Dahingeschiedener! Siehst du wohl? Siehst du wohl? Das ist nun dein Gedächtnismahl! O Gott! So verteidigt sie doch; was steht ihr alle da? Rodion Romanowitsch! Warum treten denn Sie, Sie nicht für sie ein? Glauben Sie es etwa auch? Ihr alle seid nicht so viel wert wie ihr kleiner Finger, ihr alle, ihr alle! O Gott! Schütze du sie endlich doch!"

Das Weinen der armen schwindsüchtigen, hilflosen Katerina Iwanowna schien doch auf die Anwesenden starken Eindruck zu machen. Es lag ein solcher Jammer, ein solches Leid in diesem schmerzverzerrten, abgemagerten, schwindsüchtigen Gesichte, in diesen eingeschrumpften, noch blutigen Lippen, in dieser heiser kreischenden Stimme, in diesem aufschluchzenden Weinen, das wie Kinderweinen klang, in diesem vertrauensvollen, kindlichen und dabei doch verzweifelten Flehen um Schutz, daß, wie es schien, alle mit der Unglücklichen Mitleid empfanden. Peter Petrowitsch wenigstens beeilte sich, „sein Bedauern auszusprechen“.

„Madame, Madame!“ rief er mit erhobener Stimme. „Sie selbst werden ja durch das Geschehene gar nicht berührt! Niemand beschuldigt Sie der Anstiftung oder der Teilnehmerschaft, um so weniger, als Sie ja durch das Umwenden der Taschen die Überführung bewerkstelligt haben; daraus geht ja klar hervor, daß Sie nichts Übles vermuteten. Ich bin bereit, mein außerordentliches Bedauern auszusprechen, wenn, um mich so auszudrücken, es die bittre Armut gewesen ist, wodurch sich Sofja Semjonowna hat verleiten lassen; aber warum, Mademoiselle, wollten Sie denn kein Geständnis ablegen? Fürchteten Sie die Schande? Es war wohl Ihr erster Schritt gewesen? Sie waren vielleicht zu fassungslos? Alles begreiflich, sehr begreiflich! . . . Aber andrerseits, warum haben Sie sich auch auf solche Dinge eingelassen? Meine Herrschaften!“ wandte er sich an alle Anwesenden, „meine Herrschaften! Aus Mitleid und sozusagen aus Teilnahme an diesem Schmerze bin ich bereit zu verzeihen, selbst jetzt noch, trotz der persönlichen Beleidigungen, die mir widerfahren sind. Möge Ihnen, Mademoiselle, die jetzige Beschämung als Lehre für die Zukunft dienen,“ wandte er sich an Sofja; „ich meinerseits werde von weiteren Maßregeln absehen;

meinetwegen mag die Sache hiermit abgetan sein. Also genug davon!"

Peter Petrowitsch schielte verstohlen zu Raskolnikow hin; ihre Blicke begegneten einander. Raskolnikows flammender Blick drohte den andern zu Asche zu verbrennen. Katerina Iwanowna schien überhaupt nichts mehr gehört zu haben; sie umarmte und küßte Sofja wie eine Wahnsinnige. Auch die Kinder umschlangen von allen Seiten Sofja mit ihren Ärmchen, und Polenka, die übrigens nicht recht verstand, um was es sich handelte, war ganz in Tränen aufgelöst, verging fast vor Schluchzen und verbarg ihr vom Weinen geschwollenes hübsches Gesichtchen an Sofjas Schulter.

„Ist das eine Gemeinheit!" rief plötzlich eine laute Stimme in der Tür.

Peter Petrowitsch blickte sich hastig um.

„Ist das eine Gemeinheit!" sagte Lebesjatnikow noch einmal und blickte ihm unverwandt in die Augen.

Peter Petrowitsch zuckte ordentlich zusammen. Alle bemerkten es und erinnerten sich dessen später. Lebesjatnikow trat ins Zimmer herein.

„Und Sie haben sich erdreistet, mich als Zeugen anzurufen?" sagte er, indem er auf Peter Petrowitsch zutrat.

„Was soll das bedeuten, Andrei Semjonowitsch? Wovon reden Sie?" murmelte dieser.

„Das bedeutet, daß Sie ein Verleumder sind! Das habe ich gemeint!" sagte Lebesjatnikow erregt und blickte ihn zornig mit seinen schwachsichtigen Augen an.

Er war furchtbar ergrimmt. Raskolnikow ließ keinen Blick von ihm, als ob er jedes Wort auffinge und auf die Wagschale legte. Wieder herrschte Schweigen. Peter Petrowitsch hatte fast ganz seine Fassung verloren, namentlich im ersten Augenblick.

„Wenn Sie mir damit . . .", begann er stotternd. „Aber was haben Sie denn? Sind Sie bei Sinnen?"

„Ich bin schon bei Sinnen; aber Sie sind ein Schurke! Ach, was ist das für eine Gemeinheit! Ich habe hier jetzt den ganzen Vorgang mit angehört; ich habe absichtlich immer noch gewartet, um über die Sache völlig klar zu werden; denn ich muß gestehen, selbst jetzt durchschaue ich den logischen Zusammenhang noch nicht ganz . . . Warum haben Sie denn eigentlich das alles getan? Das ist mir unbegreiflich!"

„Aber was soll ich denn getan haben? So hören Sie doch auf, in sinnlosen Rätseln zu sprechen! Oder sind Sie vielleicht betrunken?"

„Sie mögen vielleicht trinken, Sie gemeiner Mensch, ich nicht. Ich trinke überhaupt nie Schnaps, weil das meinen ganzen Anschauungen widerstreitet! Denken Sie sich," hier wandte Lebesjatnikow sich an alle Anwesenden, „er selbst hat eigenhändig diesen Hundertrubelschein Sofja Semjonowna gegeben. Ich habe es gesehen, ich bin Zeuge, ich kann es beschwören! Er selbst, er selbst!"

„Sie sind wohl übergeschnappt, Sie Milchbart?" kreischte Luschin. „Da steht sie Ihnen ja selbst persönlich gegenüber, und sie selbst hat hier soeben in Gegenwart aller ausgesagt, daß sie außer den zehn Rubeln nichts von mir bekommen hat. Wie können Sie denn da behaupten, daß ich ihr den Schein gegeben hätte?"

„Ich habe es gesehen, ich habe es gesehen!" rief Lebesjatnikow nachdrücklich. „Und obwohl das Schwören meinen Anschauungen widerstreitet, so bin ich doch bereit, sofort vor Gericht jeden beliebigen Eid darauf abzulegen; denn ich habe gesehen, wie Sie ihr die Banknote heimlich zusteckten! Nur dachte ich Dummkopf, Sie wollten ihr damit eine Wohltat erweisen! Als Sie sich in

der Tür von ihr verabschiedeten und sie sich umwandte und Sie ihr mit der einen Hand die Hand drückten, da haben Sie mit der andern Hand, mit der linken, ihr heimlich die Banknote in die Tasche gesteckt. Ich habe es gesehen, ich habe es gesehen!"

Luschin wurde blaß.

„Was schwatzen Sie da zusammen!" schrie er dreist. „Wie hätten Sie überhaupt, da Sie doch am Fenster standen, die Banknote erkennen können! Das war wohl eine Augentäuschung; Sie mit Ihrer Schwachsichtigkeit! Sie faseln!"

„Nein, es war keine Augentäuschung! Und obwohl ich weit weg stand, so habe ich doch alles gesehen, ja, alles; und obwohl es vom Fenster aus allerdings schwer war, die Banknote zu erkennen (darin haben Sie recht), so wußte ich doch infolge eines besonderen Zufalls genau, daß es gerade ein Hundertrubelschein war; denn als Sie Sofja Semjonowna den Zehnrubelschein gaben, da nahmen Sie (das habe ich selbst gesehen) gleichzeitig einen Hundertrubelschein vom Tische. Das habe ich gesehen, weil ich damals gerade in der Nähe stand; und da mir dabei sofort ein bestimmter Gedanke kam, so vergaß ich es nicht, daß Sie die Banknote in der Hand hatten. Sie hatten sie zusammengefaltet und hielten sie die ganze Zeit über in der geschlossenen Hand. Später hatte ich es schon beinahe wieder vergessen; aber als Sie aufstanden, nahmen Sie die Banknote aus der rechten Hand in die linke und hätten sie dabei beinahe hinfallen lassen; da erinnerte ich mich wieder, weil mir wieder derselbe Gedanke kam, daß Sie ihr nämlich, ohne daß ich es merken sollte, eine Wohltat erweisen wollten. Sie können sich vorstellen, wie ich nun aufpaßte, — na, und da sah ich, wie es Ihnen gelang, ihr die Banknote in die Tasche zu schieben. Ich habe es gesehen, ich habe es gesehen, und ich will es beschwören."

Lebesjatnikow war fast außer Atem gekommen. Von allen

Seiten erschollen Ausrufe verschiedener Art, meistens des Staunens; jedoch waren auch solche darunter, die einen drohenden Ton annahmen. Alle drängten sich zu Peter Petrowitsch hin. Katerina Iwanowna stürzte auf Lebesjatnikow zu.

„Andrei Semjonowitsch! Ich habe Sie verkannt! Beschützen Sie sie! Sie sind der einzige, der für sie eintritt! Sie ist eine Waise; Gott hat Sie ihr gesandt! Andrei Semjonowitsch, bester Freund, Väterchen!"

Bei diesen Worten warf sich Katerina Iwanowna, die kaum noch wußte, was sie tat, vor ihm auf die Knie.

„So ein Blödsinn!" schrie Luschin rasend vor Wut. „Sie schwatzen Blödsinn, mein Herr! ... ‚Ich vergaß, ich erinnerte mich, ich erinnerte mich, ich vergaß', was hat das für Wert! Also ich hätte ihr die Banknote absichtlich zugesteckt? Wozu? Welchen Zweck sollte ich dabei gehabt haben? Was habe ich zu schaffen mit dieser ..."

„Wozu? Das ist es ja eben, was ich selbst nicht verstehe; aber daß ich eine wahre Tatsache erzähle, das ist sicher! Ich irre mich ganz und gar nicht, Sie abscheulicher Mensch, Sie Verbrecher; ganz im Gegenteil erinnere ich mich genau, wie mir aus diesem Anlaß gleich damals eine bestimmte Frage in den Kopf kam, nämlich als ich Ihnen dankte und Ihnen die Hand drückte. Ich fragte mich nämlich, warum Sie es ihr eigentlich heimlich in die Tasche gesteckt hätten. Das heißt, warum gerade heimlich? Sollten Sie das wirklich nur deswegen getan haben, weil Sie es vor mir verheimlichen wollten, da Sie wußten, daß ich der entgegengesetzten Meinung bin und die private Wohltätigkeit verwerfe, die ja doch nie eine radikale Heilung herbeiführt? Na, ich kam schließlich zu der Meinung, Sie möchten sich wohl tatsächlich vor mir darüber schämen, daß Sie einen solchen Batzen Geld weggäben, und außerdem dachte ich, Sie wollten ihr viel=

leicht eine Überraschung bereiten und sie in Staunen versetzen, wenn sie in ihrer Tasche ganze hundert Rubel fände; denn manche Wohltäter lieben es sehr, ihren Wohltaten in solcher Weise noch einen besonderen Anstrich zu geben; das weiß ich recht wohl. Dann kam mir auch der Gedanke, daß Sie sie vielleicht auf die Probe stellen wollten, ob sie wohl, wenn sie das Geld fände, kommen würde, um sich zu bedanken. Dann, daß Sie vielleicht dem Danke aus dem Wege gehen wollten, . . . na, wie man so sagt, daß die rechte Hand nicht wissen soll, . . . kurz, etwas in dieser Art. Nun also, es kamen mir damals eine ganze Menge verschiedener Gedanken in den Sinn, so daß ich beschloß, über alles dies später nachzudenken; ich hielt es aber für taktlos, Ihnen zu verlautbaren, daß ich um Ihr Geheimnis wisse. Gleich darauf jedoch fiel mir ein, Sofja Semjonowna könnte am Ende gar das Geld verlieren, ehe sie von seinem Vorhandensein etwas gemerkt hätte; darum beschloß ich, hierherzugehen, sie herauszurufen und ihr mitzuteilen, daß ihr ein Hundertrubelschein in die Tasche gesteckt worden sei. Da ich aber dabei an dem Zimmer der Kobüljatnikowschen Damen vorbeikam, so ging ich vorher noch zu ihnen herein, um ihnen die ‚Allgemeine Kritik der positiven Methode' zu überbringen und ihnen besonders einen Artikel von Piderit (übrigens auch einen von Wagner) zu empfehlen; dann kam ich hierher und wurde hier Zeuge dieser abscheulichen Szene! Hätte ich denn nun alle diese Gedanken haben und alle diese Überlegungen anstellen können, wenn ich nicht tatsächlich hätte gesehen gehabt, daß Sie ihr die hundert Rubel in die Tasche steckten?"

Als Andrei Semjonowitsch seine wortreichen Erläuterungen mit einer so logischen Folgerung abgeschlossen hatte, war er ganz matt geworden, und der Schweiß rann ihm vom Gesichte. Denn leider besaß er nicht die Fähigkeit, seine Gedanken auf

russisch klar und deutlich darzulegen (übrigens konnte er auch keine andere Sprache), so daß er jetzt nach seiner sachwalterischen Großtat auf einmal ganz erschöpft war; ja, es sah sogar so aus, als ob er davon magerer geworden wäre. Trotzdem hatte seine Rede ganz außerordentlich gewirkt. Er hatte mit so lebhaftem Affekt und in so echtem Tone eigener Überzeugung gesprochen, daß ihm offenbar alle glaubten. Peter Petrowitsch fühlte, daß seine Sache schlecht stand.

„Was kümmert es mich, was Ihnen da für dumme ‚Fragen' in den Kopf gekommen sind," rief er. „Das ist kein Beweis! Das können Sie alles geträumt haben; weiter nichts! Und ich sage Ihnen, mein Herr, daß Sie lügen! Sie lügen und verleumden mich, weil Sie auf mich wütend sind, namentlich aus Ärger darüber, daß ich von Ihren freidenkerischen, gottlosen sozialistischen Plänen nichts wissen wollte. Das ist der ganze Grund!"

Aber diese Ausrede brachte ihm keinen Nutzen; im Gegenteil wurde auf allen Seiten ein unwilliges Murren laut.

„Aha, so willst du dich herausreden!" rief Lebesjatnikow. „Aber da irrst du dich! Rufe nur die Polizei, dann will ich einen Eid schwören! Nur das eine kann ich nicht begreifen, warum er eine so gemeine Handlung riskiert hat! So ein abscheulicher, niederträchtiger Mensch!"

„Ich kann es erklären, warum er eine solche Handlung gewagt hat, und werde nötigenfalls auch meinerseits einen Eid ablegen," sagte nun endlich Raskolnikow mit fester Stimme und trat vor.

Er war anscheinend ruhig und festen Sinnes. Schon bei seinem bloßen Anblicke wurde es allen klar, daß er wirklich wußte, wie die Sache zusammenhing, und daß die Lösung des Rätsels jetzt erfolgen werde.

„Jetzt ist mir alles völlig verständlich geworden," fuhr Raskol-

nikow fort und wandte sich dabei direkt an Lebesjatnikow. „Gleich vom Beginne dieser Szene an argwöhnte ich, daß irgendein schändlicher Betrug dahinterstecke; dieser Argwohn gründete sich auf gewisse besondere Umstände, die nur mir allein bekannt sind und die ich sofort allen darlegen werde; aus diesen Umständen erklärt sich die ganze Sache. Sie, Andrei Semjonowitsch, haben durch Ihre wertvolle Aussage mir zu einem restlosen Verständnis verholfen. Ich bitte alle, alle, mir zuzuhören. Dieser Herr" (er zeigte auf Luschin) „verlobte sich vor kurzem mit einem jungen Mädchen, nämlich mit meiner Schwester Awdotja Romanowna Raskolnikowa. Aber nach seiner Ankunft in Petersburg geriet er vorgestern bei unserm ersten Zusammensein in Streit mit mir, und ich wies ihm die Tür, wofür ich zwei Zeugen habe. Er hat einen sehr schlechten Charakter . . . Vorgestern wußte ich noch nicht, daß er hier in dieser Wohnung bei Ihnen, Andrei Semjonowitsch, logiert und daß er somit an demselben Tage, wo wir den Streit gehabt hatten, das heißt, vorgestern, Zeuge war, wie ich als Freund des verstorbenen Herrn Marmeladow seiner Gattin Katerina Iwanowna etwas Geld zum Begräbnisse übergab. Er schrieb sofort einen Brief an meine Mutter und teilte ihr mit, ich hätte das Geld nicht Katerina Iwanowna, sondern Sofja Semjonowna gegeben, und bediente sich dabei der gemeinsten Ausdrücke über . . . über Sofja Semjonownas Charakter, das heißt, er machte Andeutungen über die Art meiner Beziehungen zu Sofja Semjonowna, — alles das, wie Sie leicht selbst sehen, mit der Absicht, mich mit meiner Mutter und Schwester zu verfeinden, wenn er sie zu dem Glauben brächte, daß ich ihr letztes Geld, womit sie mich unterstützt hatten, zu unwürdigen Zwecken vergeudete. Gestern abend stellte ich meiner Mutter und meiner Schwester gegenüber in seiner Gegenwart die Wahrheit fest, indem ich bewies, daß ich das Geld

Katerina Iwanowna zur Bestreitung der Begräbniskosten, und nicht Sofja Semjonowna, übergeben habe und daß ich mit Sofja Semjonowna vorgestern überhaupt noch nicht bekannt war und sie vorher sogar noch nie gesehen hatte. Dabei fügte ich hinzu, daß er, Peter Petrowitsch Luschin, trotz all seiner vorzüglichen Fähigkeiten noch nicht so viel wert sei wie der kleine Finger von Sofja Semjonowna, über die er so abfällig gesprochen habe. Auf seine Frage, ob ich wohl Sofja Semjonowna auffordern würde, neben meiner Schwester Platz zu nehmen, antwortete ich, daß ich es bereits an eben dem Tage getan hätte. Erbittert darüber, daß meine Mutter und meine Schwester nicht auf seine Verleumdungen hin sich mit mir verfeinden wollten, begann er im weiteren Wortwechsel ihnen unverzeihliche Frechheiten zu sagen. Es kam zu einem vollständigen Bruche, und er wurde aus dem Hause gewiesen. Alles dies begab sich gestern abend. Jetzt bitte ich Sie, ganz besonders aufzumerken: stellen Sie sich vor, es wäre ihm jetzt gelungen zu beweisen, daß Sofja Semjonowna eine Diebin sei, so hätte er doch damit zugleich meiner Mutter und meiner Schwester bewiesen, daß er mit seiner üblen Beurteilung nahezu recht gehabt habe und daß er mit Fug und Recht über die von mir beliebte Gleichstellung meiner Schwester und Sofja Semjonownas empört gewesen sei, und daß er somit durch einen Angriff auf mich die Ehre meiner Schwester, seiner Braut, verteidigt und geschützt habe. Kurz, durch alles dies hätte er mich von neuem mit meinen Angehörigen entzweien können, und er hoffte bestimmt, auf diese Art wieder mit ihnen in ein freundliches Verhältnis zu gelangen. Davon will ich schon gar nicht einmal reden, daß er sich dabei auch an mir persönlich rächen wollte, weil er Grund zu der Annahme hatte, daß Sofja Semjonownas Ehre und Glück mir sehr teuer seien. Das also war sein ganzer wohlüberlegter Plan! So fasse

ich die Sache auf. Das war der ganze Grund für sein Handeln; ein anderer kann nicht existieren."

So oder ungefähr so schloß Raskolnikow seine Rede, die oftmals durch Ausrufe seiner aufmerksamen Zuhörer unterbrochen worden war. Aber trotz aller Unterbrechungen hatte er energisch, ruhig, bestimmt, klar und fest gesprochen. Seine scharfe Stimme, sein überzeugter Ton und sein ernster Gesichtsausdruck machten auf alle einen gewaltigen Eindruck.

„Ja, ja, so muß es gewesen sein!" pflichtete ihm Lebesjatnikow, ganz hingerissen, bei. „So muß es gewesen sein; denn gleich nachdem Sofja Semjonowna zu uns ins Zimmer getreten war, fragte er mich ausdrücklich, ob Sie hier wären, ob ich Sie nicht unter Katerina Iwanownas Gästen gesehen hätte. Er rief mich dazu beiseite, ans Fenster, und fragte mich dort leise. Folglich war ihm für die Ausführung seines Vorhabens Ihre Anwesenheit notwendig. Das ist richtig, das ist alles ganz richtig!"

Luschin schwieg und lächelte verächtlich. Indes sah er sehr blaß aus. Er schien zu überlegen, wie er sich wohl aus der Affäre ziehen könne. Vielleicht hätte er mit Vergnügen alles auf sich beruhen lassen und wäre davongegangen; aber das war im gegenwärtigen Augenblicke so gut wie unmöglich; damit hätte er geradezu die Richtigkeit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zugegeben, auch in dem Punkte, daß er Sofja Semjonowna verleumdet habe. Außerdem war auch das Publikum, das sowieso schon angetrunken war, allzu aufgeregt. Der Proviantbeamte, der übrigens nicht alles verstanden hatte, schrie am allermeisten und brachte einige Maßnahmen in Vorschlag, die für Luschin sehr unangenehm gewesen wären. Es waren aber auch Leute da, die nicht betrunken waren; denn aus allen Zimmern waren die Mieter zusammengeströmt. Die drei Polen waren ganz besonders ergrimmt und schrien ihm fortwährend

zu: „Pan lajdak!“ (Sie Lump!), wobei sie noch allerlei Drohungen auf polnisch murmelten. Sofja hatte gespannt zugehört, schien aber gleichfalls nicht alles verstanden zu haben; sie machte den Eindruck, als sei sie soeben aus einer Ohnmacht erwacht. Sie wandte ihre Augen von Raskolnikow nicht ab, in dem Gefühle, daß er ihr einziger Schutz sei. Katerina Iwanowna atmete mühsam und pfeifend und befand sich allem Anscheine nach in einem Zustande furchtbarer Erschöpfung. Am dümmsten stand Amalia Iwanowna da; sie hielt den Mund geöffnet und konnte sich offenbar aus der Sache absolut nicht vernehmen. Das einzige, was sie begriff, war, daß Peter Petrowitsch irgendwie in die Klemme geraten sein müsse. Raskolnikow bat, noch etwas hinzufügen zu dürfen; aber man ließ ihn nicht weiterreden; alle schrien und drängten sich unter Schimpfworten und Drohungen um Luschin herum. Dieser aber zeigte sich nicht feige. Da er sah, daß er in betreff der gegen Sofja erhobenen Beschuldigung sein Spiel verloren hatte, so nahm er seine Zuflucht ohne weiteres zur Unverschämtheit.

„Erlauben Sie, meine Herren, erlauben Sie; drängen Sie nicht so; lassen Sie mich hindurch!“ sagte er, indem er sich durch den Haufen hindurcharbeitete. „Und tun Sie mir den Gefallen, Ihre Drohungen zu unterlassen; ich versichere Sie, das ist ganz zwecklos, Sie erreichen dadurch nichts; ängstlich bin ich nicht; im Gegenteil werden Sie, meine Herren, dafür zur Verantwortung gezogen werden, daß Sie ein Kriminalvergehen in Schutz genommen haben. Die Diebin ist völlig überführt, und ich werde die Sache weiter verfolgen. Die Herren vom Gericht sind nicht so blind und ... nicht betrunken und werden nicht zwei solchen notorischen Gottesleugnern, Revolutionären und Freidenkern Glauben schenken, die mich aus persönlicher Rachsucht beschuldigen, was sie ja in ihrer Dummheit selbst eingestehen ... Also erlauben Sie!“

„Ziehen Sie sofort aus meinem Zimmer aus und lassen Sie sich nie wieder bei mir blicken; zwischen uns beiden ist alles zu Ende! Und wenn ich bedenke, wie ich mich abgequält habe, ihm unser ganzes System auseinanderzusetzen, . . . volle zwei Wochen lang! . . .“

„Ich habe Ihnen doch vorhin, als Sie mich noch zurückhalten wollten, selbst gesagt, Andrei Semjonowitsch, daß ich auszuziehen beabsichtigte; jetzt füge ich nur noch hinzu, daß Sie ein Dummkopf sind. Ich wünsche Ihnen guten Erfolg für eine Kur Ihrer physischen und geistigen Sehkraft. Erlauben Sie, meine Herren!“

Er drängte sich durch; aber ihn so leichten Kaufs, lediglich unter Schimpfwörtern, wegzulassen, das war nicht im Geschmacke des Proviantbeamten; er nahm ein Glas vom Tische, holte aus und warf damit nach Peter Petrowitsch. Indessen flog das Glas Amalia Iwanowna gerade an den Kopf. Sie kreischte auf; der Proviantbeamte aber, der bei dem Schwunge das Gleichgewicht verloren hatte, sank schwerfällig unter den Tisch. Peter Petrowitsch begab sich in sein Zimmer und hatte bereits eine halbe Stunde darauf das Haus verlassen. Die von Natur ängstliche Sofja hatte schon von jeher gewußt, daß niemand leichter ins Verderben zu bringen war als sie und daß jeder sie fast straflos beleidigen konnte; trotzdem aber hatte sie es bis auf diese Stunde für möglich gehalten, dem Unglück durch Vorsicht, durch Sanftmut und durch Demut allen und jedem gegenüber zu entgehen. Die jetzige Enttäuschung war ihr gar zu schmerzlich. Sie war allerdings imstande, geduldig und ohne Murren alles, auch dies, zu ertragen; aber im ersten Augenblick fiel es ihr doch gar zu schwer. Als der erste Schreck und die erste Betäubung vorüber waren und sie alles begriff und sich vergegenwärtigte, da preßte ihr, trotz ihres Triumphes und des völligen Beweises ihrer Schuldlosigkeit, das Gefühl der Hilflosigkeit und der er=

littenen Kränkung doch das Herz qualvoll zusammen. Ein Weinkrampf befiel sie. Schließlich konnte sie es nicht länger aushalten; sie stürzte aus dem Zimmer und lief nach Hause. Das geschah, gleich nachdem Luschin weggegangen war. Amalia Iwanowna mochte, als ihr unter lautem Gelächter der Anwesenden das Glas gegen den Kopf flog, es auch nicht ruhig hinnehmen, daß sie so für fremde Sünden büßen sollte. Kreischend stürzte sie wie eine Rasende auf Katerina Iwanowna los, der sie die Schuld an allem beimaß.

„Hinaus aus der Wohnung! Augenblicklich! Marsch, hinaus!"

Mit diesen Worten fing sie an, alles, was ihr von Katerina Iwanownas Sachen unter die Hände kam, auf dem Fußboden in einen Haufen zusammenzuwerfen. Katerina Iwanowna, ohnehin schon völlig erschöpft, halb ohnmächtig, atemlos und blaß, sprang von dem Bette, auf das sie kraftlos niedergesunken war, in die Höhe und warf sich gegen Amalia Iwanowna. Aber der Kampf war zu ungleich; diese stieß sie wie eine Feder von sich.

„Wie? Nicht genug daran, daß man uns auf das gottloseste verleumdet hat, will auch diese Kreatur ihr Mütchen an mir kühlen? Wie? Am Begräbnistage meines Mannes, nachdem sie eben an meinem gastlichen Tische gesessen hat, jagt sie mich aus der Wohnung, auf die Straße, mit den vaterlosen Waisen? Ja, wo soll ich denn bleiben?" stöhnte das arme Weib schluchzend und keuchend. „O Gott!" rief sie auf einmal, und ihre Augen funkelten, „gibt es denn keine Gerechtigkeit? Wenn du uns arme Verlassene nicht schützest, wen willst du denn dann schützen? Aber wir wollen einmal sehen! Es gibt noch Recht und Gerechtigkeit auf der Welt, und ich werde sie zu finden wissen! Und sofort! Warte nur, du gottloses Geschöpf! Polenka, bleibe bei den Kindern; ich komme bald wieder. Wartet auf mich,

wenns nicht anders ist, auf der Straße! Wir wollen doch einmal sehen, ob es noch Gerechtigkeit auf der Welt gibt!"

Katerina Iwanowna warf dasselbe grüne Tuch von drap de dame um den Kopf, das der verstorbene Marmeladow in seiner Erzählung Raskolnikow gegenüber erwähnt hatte, drängte sich durch den wüsten, betrunkenen Schwarm der Gäste hindurch, die noch immer das Zimmer erfüllten, und lief weinend und wehklagend auf die Straße hinaus, in der festen Absicht, irgendwo sofort unter allen Umständen und um jeden Preis Gerechtigkeit zu finden. Polenka verkroch sich in ihrer Angst mit den Kindern in die Ecke auf den Kasten, umschlang, am ganzen Leibe zitternd, die beiden Kleinen und wartete so auf die Rückkehr der Mutter. Amalia Iwanowna tobte im Zimmer umher, kreischte, jammerte, schleuderte alles, was ihr in die Hände kam, auf den Fußboden und vollführte einen greulichen Spektakel. Die Mieter schrien durcheinander: manche redeten über das Vorgefallene, soweit sie es verstanden hatten; andere zankten sich und schimpften einander; einige fingen an zu singen.

„Jetzt wird es auch für mich Zeit," dachte Raskolnikow. „Nun wollen wir einmal sehen, Sofja Semjonowna, was Sie jetzt sagen werden!"

Er ging nach Sofjas Wohnung.

IV

Raskolnikow war ein energischer und mutiger Fürsprecher Sofjas gegen Luschin gewesen, trotzdem er so viel eigne Angst und eignes Leid in seiner Seele mit sich herumtrug. Aber nach alledem, was er am Vormittag durchgemacht hatte, war er ordentlich erfreut gewesen über die Gelegenheit, an die Stelle der ihm unerträglich gewordenen Empfindungen andere setzen

zu können, ganz abgesehen von der persönlichen, herzlichen Teilnahme, die ihn zu seinem Eintreten für Sofja veranlaßt hatte. Dabei hatte er jedoch fortwährend an die bevorstehende Zusammenkunft mit Sofja denken müssen, und dieser Gedanke hatte ihn zeitweise schrecklich beunruhigt; er mußte, mußte ihr sagen, wer Lisaweta ermordet hatte, ahnte im voraus, welche schreckliche Qual ihm dies bereiten würde, und sträubte sich gegen diese Qual gleichsam mit vorgestreckten Händen. Als er Katerina Iwanownas Wohnung verließ und ausrief: „Nun, was werden Sie jetzt sagen, Sofja Semjonowna?" da befand er sich offenbar noch in einem Zustande äußerlicher Erregung; er fühlte sich mutig, kampflustig und stolz auf den Sieg, den er soeben über Luschin davongetragen hatte. Aber es ging ihm seltsam. Als er zu Kapernaumows Wohnung gelangt war, merkte er, daß ihn eine plötzliche Schwäche und Furcht überkam. Unschlüssig blieb er vor der Tür stehen und legte sich die sonderbare Frage vor: „Ist es wirklich notwendig, daß ich sage, wer Lisaweta ermordet hat?" Sonderbar war die Frage allerdings, weil er gleichzeitig fühlte, daß nicht nur ein Verschweigen, sondern selbst ein Aufschub, auch nur auf kurze Zeit, geradezu unmöglich sei. Er wußte nicht, warum das unmöglich sei, er fühlte es nur, und dieses qualvolle Bewußtsein seiner Schwäche gegenüber der Notwendigkeit drückte ihn ganz nieder. Um dem Schwanken und der Qual ein Ende zu machen, öffnete er schnell die Tür und suchte von der Schwelle aus mit seinen Blicken Sofja. Sie saß an dem Tischchen, hatte die Ellbogen darauf gestützt und hielt ihr Gesicht in den Händen verborgen; aber als sie Raskolnikow erblickte, stand sie schnell auf und kam ihm entgegen, als ob sie ihn erwartet hätte.

„Was wäre ohne Sie aus mir geworden!" sagte sie hastig, als sie in der Mitte des Zimmers mit ihm zusammentraf.

Offenbar hatte sie lebhaft gewünscht, ihm dies so bald als möglich zu sagen, und eben deshalb auf ihn gewartet.

Raskolnikow trat an den Tisch und setzte sich auf den Stuhl, von dem sie soeben aufgestanden war. Sie stellte sich zwei Schritte entfernt vor ihn hin, genau wie tags zuvor.

„Nicht wahr, Sofja?" sagte er und spürte auf einmal, daß ihm die Stimme bebte. „Diese ganze Anschuldigung war doch nur ‚infolge Ihrer gesellschaftlichen Stellung und der damit verknüpften Gewohnheiten' möglich. Haben Sie das vorhin verstanden?"

Ein tiefschmerzlicher Ausdruck überzog ihr Gesicht.

„Ach, sprechen Sie doch nicht zu mir so wie gestern!" unterbrach sie ihn. „Bitte, fangen Sie nicht von neuem davon an. Die Qual ist so schon groß genug . . ."

Sie lächelte, so schnell sie es vermochte, aus Furcht, daß dieser Vorwurf vielleicht sein Mißfallen erregen könnte.

„Es war dumm von mir," fuhr sie fort, „daß ich von dort wegging. Wie mag es da jetzt zugehen? Ich wollte eben wieder hingehen; aber ich dachte immer, daß . . . daß Sie herkommen würden."

Er erzählte ihr, daß Amalia Iwanowna die Familie aus der Wohnung hinauswerfe und daß Katerina Iwanowna weggelaufen sei, um „Gerechtigkeit zu suchen".

„Ach, mein Gott!" rief Sofja erschrocken. „Wir wollen schnell hingehen . . ."

Sie griff nach ihrer Mantille.

„Immer dieselbe Geschichte!" rief Raskolnikow in gereiztem Tone. „Sie haben für niemand Gedanken als für Ihre Angehörigen! Bleiben Sie jetzt doch bei mir!"

„Aber . . . was wird aus Katerina Iwanowna?"

„Katerina Iwanowna wird Ihnen sicher nicht davonlaufen;

die wird schon von selbst zu Ihnen kommen, da sie einmal von Hause weggerannt ist," fügte er mürrisch hinzu. „Und wenn sie Sie dann hier nicht trifft, so sind Sie daran schuld ..."

Sofja setzte sich in qualvoller Unschlüssigkeit auf einen Stuhl. Raskolnikow schwieg, blickte auf den Fußboden und sann über etwas nach.

„Allerdings hat es Luschin jetzt nicht gewollt," begann er, ohne Sofja anzublicken. „Wenn er es aber gewollt hätte oder es irgendwie in seine Pläne hineingepaßt hätte, so würde er Sie ohne mein und Lebesjatnikows zufälliges Dazwischenkommen ins Gefängnis gebracht haben. Nicht wahr?"

„Ja," sagte sie mit schwacher Stimme. „Ja!" wiederholte sie zerstreut und unruhig.

„Und es wäre doch sehr leicht möglich gewesen, daß ich nicht da war. Und was nun gar Lebesjatnikow betrifft, so kam der nur ganz zufällig dazu."

Sofja schwieg.

„Nun, und wenn Sie ins Gefängnis gekommen wären, was dann? Erinnern Sie sich an das, was ich gestern zu Ihnen sagte?"

Sie antwortete wieder nicht. Er wartete ein Weilchen.

„Ich dachte schon, Sie würden wieder aufschreien: ‚Ach, sagen Sie doch so etwas nicht, hören Sie auf!'" spottete Raskolnikow, aber es klang gekünstelt. „Nun, Sie schweigen wieder?" fragte er nach einer kleinen Pause. „Wir müssen doch über irgend etwas miteinander reden. Da wäre es mir nun gerade interessant, zu sehen, wie Sie jetzt eine ‚Frage' (um Lebesjatnikows Ausdruck zu gebrauchen) lösen würden." Er schien in Verwirrung zu geraten. „Nein, wirklich, ich rede im Ernst. Stellen Sie sich einmal vor, Sofja, Sie wüßten alle Absichten Luschins vorher, Sie wüßten, wüßten sicher, daß Katerina Iwanowna und die Kinder

durch die Verwirklichung dieser Absichten völlig zugrunde gerichtet werden würden (nebenbei auch Sie selbst; aber da Sie sich selbst für nichts achten, so erwähne ich Sie eben nur nebenbei), auch Polenka, denn sie würde ja diesen selben Weg einschlagen müssen. Nun also: wenn Sie dann darüber zu entscheiden hätten, ob er am Leben bleiben solle oder jene, ich meine, ob Katerina Iwanowna sterben oder Luschin durch den Tod an der Verübung seiner Schändlichkeiten gehindert werden solle, wie würden Sie dann entscheiden? Wer von ihnen soll sterben? Das frage ich Sie!"

Sofja sah ihn beunruhigt an; sie glaubte, daß bei dieser unsicheren, weit ausholenden Rede irgend etwas Besonderes im Hintergrunde verborgen sei.

„Es ahnte mir schon, daß Sie nach so etwas fragen würden," sagte sie und blickte ihn forschend an.

„Schön, meinetwegen; aber wie würden Sie entscheiden?"

„Warum fragen Sie nach etwas, was doch ganz unmöglich ist?" erwiderte Sofja mit sichtlichem Widerstreben.

„Also ist es besser, daß Luschin am Leben bleibt und seine Schändlichkeiten verübt? Wagen Sie auch darauf keine bestimmte Antwort zu geben?"

„Ich kenne doch Gottes Ratschlüsse nicht ... Wozu fragen Sie Dinge, auf die es doch keine Antwort gibt? Wozu diese nutzlosen Fragen? Wie könnte der Fall eintreten, daß so etwas von meiner Entscheidung abhinge? Und wer hat mich hier zum Richter darüber gesetzt, wer leben bleiben soll, und wer nicht leben bleiben soll?"

„Ja, wenn Sie Gottes Ratschluß da mit hineinmengen, dann ist freilich nichts zu machen," murmelte Raskolnikow grimmig.

„Sagen Sie doch lieber offen, was Sie eigentlich wollen!" rief Sofja schmerzlich. „Sie zielen wieder auf irgend etwas hin.

... Sind Sie denn nur darum hergekommen, um mich zu quälen?"

Sie konnte sich nicht mehr halten und brach in bittere Tränen aus. Düster und gramvoll blickte er sie an. So vergingen wohl fünf Minuten.

„Du hast recht, Sofja!" sagte er endlich leise.

Er war plötzlich ein ganz anderer geworden. Der gemachte, freche und trotz des Gefühls der Kraftlosigkeit herausfordernde Ton war verschwunden. Selbst seine Stimme war auf einmal schwächer geworden.

„Ich habe dir gestern selbst gesagt, ich würde nicht herkommen, um dich um Verzeihung zu bitten, und doch habe ich eigentlich gleich damit begonnen, um Verzeihung zu bitten ... Denn was ich da von Luschin und Gottes Ratschluß sagte, das war in meinem Interesse gesprochen ... Darin lag eine Bitte um Verzeihung, Sofja ..."

Er wollte lächeln; aber nur ein kraftloser, unvollendeter Ansatz zu einem Lächeln wurde auf seinem blassen Gesichte sichtbar. Er ließ den Kopf sinken und verbarg das Gesicht in den Händen.

Und plötzlich erfüllte ein seltsames, unerwartetes Gefühl sein Herz, eine Art von grimmigem Hasse gegen Sofja. Selbst erstaunt und erschrocken über dieses Gefühl, hob er schnell den Kopf in die Höhe und blickte sie forschend an; aber er begegnete ihrem verstörten Blicke, der in qualvoller Sorge auf ihn gerichtet war; heiße Liebe sprach aus diesem Blicke, und sein scheinbarer Haß verschwand wie ein Gespenst. Es war nicht Haß gewesen; er hatte ein Gefühl für ein anderes gehalten. Die Ursache war nur gewesen, daß jetzt der verhängnisvolle Augenblick gekommen war.

Wieder bedeckte er sein Gesicht mit den Händen und ließ den Kopf sinken. Plötzlich überzog eine Blässe sein Gesicht; er stand

vom Stuhle auf, sah Sofja an und setzte sich, ohne ein Wort zu reden und ohne selbst zu wissen, was er tat, auf ihr Bett.

Dieser Augenblick hatte für seine Empfindung eine entsetzliche Ähnlichkeit mit jenem Augenblicke, als er hinter der Alten stand, bereits das Beil aus der Schlinge losgemacht hatte und sich sagte, daß nun keine Sekunde mehr zu verlieren sei.

„Was ist Ihnen?“ fragte Sofja, der ganz bange geworden war.

Er konnte kein Wort hervorbringen. Den Hergang bei der Eröffnung, die er ihr machen wollte, hatte er sich ganz, ganz anders im voraus vorgestellt gehabt und begriff selbst nicht, was jetzt in ihm vorging. Sie ging leise zu ihm hin, setzte sich neben ihn auf das Bett und wartete, ohne die Augen von ihm abzuwenden. Ihr Herz schlug heftig und drohte zu zerspringen. Die Lage wurde unerträglich; er wandte sein totenblasses Gesicht zu ihr hin; seine Lippen verzogen sich kraftlos in dem Bemühen, ein Wort herauszubringen. Sofja wurde von Entsetzen gepackt.

„Was ist Ihnen?“ fragte sie noch einmal und bog sich dabei ein wenig von ihm weg.

„Nichts, Sofja! Ängstige dich nicht . . . Unsinn! Wirklich, wenn man es vernünftig überlegt, es ist Unsinn!“ murmelte er mit der Miene eines Fieberkranken, der von sich nichts weiß. „Warum bin ich eigentlich hergekommen, wenn ich dich doch nur quälen will?“ fügte er plötzlich hinzu und blickte sie an. „Wirklich, warum? Das frage ich mich fortwährend, Sofja . . .“

Er hatte sich diese Frage vor einer Viertelstunde vielleicht tatsächlich vorgelegt; aber jetzt redete er das in völliger Kraftlosigkeit nur so hin; er wußte kaum von sich selbst und fühlte ein unaufhörliches Zittern und Frösteln im ganzen Körper.

„Ach, wie schwer Sie leiden!“ sagte sie mit schmerzlicher Teilnahme, indem sie ihn betrachtete.

„Es ist ja alles Unsinn! . . . Also höre mal, Sofja,“ er lächelte

wieder (so ein blasses, mattes Lächeln von ganz kurzer Dauer), „erinnerst du dich, was ich dir gestern sagen wollte?"

Sofja wartete in großer Unruhe.

„Ich sagte zu dir beim Fortgehen, daß ich vielleicht für immer von dir Abschied nähme; wenn ich aber heute wiederkäme, so würde ich dir sagen, ... wer Lisaweta ermordet hat."

Sie begann am ganzen Leibe zu zittern.

„Nun, also ich bin hergekommen, um es dir zu sagen."

„Haben Sie das wirklich gestern ...", flüsterte sie mit Anstrengung. „Woher wissen Sie es denn?" fragte sie hastig, als sammelte sie auf einmal wieder ihre Gedanken.

Ihr Atem ging schwer; ihr Gesicht wurde immer blasser und blasser.

„Ich weiß es."

Sie schwieg etwa eine Minute lang.

„Hat man ihn herausbekommen?" fragte sie schüchtern.

„Nein, man hat ihn nicht herausbekommen."

„Wie können Sie denn dann wissen, wer es gewesen ist?" fragte sie wieder kaum hörbar und wieder nach einem Schweigen, das fast eine Minute dauerte.

Er wandte sich zu ihr um und blickte sie scharf und unverwandt an.

„Rate!" antwortete er mit dem früheren verzerrten, matten Lächeln.

Krampfhafte Zuckungen liefen durch ihren ganzen Körper.

„Warum ... warum ... erschrecken Sie mich ... denn so?" fragte sie und lächelte dabei wie ein Kind.

„Ich muß doch wohl sehr nahe befreundet mit ihm sein, ... da ich es weiß," fuhr Raskolnikow fort und sah ihr dabei unausgesetzt ins Gesicht, als könnte er seine Augen gar nicht von ihr abwenden. „Er wollte diese Lisaweta ... nicht ermorden.

... Er hat sie ... nur zufällig ermordet ... Er wollte bloß die alte Frau ermorden, ... weil er wußte, daß sie allein war, ... darum war er hingegangen ... Und da kam Lisaweta dazu ... Da ermordete er auch sie."

Es verging noch eine entsetzliche Minute; beide sahen einander an.

„Du kannst es also nicht raten?" fragte er auf einmal mit einer Empfindung, als ob er sich von einem Turme herabstürzte.

„N—nein," flüsterte Sofja kaum hörbar.

„Sieh einmal ordentlich her!"

Sobald er das gesagt hatte, ließ eine Empfindung, die er schon von früher her kannte, ihm plötzlich wieder das Herz zu Eis erstarren: er blickte sie an, und es war ihm auf einmal, als sähe er in ihrem Gesichte das Gesicht Lisawetas. Er erinnerte sich deutlich an Lisawetas Gesichtsausdruck, als er damals mit dem Beile auf sie zutrat und sie vor ihm nach der Wand zurückwich, die Hand ein wenig vorstreckend, mit einem geradezu kinderhaften Ausdruck von Angst im Gesicht, ganz genau wie kleine Kinder, die, auf einmal etwas in Furcht versetzt, den Gegenstand ihrer Furcht starr und ängstlich anblicken, zurückweichen und, die Händchen vorstreckend, zu weinen anfangen. Fast ganz ebenso ging es jetzt bei Sofja. Ebenso kraftlos, mit der gleichen Angst sah sie ihn eine Weile an; dann streckte sie auf einmal die linke Hand vor, berührte ganz leise, wie abwehrend, mit den Fingern seine Brust und begann ganz langsam sich vom Bette zu erheben, wobei sie immer mehr vor ihm zurückwich und ihr auf ihn gerichteter Blick immer starrer wurde. Ihr Entsetzen teilte sich auch ihm mit: ganz dieselbe Angst zeigte sich auch auf seinem Gesichte, und er schaute sie ganz ebenso an, beinahe sogar mit dem gleichen kinderhaften Lächeln.

„Hast du es geraten?" flüsterte er endlich.

„O Gott!" rang sich ein furchtbarer Klageschrei aus ihrer Brust. Kraftlos sank sie auf das Bett zurück, mit dem Gesicht in die Kissen. Aber im nächsten Augenblick richtete sie sich schnell wieder auf, rückte ihm eilig näher, ergriff seine beiden Hände, drückte sie mit ihren dünnen Fingerchen, so fest sie konnte, und sah ihm wieder starr, als könnte sie die Augen gar nicht von ihm losbekommen, ins Gesicht. Mit diesem letzten, verzweiflungsvollen Blicke wollte sie die letzte Hoffnungsmöglichkeit, falls es eine solche noch für sie gäbe, erspähen und erhaschen. Aber es war nichts mehr zu hoffen; es blieb kein Zweifel übrig; alles war so, wirklich so! Selbst nachher, in späteren Zeiten, wenn sie sich an diesen Augenblick erinnerte, erschien es ihr seltsam und wunderbar, woran sie eigentlich damals sofort mit solcher Sicherheit gesehen habe, daß keinerlei Zweifel mehr bestehen könne. Sie konnte gewiß nicht sagen, daß sie etwas Derartiges vorhergeahnt hätte. Und doch hatte sie jetzt, nachdem er ihr eben erst diese Mitteilung gemacht hatte, das Gefühl, als hätte sie tatsächlich gerade dies vorhergeahnt.

„Laß es genug sein, Sofja, hör auf! Quäle mich nicht!" bat er in tiefstem Schmerze.

Er hatte ihr die Eröffnung in ganz, ganz anderer Weise machen wollen, und nun war es so gekommen.

Wie von Sinnen sprang sie auf und ging händeringend bis in die Mitte des Zimmers; aber dann wendete sie sich schnell um und setzte sich wieder neben ihn, so daß ihre Schulter fast die seine berührte. Plötzlich fuhr sie zusammen, wie wenn ihr jemand einen heftigen Stich versetzt hätte, schrie auf und warf sich, ohne selbst zu wissen, warum sie das tat, vor ihm auf die Knie.

„Wie haben Sie, Sie das übers Herz bringen können!" rief sie in Verzweiflung.

Sie sprang von den Knien auf, fiel ihm um den Hals, umschlang ihn und drückte ihn mit ihren Armen fest an sich.

Raskolnikow machte sich von ihr los und blickte sie mit trübem Lächeln an.

„Wie sonderbar du bist, Sofja! Du umarmst und küßt mich, nachdem ich dir das von mir gesagt habe. Du weißt wohl gar nicht, was du tust."

„Nein, nein, auf der ganzen Welt gibt es jetzt keinen unglücklicheren Menschen als dich!" rief sie wie eine Rasende, ohne seine Bemerkung gehört zu haben, und brach dann in ein schluchzendes Weinen aus, das sie krampfhaft schüttelte.

Ein Gefühl, das er seit langer Zeit nicht mehr gekannt hatte, flutete wie eine mächtige Welle in sein Herz hinein und machte es weich und milde. Er widerstrebte diesem Gefühle nicht: zwei Tränen quollen aus seinen Augen und blieben an den Wimpern hängen.

„Du willst mich also nicht verlassen, Sofja?" sagte er und blickte sie mit einem Schimmer von Hoffnung an.

„Nein, nein, nie und nirgend!" rief Sofja. „Ich folge dir, ich folge dir überallhin! O Gott! . . . Ach, ich Unglückliche! . . . Und warum, warum habe ich dich nicht früher gekannt? Warum bist du nicht früher gekommen? O Gott!"

„Nun, jetzt bin ich doch gekommen."

„Jetzt! O, was ist jetzt zu tun! . . . Wir bleiben zusammen, wir bleiben zusammen!" rief sie wie von Sinnen und umarmte ihn von neuem. „Ich gehe mit dir zusammen zur Zwangsarbeit nach Sibirien!"

Es gab ihm einen plötzlichen Ruck; das frühere verächtliche, hochmütige Lächeln trat auf seine Lippen.

„Vielleicht beabsichtige ich noch gar nicht in die Zwangsarbeit zu gehen, Sofja," sagte er.

Sofja sah ihn schnell an.

Nach dem ersten Sturm leidenschaftlichen, qualvollen Mitgefühls mit dem Unglücklichen erschreckte sie nun wieder die furchtbare Vorstellung von dem Morde. In dem veränderten Tone, in dem er die letzten Worte gesprochen hatte, hörte sie den Mörder. Erstaunt blickte sie ihn an. Sie wußte von der Tat noch gar nichts weiter, weder warum, noch wie, noch wozu er sie begangen hatte. Jetzt blitzten alle diese Fragen auf einmal in ihrem Bewußtsein auf. Und damit zugleich kam wieder der ungläubige Zweifel: „Er ein Mörder? Er? War das denn möglich?"

„Was ist denn nur? Wo bin ich denn?" sagte sie in tiefer Benommenheit, als ob sie noch gar nicht zu sich gekommen wäre. „Wie haben Sie, ein Mensch wie Sie, ... wie haben Sie sich nur zu so etwas entschließen können? Wie ist das möglich?"

„Nun, um zu rauben! Hör auf, Sofja!" antwortete er müde und mit einem Beiklang von Ärger.

Sofja stand wie betäubt da; aber plötzlich rief sie:

„Du warst hungrig! Du ... du wolltest deiner Mutter helfen? Ja?"

„Nein, Sofja, nein," murmelte er und ließ den Kopf sinken, „ich war nicht so hungrig, ... meiner Mutter wollte ich allerdings helfen, aber ... auch das war nicht der eigentliche Grund. ... Quäle mich nicht, Sofja."

Sofja schlug die Hände zusammen.

„Ist denn das alles wirklich, wirklich wahr? O Gott, wie entsetzlich! Wer kann das glauben? ... Und wie stimmt das zusammen: Sie geben selbst Ihr Letztes fort, und Sie haben gemordet, um zu rauben! O!" schrie sie plötzlich auf. „Das Geld, das Sie Katerina Iwanowna gegeben haben, ... o Gott, ... war das auch ... war das auch ...?"

„Nein, Sofja," unterbrach er sie schnell, „dieses Geld stammte nicht daher; darüber magst du dich beruhigen! Dieses Geld hatte mir meine Mutter durch Vermittlung eines Kaufmanns geschickt, und ich hatte es erhalten, während ich krank lag, an demselben Tage, an dem ich es dann fortgegeben habe . . . Rasumichin hat es gesehen; er hat es sogar für mich in Empfang genommen. Dieses Geld war mein; es gehörte mir, war mein rechtmäßiges Eigentum."

Sofja hörte ihm verständnislos zu und strengte ihren Kopf an, um die Sache zu begreifen.

„Jenes andere Geld . . . ich weiß übrigens gar nicht einmal, ob auch Geld dabei war," fügte er leise und wie nachsinnend hinzu, „ich habe ihr damals einen Beutel, den sie am Halse trug, weggenommen, einen ledernen Beutel, er war ganz voll und prall, . . . aber ich habe nicht hineingesehen; ich hatte wohl keine Zeit dazu. Nun, und die Wertsachen, allerlei Knöpfchen und Ketten, . . . all diese Sachen und den Beutel habe ich auf einem fremden Hofe am Wosnesenski-Prospekt unter einem Steine verborgen, gleich am andern Morgen . . . Da liegt auch jetzt noch alles . . ."

Sofja hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Aber warum sagten Sie denn . . . wie können Sie denn sagen, Sie hätten es getan, um zu rauben, und doch haben Sie gar nichts für sich behalten?" fragte sie schnell; sie griff gleichsam nach einem Strohhalm.

„Ich weiß noch nicht, . . . ich habe mich noch nicht entschieden, . . . ob ich dieses Geld nehmen soll oder nicht," antwortete er, wieder wie nachsinnend; aber plötzlich kam er zu sich und lachte hastig und kurz auf. „Ach, was für eine Dummheit habe ich da eben hingeredet, nicht wahr?"

Durch Sofjas Kopf zuckte der Gedanke: „Ist er auch nicht etwa

gar irrsinnig?" Aber sie wies diesen Gedanken sofort wieder von sich: „Nein, dies hier muß etwas anderes sein." Aber was hier eigentlich vorlag, das verstand sie nicht, schlechterdings nicht!

„Weißt du, Sofja," sagte er plötzlich wie infolge einer Eingebung, „ich will dir etwas sagen: wenn ich nur deshalbgemordet hätte, weil ich hungrig war" (er betonte jedes einzelne Wort und sah sie mit einem rätselhaften, aber innigen Blicke an), „dann wäre ich jetzt glücklich! Das kannst du mir glauben! . . . Und was hättest du denn davon, was hättest du denn davon," rief er einen Augenblick darauf wie verzweifelt, „wenn ich jetzt ohne weiteres zugäbe, schlecht gehandelt zu haben? Was hättest du von diesem törichten Triumphe über mich? Ach, Sofja, bin ich denn deshalb jetzt zu dir gekommen?"

Sofja wollte wieder etwas sagen; aber sie schwieg.

„Darum forderte ich dich auch gestern auf, mit mir zu gehen, weil du der einzige Mensch bist, der mir noch geblieben ist."

„Wohin soll ich denn mitgehen?" fragte Sofja.

„Nicht zum Stehlen und Morden, sei unbesorgt, nicht zu solchen Dingen," erwiderte er bitter lächelnd. „Wir sind zu verschiedene Naturen . . . Und weißt du, Sofja, ich habe erst jetzt, erst in diesem Augenblicke begriffen, wohin ich dich eigentlich gestern aufforderte mitzukommen! Gestern aber, als ich dich aufforderte, wußte ich selbst nicht, wohin. Nur eins hatte ich bei meiner Bitte gestern und bei meinem Kommen heute im Auge: verlaß mich nicht. Du wirst mich nicht verlassen, Sofja?"

Sie drückte ihm die Hand.

„Warum habe ich es ihr nur gesagt, warum habe ich es ihr nur entdeckt!" rief er einen Augenblick darauf ganz verzweifelt aus und sah sie mit grenzenloser Qual an. „Nun erwartest du Erklärungen von mir, Sofja; nun sitzest du da und wartest; das sehe ich; aber was soll ich dir sagen? Es wird dir ja doch

nichts davon begreiflich sein; du wirst dich nur zu Tode grämen . . . um meinetwillen! Siehst du, nun weinst du und umarmst mich wieder, — warum umarmst du mich denn? Weil ich selbst die Last nicht länger zu ertragen vermochte und herkam, um sie einem andern auf die Schultern zu bürden: ‚Leide auch du, davon wird mir leichter werden!' Und kannst du einen solchen Schurken lieben?"

„Leidest du denn nicht auch Qualen?" rief Sofja.

Wieder flutete eben jenes Gefühl wie eine gewaltige Woge in sein Herz hinein und machte es wieder für einen Augenblick sanft und weich.

„Sofja, ich habe ein böses Herz; beachte das wohl, daraus erklärt sich vieles. Ich bin auch nur darum hergekommen, weil ich ein böser Mensch bin. Mancher wäre nicht hergekommen. Ich aber bin ein Feigling und . . . ein Schurke! Aber . . . lassen wir das. Um all das handelt es sich jetzt nicht . . . Ich muß jetzt reden und weiß nicht, wie ich anfangen soll . . ."

Er hielt inne und überlegte.

„Ja, wir beide sind zu verschiedene Naturen!" rief er wieder. „Wir passen nicht zueinander. Warum, ja warum bin ich nur hergekommen! Das kann ich mir nie verzeihen!"

„Nein, nein, es ist gut, daß du gekommen bist!" rief Sofja. „Es ist besser, daß ich es erfahren habe, viel besser!"

Er schaute sie voll Schmerz an.

„Und was war denn eigentlich der Grund?" sagte er, als ob er mit seiner Überlegung fertig geworden wäre. „Ja, der Grund war der! Höre: ich wollte ein Napoleon werden, darum habe ich einen Mord begangen . . . Nun, ist es dir jetzt verständlich?"

„N—nein," flüsterte Sofja naiv und schüchtern. „Aber sprich nur weiter, sprich nur weiter! Soviel mir nötig ist, werde ich schon davon verstehen!" bat sie ihn.

„Wirst du das? Nun gut, wir wollen sehen!"

Er schwieg und überlegte lange.

„Die Sache ist die: ich legte mir einmal die Frage vor, wenn zum Beispiel Napoleon an meiner Stelle gewesen wäre und, um seine Laufbahn zu beginnen, weder Toulon noch Ägypten noch den Übergang über den St. Bernhard gehabt hätte, sondern wenn statt all dieser schönen, großartigen Dinge einfach nur ein lächerliches altes Weib, eine Registratorwitwe, dagewesen wäre, die er überdies noch hätte ermorden müssen, um aus ihrem Kasten Geld zu entwenden (um der Laufbahn willen, verstehst du?), nun also, hätte er sich dann wohl dazu entschlossen, wenn er auf andre Weise nicht hätte in seine Laufbahn eintreten können? Würde ihm dieses Mittel zuwider gewesen sein, weil es gar zu wenig großartig und ... und weil es sündhaft wäre? Ich muß dir gestehen, daß ich mich mit dieser ‚Frage' schrecklich lange abgequält habe, so daß ich, als ich schließlich die Lösung fand (ich fand sie ganz plötzlich), mich meiner Schwerfälligkeit schämte. Die Lösung war aber die: das Mittel wäre ihm nicht nur nicht zuwider gewesen, sondern er wäre überhaupt nicht einmal auf den Gedanken gekommen, daß diese Tat nicht großartig sei, ... er hätte gar nicht verstanden, was einem daran zuwider sein könnte. Und wenn er auf keine andre Weise in seine Laufbahn hätte eintreten können, so hätte er die Alte abgewürgt, ehe sie auch nur einen Laut hätte von sich geben können, ohne alles Bedenken! Nun, und da ... ließ auch ich meine Bedenken fallen, ... ich tötete sie ... nach dem Beispiele einer solchen Autorität. So war der Hergang, ganz genau so! Kommt dir das lächerlich vor? Ja, Sofja, das Lächerlichste ist dabei eben dies, daß die Sache wirklich so zuging."

Dem Mädchen kam es ganz und gar nicht lächerlich vor.

„Sprechen Sie zu mir lieber ganz geradezu, ... ohne Bei-

spiele," bat sie ihn noch schüchterner und mit kaum hörbarer Stimme.

Er wandte sich zu ihr um, blickte sie traurig an und erfaßte ihre Hände.

„Du hast wieder recht, Sofja. Das ist ja alles Unsinn, nur leeres Geschwätz! Siehst du: du weißt ja, daß meine Mutter so gut wie nichts besitzt. Meine Schwester hat eine gute Bildung erhalten (eigentlich hat sich das zufällig so gemacht) und ist nun dazu verurteilt, sich als Gouvernante durchzubringen. All ihre Hoffnungen setzten die beiden auf mich. Ich studierte, konnte mich aber auf der Universität nicht erhalten und sah mich genötigt, vorläufig auszutreten. Und wenn ich mich auch weiter hätte durchschleppen können, so hätte ich doch nur hoffen können, in zehn, zwölf Jahren, falls sich die Umstände günstig gestalteten, Lehrer oder Beamter mit tausend Rubeln Gehalt zu werden ..." (Er sprach, als sagte er eine auswendig gelernte Lektion auf.) „Aber bis dahin wäre meine Mutter vor Kummer und Sorgen zugrunde gegangen, und es wäre mir doch nicht gelungen, ihr ein ruhiges Dasein zu verschaffen, und meine Schwester . . . mit der hätte es noch schlimmer gehen können! . . . Und was ist das für eine Existenz, wenn man sein ganzes Leben lang an allen Freuden vorbeigehen, sich von allen Genüssen abwenden muß, seiner Mutter nicht helfen kann und es sich demütig gefallen lassen muß, daß die Schwester beleidigt wird? Was hat ein solches Leben für einen Zweck? Etwa daß man, nachdem man seine Angehörigen begraben hat, sich neue anschafft, eine Frau und Kinder, und diese dann auch ohne einen Groschen Geld und ohne einen Bissen Brot zurückläßt? Also . . . also da beschloß ich, mich des Geldes der alten Frau zu bemächtigen, um für die nächsten Jahre meine Existenz zu ermöglichen, ohne daß meine Mutter sich für mich abquälen müßte, nämlich um

die Fortsetzung meines Studiums sicherzustellen und mir die ersten Schritte nach Beendigung des Studiums zu erleichtern, — und ich wollte das alles großzügig und in durchgreifender Weise machen, um mir eine völlig neue Lebenslaufbahn zu schaffen und einen neuen Weg einzuschlagen, auf dem ich von niemand abhängig wäre . . . Also . . . also, das ist alles . . . Nun, daß ich die alte Frau ermordete, das war ja selbstverständlich schlecht von mir, . . . genug davon!"

Als er seine Erzählung zu Ende gebracht hatte, war er ganz erschöpft und ließ den Kopf sinken.

„Ach, das ist nicht richtig, das ist nicht richtig," rief Sofja in tiefem Schmerze. „Kann man denn überhaupt so . . Nein, es muß anders gewesen sein, ganz anders!"

„Und doch habe ich dir alles aufrichtig erzählt; ich habe die Wahrheit gesprochen!"

„Wie kann das die Wahrheit sein! O Gott!"

„Ich habe ja doch nur eine Laus getötet, Sofja, eine nutzlose, garstige, schädliche Laus."

„Ein Mensch ist keine Laus!"

„Das weiß ich auch, daß er keine Laus ist," antwortete er und schaute sie sonderbar an. „Übrigens schwatze ich sinnlos, Sofja," fügte er hinzu, „ich rede schon seit langer Zeit so sinnlos . . . Es ist alles nicht richtig; du hast darin ganz recht. Ich hatte ganz andere Beweggründe, ganz andere, ganz andere! . . . Ich habe seit so langer Zeit mit niemand gesprochen, Sofja . . . Der Kopf tut mir jetzt sehr weh."

Seine Augen brannten in fieberhaftem Feuer. Er begann fast irre zu reden; ein unruhiges Lächeln zuckte um seine Lippen. Neben der heftigen seelischen Erregung machte sich bereits eine furchtbare Erschöpfung bemerkbar. Sofja begriff, welche Qual er durchmachte. Auch ihr begann der Kopf wirr und schwindlig

zu werden. Seine sonderbaren Reden, meinte sie, klangen, als ob man etwas davon verstehen könnte; aber doch . . . wie war es nur möglich, wie war es nur möglich! O Gott! In Verzweiflung rang sie die Hände.

„Nein, Sofja, es war nicht richtig!" begann er wieder und hob auf einmal den Kopf in die Höhe, als hätte eine unerwartete neue Richtung, die seine Gedanken genommen, ihm einen frischen Impuls gegeben. „Es war nicht richtig! Stelle dir lieber vor (es ist wirklich besser, wenn du das tust), daß ich ein egoistischer, neidischer, boshafter, schändlicher, rachsüchtiger Mensch sei, nun . . . meinetwegen auch, daß ich zum Irrsinn neige. (Wir wollen gleich alles zusammen nehmen; daß ich vielleicht verrückt wäre, davon haben andre schon früher gesprochen; ich habe es recht wohl bemerkt!) Ich habe dir vorhin gesagt, daß ich mich auf der Universität nicht erhalten konnte. Aber weißt du, gekonnt hätte ich es vielleicht doch. Meine Mutter hätte mir das Geld für die Vorlesungen geschickt, und die Kosten für Schuhzeug, Kleidung und Essen hätte ich mir selbst durch Arbeit verdienen können, sicherlich! Ich konnte Unterricht erteilen; es wurde mir ein halber Rubel für die Stunde geboten. Rasumichin lebt ja auch von seiner Arbeit! Aber ich wurde verbissen und mochte nicht. Geradezu verbissen, das ist der richtige Ausdruck! Ich verkroch mich dann wie eine Spinne in meinen Winkel. Du bist ja in meinem Hundeloch gewesen und hast es gesehen . . . Weißt du wohl, Sofja, daß niedrige Decken und kleine Zimmer Seele und Geist beengen? O, wie ich dieses Hundeloch gehaßt habe! Und trotzdem wollte ich nicht ausgehen. Absichtlich nicht! Ganze Tage lang ging ich nicht aus; ich mochte nicht arbeiten, nicht einmal essen mochte ich; ich lag immer nur da. Wenn mir Nastasja etwas brachte, nun, dann aß ich; brachte sie mir nichts, nun, dann ging der Tag auch so vorüber; aus Verbissenheit bat ich absichtlich um nichts! Da

ich abends kein Licht hatte, lag ich im Dunkeln; aber durch Arbeit mir das Geld zu Licht verdienen, das mochte ich nicht. Ich hätte studieren sollen, aber ich verkaufte meine Bücher, und auf meinem Tische liegt auf meinen Aufsätzen und Kollegienheften auch heute noch der Staub fingerdick! Ich mochte lieber so daliegen und grübeln. Immer grübelte ich, ... und immer hatte ich solche seltsamen Träume, allerlei seltsame Träume, das läßt sich gar nicht erzählen! Aber erst damals tauchte in mir auch der noch unklare Gedanke auf, daß ... Nein, das ist nicht richtig! Ich erzähle wieder falsch! Siehst du, ich fragte mich damals immer: warum bin ich so dumm, daß, wenn andre Leute dumm sind und ihre Dummheit mir ganz genau bekannt ist, ich nicht selbst klüger sein will? Darauf gelangte ich zu der Erkenntnis, Sofja, daß, wenn man warten wollte, bis alle Menschen klug würden, dies doch gar zu lange dauern würde ... Darauf erkannte ich, daß es dazu überhaupt niemals kommen wird, daß die Menschen sich nicht verändern und niemand sie umgestalten kann und der Versuch verlorene Mühe wäre. Ja, das ist nun einmal so! Es ist ein Naturgesetz, daß sie so sind, ... ein Naturgesetz, Sofja! Das ist nun einmal so! ... Und ich weiß jetzt, Sofja, daß, wer kräftig und stark ist an Geist und Verstand, daß der auch der Beherrscher der andern ist! Wer viel wagt, der ist nach ihrer Anschauung auch im Rechte. Wer der Masse dreist entgegentritt, der gilt ihnen als Gesetzgeber, und wer mehr als alle andern wagt, der hat auch das allergrößte Recht! So ist das bisher gewesen, und so wird das immer sein! Man muß blind sein, um das nicht einzusehen!"

Raskolnikow sah Sofja zwar an, während er das sagte, kümmerte sich aber nicht mehr darum, ob sie ihn verstand oder nicht. Das Fieber hatte völlig von ihm Besitz genommen. Er befand sich in einer Art von düsterer Ekstase. Er hatte wirklich allzu lange

mit keinem Menschen geredet. Sofja sah ein, daß diese düsteren Dogmen sein Glaube und sein Gesetz geworden waren.

„Damals wurde es mir klar, Sofja," fuhr er schwärmerisch fort, „daß die Macht nur dem zuteil wird, der es wagt, sich zu bücken und sie aufzuheben. Nur auf eines kommt es an, nur auf eines: wagen muß man! Damals kam mir ein Gedanke, zum erstenmal in meinem Leben, ein Gedanke, den noch niemand jemals vor mir gehabt hat! Niemand! Sonnenklar trat mir auf einmal der Gedanke vor die Seele: wie kommt es, daß bis auf den heutigen Tag noch keiner, der dieses verrückte Gebaren mit ansieht, es gewagt hat oder wagt, ganz einfach dieses Unding von Gesellschaftsordnung am Schwanz zu packen und in die Hölle zu schmettern! Ich ... ich wollte es wagen, und so mordete ich, ... ich wollte nur ein Wagnis unternehmen, Sofja; das war mein ganzer Beweggrund!"

„O, schweigen Sie, schweigen Sie!" rief Sofja und schlug entsetzt die Hände zusammen. „Sie haben sich von Gott losgesagt, und Gott hat Sie gestraft; er hat Sie der Macht des Teufels überliefert! ..."

„Nun ja, da haben wirs, Sofja! Wenn ich da so im Dunkeln lag und all diese Gedanken in mir aufschossen, da hat mich gewiß der Teufel versucht, nicht wahr?"

„Schweigen Sie! Spotten Sie nicht, Sie Gotteslästerer! Nichts, aber auch gar nichts verstehen Sie davon! O Gott! Nie, nie wird er etwas davon verstehen!"

„Still, Sofja, ich spotte gar nicht; ich weiß ja selbst, daß mich der Teufel versuchte. Still, Sofja, still!" wiederholte er düster und mit Nachdruck. „Ich weiß das alles. All das habe ich schon durchdacht und vor mich hingeflüstert, wenn ich damals im Dunkeln so dalag; all das habe ich mit mir selbst bis zum letzten, kleinsten Pünktchen durchdebattiert, und ich weiß das alles, alles!

Und dieses ganze Hin- und Herreden war mir damals so zum Ekel geworden, so zum Ekel! Ich wollte das alles vergessen, Sofja, und einen neuen Anfang machen und das Hin- und Herreden abgetan sein lassen! Und meinst du etwa, daß ich wie ein Dummkopf hingegangen bin, so einfach aufs Geratewohl? Ich bin wie ein kluger Mensch hingegangen, und gerade das ist mir zum Verderben geworden! Denkst du denn, ich hätte beispielsweise nicht gewußt, daß, wenn ich mich überhaupt erst noch fragte und wieder fragte, ob ich auch ein Recht auf den Besitz von Macht hätte, ich eben um dieser Frage willen kein derartiges Recht hatte? Oder daß, wenn ich mir die Frage vorlegte, ob der Mensch eine Laus sei, er für mich eben keine Laus war, sondern daß er nur für denjenigen eine Laus ist, dem eine solche Frage erst gar nicht in den Sinn kommt und der ohne derartige Fragen einfach geradeaus geht? Und wenn ich mich so viele Tage lang mit der Frage abquälte, ob Napoleon wohl hingegangen wäre und es getan hätte oder nicht, da hatte ich ja doch das klare Gefühl, daß ich kein Napoleon bin. Die ganze lange Qual all dieses Hin- und Herdisputierens habe ich ertragen, Sofja, und sehnte mich danach, sie endlich von meinen Schultern abzuschütteln: es verlangte mich, Sofja, ohne Kasuistik zu morden, nur in meinem Interesse zu morden, einzig und allein in meinem Interesse! Auch mich selbst wollte ich in dieser Hinsicht nicht belügen! Nicht um meiner Mutter zu helfen, habe ich gemordet; das ist Unsinn! Ich habe nicht gemordet, um, wenn ich mir die Mittel und die Macht verschafft haben würde, ein Wohltäter der Menschheit zu werden; Unsinn! Ich habe einfach in meinem Interesse gemordet, einzig und allein in meinem Interesse. Ob ich dann irgend jemandes Wohltäter werden oder mein ganzes Leben lang wie eine Spinne andre Wesen in meinem Netze fangen und ihnen den Lebenssaft aussaugen würde, das war

mir in jenem Augenblicke ganz gleichgültig! Auch hatte ich es damals, als ich den Mord beging, Sofja, nicht hauptsächlich auf das Geld abgesehen; das Geld war mir nicht so wichtig wie etwas andres ... Jetzt ist mir das alles deutlich ... Verstehe mich wohl: wenn ich auf demselben Wege weitergegangen wäre, hätte ich dennoch vielleicht nie wieder einen Mord begangen. Was mich zu der Tat trieb, war etwas andres; ich wollte über einen bestimmten Punkt ins klare kommen, und so schnell wie möglich ins klare kommen: Bin ich eine Laus wie alle oder ein Mensch? Bin ich imstande über Hindernisse hinwegzuschreiten oder nicht? Habe ich den Mut, mich zu bücken und die Macht aufzuheben, oder nicht? Bin ich eine zitternde Kreatur, oder habe ich ein Recht ..."

„Ein Recht, zu töten? Sie meinen, Sie haben ein Recht, zu töten?" rief Sofja und schlug wieder die Hände zusammen.

„Ach, Sofja!" begann er in gereiztem Tone; er wollte ihr noch etwas erwidern, unterdrückte es aber geringschätzig. „Unterbrich mich nicht, Sofja! Ich wollte dir nur das eine beweisen, daß der Teufel mich damals dorthin schleppte und mir nach der Tat klarmachte, daß ich kein Recht gehabt hätte, dorthin zu gehen, weil ich ganz ebenso eine Laus sei wie alle. Er hat seinen Spott mit mir getrieben; siehst du, jetzt bin ich nun zu dir gekommen! Nimm mich als Gast auf. Wenn ich nicht eine Laus wäre, würde ich dann etwa zu dir gekommen sein? Höre noch dies: als ich damals zu der Alten ging, kam es mir nur darauf an, einen Versuch zu machen ... Nun weißt du es!"

„Und Sie haben sie ermordet, ermordet!"

„Wie kann man denn das ermorden nennen! Ermordet man denn jemand so? Geht etwa einer, der morden will, so hin, wie ich damals hinging? Ich will dir ein andermal erzählen, wie ich hingegangen bin. Habe ich etwa die alte Frau ermordet?

Mich selbst habe ich ermordet und nicht die alte Frau! Da habe ich mit einem Schlage mich selbst vernichtet, fürs ganze Leben! .... Die alte Frau aber hat der Teufel getötet, nicht ich ... Genug, genug, Sofja, genug! Nun laß mir Ruhe!" rief er plötzlich in krampfhaftem Schmerze. „Laß mir Ruhe!"

Er stützte die Ellbogen auf die Knie und preßte seinen Kopf mit den Handflächen wie mit einer Zange zusammen.

„O, dieses Leid!" stöhnte Sofja qualvoll auf.

„Und nun sage mir: was soll ich jetzt tun?" fragte er, hob plötzlich den Kopf in die Höhe und blickte sie mit einem von Verzweiflung gräßlich verzerrten Gesichte an.

„Was du tun sollst?" rief sie und sprang von ihrem Platze auf; ihre Augen, die bisher voll Tränen gestanden hatten, blitzten auf. „Steh auf!" Sie faßte ihn an der Schulter; er erhob sich und sah sie ganz erstaunt an. „Geh sofort, diesen Augenblick, hin und stelle dich auf einen Kreuzweg; beuge dich nieder und küsse zuerst die Erde, die du besudelt hast, und dann verbeuge dich demütig vor der ganzen Welt, nach allen vier Himmelsrichtungen, und sage dabei jedesmal laut: ‚Ich habe gemordet!' Dann wird dir Gott ein neues Leben gewähren. Wirst du hingehen? Wirst du hingehen?" fragte sie ihn, am ganzen Körper wie in einem Fieberanfall zitternd, ergriff seine beiden Hände, drückte sie fest in den ihrigen und sah ihn mit glühendem Blicke an.

Er war verwundert und geradezu bestürzt über ihre plötzliche Verzücktheit.

„Du sprichst von der Zwangsarbeit, Sofja, wie? Du meinst, ich soll mich selbst anzeigen?"

„Du sollst das Leid auf dich nehmen und dadurch deine Sünde abbüßen; das ists, was du tun mußt."

„Nein, Sofja, ich gehe nicht zu den Behörden hin."

„Aber wie willst du denn sonst weiterleben? Willst du denn

weiterleben mit einer solchen Last?" rief Sofja. „Ist es dir denn jetzt möglich, so zu leben? Wie willst du denn mit deiner Mutter reden? Ach, was wird jetzt aus denen werden! Aber was rede ich! Du hast dich ja schon von deiner Mutter und von deiner Schwester losgesagt, hast sie verlassen! O Gott!" rief sie. „Aber das weißt du ja alles selbst! Wie kann man, wie kann man nur so ohne irgendeinen Menschen leben! Was wird jetzt aus dir werden!"

„Sei kein Kind, Sofja," erwiderte er leise. „Welche Schuld habe ich denn den Behörden gegenüber? Warum soll ich zu denen hingehen? Was soll ich ihnen sagen? Das ist ja alles nur ein leeres Hirngespinst! . . . Sie selbst richten Millionen von Menschen zugrunde und halten das obendrein noch für eine Tugend. Gauner und Schurken sind sie, Sofja! . . . Ich gehe nicht zu ihnen hin. Und was soll ich ihnen sagen? Daß ich einen Mord begangen, aber nicht gewagt habe, das Geld zu behalten, sondern es unter einem Steine versteckt habe?" fügte er bitter lächelnd hinzu. „Dann werden sie mich sogar noch auslachen und sagen: ‚Du bist ein Dummkopf, daß du es nicht behalten hast; ein Feigling und ein Dummkopf!' Sie werden gar kein Verständnis für mein Tun haben, Sofja, und sie sind auch gar nicht wert, es zu verstehen. Warum soll ich zu denen hingehen? Ich gehe nicht hin. Sei kein Kind, Sofja . . ."

„Du wirst dich selbst zu Tode martern, ja, zu Tode martern!" rief sie und streckte in verzweifeltem Flehen die Hände nach ihm aus.

„Vielleicht habe ich mich doch vorhin verleumdet," bemerkte er düster und in Gedanken versunken, „vielleicht bin ich doch ein Mensch und keine Laus und habe es vorhin zu eilig gehabt, mich selbst zu verurteilen. Noch will ich kämpfen."

Ein hochmütiges Lächeln spielte um seine Lippen.

„Eine solche Qual zu erdulden! Und das ganze Leben lang, das ganze Leben lang!"

„Ich werde mich daran gewöhnen . . .", sagte er düster und schwermütig. „Höre," begann er nach einer Weile von neuem, „laß es nun der Tränen genug sein; es wird Zeit, daß wir etwas Praktisches besprechen: ich bin hergekommen, um dir zu sagen, daß man mir auf der Spur ist und mich fangen möchte."

„Ach!" rief Sofja erschrocken.

„Nun, warum schreist du? Du möchtest ja selbst, daß ich in die Zwangsarbeit gehe, und nun erschrickst du? Aber das will ich dir sagen: ich ergebe mich ihnen nicht. Ich will noch mit ihnen kämpfen, und sie werden gegen mich nichts ausrichten. Wirkliche Beweise haben sie nicht. Gestern war ich in großer Gefahr und dachte schon, ich wäre verloren; aber heute hat die Sache eine günstige Wendung genommen. Alle ihre Beweise haben ihre zwei Seiten, das heißt, ich kann ihre Beschuldigungen zu meinem Vorteil wenden, verstehst du? Und das werde ich tun; denn das habe ich jetzt gelernt . . . Aber ins Gefängnis setzen werden sie mich bestimmt. Wäre nicht ein Zufall dazwischengekommen, so hätten sie es vielleicht heute schon getan, oder vielmehr sicher; und vielleicht tun sie es heute noch . . . Aber das ist weiter nicht schlimm, Sofja; ich werde eine Weile sitzen, und dann werden sie mich wieder freilassen müssen; denn sie haben keinen einzigen wirklichen Beweis und werden auch keinen in die Hand bekommen, mein Wort darauf. Und auf Grund des Materials, über das sie verfügen, können sie einen Menschen nicht verurteilen. Nun genug . . . Ich habe dir das bloß sagen wollen, damit du es weißt . . . Was meine Schwester und meine Mutter anlangt, so will ich es so einzurichten suchen, daß sie der Beschuldigung keinen Glauben schenken und sich nicht um mich ängstigen. Übrigens ist meine Schwester jetzt, wie es scheint, gut

versorgt und damit zugleich auch meine Mutter . . . Nun, das ist alles. Sei übrigens vorsichtig. Wirst du zu mir ins Gefängnis kommen, wenn ich sitzen muß?"

„O gewiß, ich komme sicher!"

Sie saßen beide nebeneinander, traurig und niedergeschlagen, als wären sie nach einem Sturm allein von den Wogen an ein menschenleeres Gestade geworfen worden. Er blickte Sofja an und fühlte, wie innig sie ihn liebte, und seltsamerweise war es ihm auf einmal eine drückende, schmerzliche Empfindung, sich so geliebt zu wissen. Ja, es war eine seltsame, furchtbare Empfindung! Als er zu Sofja hingegangen war, da war es ihm gewesen, als beruhe auf ihr seine ganze Hoffnung und Rettung; er hatte gemeint, sich wenigstens einen Teil seiner Qualen von der Seele wälzen zu können, — und jetzt, wo ihr ganzes Herz sich ihm zugewandt hatte, fühlte und erkannte er auf einmal, daß er unvergleichlich viel unglücklicher geworden war als vorher.

„Sofja," sagte er, „komm lieber nicht zu mir, wenn ich im Gefängnis bin."

Sofja antwortete nicht; sie weinte. So vergingen einige Minuten.

„Trägst du ein Kreuz?" fragte sie ihn unvermittelt, als wenn ihr das soeben eingefallen wäre.

Er verstand die Frage nicht sofort.

„Nein? Also nein? — Da, nimm dieses hier; es ist von Zypressenholz. Ich habe noch ein andres, ein kupfernes, das habe ich von Lisaweta bekommen. Ich und Lisaweta, wir haben getauscht: sie hat mir ein Kreuz gegeben und ich ihr ein Heiligenbildchen. Ich werde nun Lisawetas Kreuz tragen, und dieses hier soll für dich sein. Nimm nur, . . . es ist ja meines!" bat sie ihn. „Wir werden ja den Leidensweg zusammen gehen; so wollen wir denn auch zusammen das Kreuz tragen!"

„Gib es her!“ sagte Raskolnikow.

Es wäre ihm schmerzlich gewesen, sie zu betrüben. Aber er zog die Hand, die er schon nach dem Kreuze ausgestreckt hatte, sogleich wieder zurück.

„Jetzt nicht, Sofja. Lieber später,“ fügte er hinzu, um sie zu beruhigen.

„Ja, ja, später, das wird besser sein!“ stimmte sie ihm mit Wärme und Lebhaftigkeit bei. „Wenn du das Leid auf dich nehmen wirst, dann lege das Kreuz an. Dann komm zu mir, ich werde es dir umhängen, und dann wollen wir beten und unsern Weg wandeln.“

In diesem Augenblicke wurde dreimal an die Tür geklopft.

„Sofja Semjonowna, darf ich eintreten?“ fragte eine sehr bekannte, höfliche Stimme.

Sofja lief erschrocken zur Tür. Herrn Lebesjatnikows hellblonder Kopf blickte in das Zimmer herein.

V

Lebesjatnikow sah sehr aufgeregt aus.

„Ich komme zu Ihnen, Sofja Semjonowna. Entschuldigen Sie! ... Ich dachte mir schon, daß ich auch Sie hier treffen würde,“ fuhr er, zu Raskolnikow gewendet, fort, „das heißt, ich dachte durchaus nichts ... Derartiges, ... sondern ich dachte nur ... Da bei uns ist Katerina Iwanowna plötzlich irrsinnig geworden,“ sagte er kurz und hastig, indem er sich von Raskolnikow an Sofja wendete.

Sofja schrie auf.

„Das heißt, wenigstens scheint es so. Indessen ... Wir wissen gar nicht, was wir machen sollen, sehen Sie! Sie kam zurück, — sie war, wie es schien, irgendwo aus dem Hause gejagt, vielleicht sogar geschlagen worden, ... wenigstens scheint es so ... Sie

war zu dem Chef des verstorbenen Semjon Sacharowitsch gelaufen, hatte ihn aber nicht zu Hause getroffen; er war bei einer andern Exzellenz zum Diner ... Und denken Sie sich, sie rannte dann ohne weiteres dorthin, wo das Diner stattfand, ... zu der andern Exzellenz, und denken Sie sich nur, sie setzte es durch ihre Hartnäckigkeit durch, daß man ihr Semjon Sacharowitschs früheren Chef herausrief, sogar vom Tische weg, wie es scheint. Sie können sich denken, was dann für eine Szene folgte. Sie wurde natürlich hinausgejagt; nach ihrer eigenen Darstellung hat sie den Chef geschimpft und mit irgend etwas nach ihm geworfen. Zuzutrauen ist es ihr sehr wohl ... Daß man sie nicht festgenommen hat, ist mir unbegreiflich! Jetzt erzählt sie die Geschichte allen Leuten, auch der Wirtin Amalia Iwanowna; aber es ist schwer, daraus klug zu wreden, denn sie schreit und gebärdet sich wie rasend ... Ach ja: sie schreit, da sie jetzt von allen verlassen sei, so werde sie die Kinder nehmen und mit ihnen auf die Straße gehen; sie werde einen Leierkasten drehen, und die Kinder sollten singen und tanzen, und sie werde das auch tun und Geld einsammeln, und jeden Tag würden sie vor die Fenster des Chefs gehen. ‚Mögen alle Menschen es sehen,‘ sagt sie, ‚wie die Kinder eines achtbaren Beamten auf der Straße betteln gehen.‘ Die Kinder schlägt sie, und die weinen jämmerlich. Sie lehrt die kleine Lida ‚Das Dörfchen‘ singen, und den Knaben und Polenka unterweist sie im Tanzen; alle Kleider zerreißt sie und macht den Kindern daraus Mützen, wie sie die Straßenkomödianten tragen. Sie selbst will eine Blechschüssel nehmen, um darauf zu schlagen, als Musik ... Auf Zureden hört sie gar nicht ... Denken Sie nur, was soll das werden? Das wird ja etwas Unerhörtes!“

Lebesjatnikow hätte seinen Bericht noch fortgesetzt; aber Sofja, die ihm mit stockendem Atem zugehört hatte, griff hastig nach

ihrer Mantille und ihrem Hute und eilte aus dem Zimmer, sich im Laufen ankleidend. Nach ihr verließ Raskolnikow das Zimmer und hinter diesem auch Lebesjatnikow.

„Sie ist ganz bestimmt verrückt geworden," sagte er zu Raskolnikow, als er mit ihm zusammen auf die Straße hinaustrat. „Ich wollte nur Sofja Semjonowna nicht zu sehr erschrecken und sagte darum: ‚es scheint so'; aber die Sache ist zweifellos. Man sagt, es bilden sich bei der Schwindsucht Tuberkeln im Gehirn; schade, daß ich von Medizin nichts verstehe. Übrigens habe ich versucht, die Frau zu einer klaren Auffassung zu bringen; aber sie hört auf nichts."

„Sie haben ihr von den Tuberkeln gesprochen?"

„Das heißt, von den Tuberkeln eigentlich nicht. Sie würde doch nichts davon verstanden haben! Aber was ich meine, ist dies: wenn man einen Menschen auf logische Weise überzeugt, daß er in Wirklichkeit keinen Grund zum Weinen hat, so wird er aufhören zu weinen. Das ist klar. Oder sind Sie der Ansicht, daß er nicht aufhören wird?"

„Dadurch würde einem das Leben allerdings wesentlich erleichtert werden," antwortete Raskolnikow.

„Erlauben Sie, erlauben Sie; gewiß, dieser Frau Katerina Iwanowna fällt das Verständnis recht schwer; aber haben Sie nicht davon gehört, daß man in Paris bereits ernstliche Versuche hinsichtlich der Möglichkeit, Irrsinnige lediglich vermittelst logischer Überzeugung zu heilen, angestellt hat? Ein dortiger Professor, der vor kurzem gestorben ist, ein sehr achtenswerter Gelehrter, ist auf den Gedanken gekommen, daß auf diesem Wege eine Heilung möglich sei. Sein Grundgedanke ist der, daß eine besondere Zerrüttung des Organismus bei den Irrsinnigen nicht vorliege, sondern daß der Irrsinn sozusagen ein logischer Fehler, ein Fehler der Urteilskraft, eine inkorrekte Art, die Dinge anzu-

schauen, sei. Er widerlegte also einen Kranken Schritt für Schritt, und denken Sie sich, er erzielte dabei, wie es heißt, gute Resultate! Aber da er außerdem auch Duschen zur Anwendung brachte, so unterliegen die Resultate dieser Heilmethode allerdings noch einigem Zweifel ... Wenigstens scheint es so ..."

Raskolnikow hörte ihm schon längst nicht mehr zu. Als er bei seinem Hause angelangt war, nickte er seinem Begleiter zu und bog in den Torweg ein. Lebesjatnikow kehrte mit seinen Gedanken wieder in die Wirklichkeit zurück, blickte sich um und lief weiter.

Raskolnikow trat in sein Kämmerchen und blieb in der Mitte desselben stehen. Er fragte sich, warum er hierher zurückgekehrt sei. Er betrachtete diese gelblichen, abgenutzten Tapeten, diesen Staub, sein Sofa ... Vom Hofe her ertönte ein scharfes, ununterbrochenes Klopfen, als wenn irgendwo ein großer Nagel eingeschlagen würde ... Er trat ans Fenster, stellte sich auf die Zehen und blickte lange, anscheinend mit großer Aufmerksamkeit, auf dem Hofe umher. Aber der Hof war leer und der Klopfende nicht zu sehen. Links, im Seitengebäude, sah er hier und da ein geöffnetes Fenster; auf den Fensterbrettern standen kleine Blumentöpfe mit kümmerlichen Geranien. An den Fenstern war Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Diese ganze Szenerie kannte er auswendig. Er wandte sich ab und setzte sich auf das Sofa.

Noch niemals, noch niemals hatte er sich so entsetzlich einsam gefühlt!

Ja, er fühlte es noch einmal, daß er vielleicht wirklich dahin kommen werde, Sofja zu hassen, und gerade jetzt, wo er sie noch unglücklicher gemacht hatte.

Wie unverantwortlich, daß er zu ihr hingegangen war, um ihr Tränen des Mitleids zu erpressen! Warum mußte er ihr

durchaus das Leben noch bitterer machen? O, welche Gemeinheit!

„Ich will allein bleiben!“ sagte er plötzlich in festem Tone. „Sie soll nicht zu mir ins Gefängnis kommen!“

Etwa fünf Minuten darauf hob er den Kopf in die Höhe und lächelte eigentümlich. Es war ihm ein merkwürdiger Gedanke gekommen: „Vielleicht ist es bei der Zwangsarbeit tatsächlich besser!“

Er wußte nicht, wie lange er so in seiner Kammer dagesessen und sich den unklaren Gedanken hingegeben hatte, die sich in seinem Kopfe drängten. Da öffnete sich plötzlich die Tür, und herein trat Awdotja Romanowna. Sie blieb zuerst stehen und betrachtete ihn von der Schwelle aus, gerade wie er es vor kurzem mit Sofja gemacht hatte; dann trat sie näher und setzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl, auf ihren gestrigen Platz. Er sah sie schweigend und anscheinend gedankenlos an.

„Sei nicht böse, Bruder, ich bin nur auf einen Augenblick hergekommen,“ sagte Awdotja.

Der Ausdruck ihres Gesichtes war ernst, aber nicht finster, ihr Blick klar und ruhig. Raskolnikow sah, daß auch sie ihn liebte und aus Liebe hergekommen war.

„Bruder, ich weiß jetzt alles, alles. Dmitri Prokofjitsch hat mir alles erzählt und erklärt. Man verfolgt und quält dich auf Grund eines dummen, schändlichen Verdachtes. Dmitri Prokofjitsch hat mir gesagt, es sei gar keine Gefahr vorhanden, und du tätest unrecht, dich über die Sache so aufzuregen. Ich denke anders und begreife vollkommen, wie empört alles in dir ist, und daß diese heftige Gemütsbewegung für das ganze Leben Nachwirkungen bei dir zurücklassen kann. Das ists, was mir Sorge macht. Dafür, daß du uns verlassen hast, verdamme ich dich nicht und darf ich dich nicht verdammen; verzeih mir, daß ich dir gestern des-

wegen einen Vorwurf gemacht habe. Ich habe, was mich selbst angeht, das Gefühl, daß auch ich von allen weggehen würde, wenn ich einen so großen Kummer hätte. Der Mutter werde ich von diesem deinem Grunde nichts sagen; aber ich werde immer von dir sprechen und ihr in deinem Namen sagen, du würdest sehr bald wieder zu uns kommen. Mache dir also um sie keine Sorge; ich werde sie schon beruhigen. Aber bereite ihr auch nicht zu viel Qual; komm wenigstens noch einmal zu ihr; denke daran, daß sie deine Mutter ist! Jetzt bin ich nur hergekommen, um dir zu sagen" (hier stand Awdotja auf), „wenn ich dir irgendwie nützen kann, . . . selbst mit meinem Leben, . . . mit allem, . . . so rufe mich; ich werde kommen. Leb wohl!"

Sie wendete sich eilig um und ging zur Tür. Aber Raskolnikow, der aufstand und zu ihr trat, hielt sie noch zurück.

„Awdotja," sagte er, „dieser Dmitri Prokofjitsch Rasumichin ist ein sehr guter Mensch."

Awdotja errötete ein wenig.

„Nun?" fragte sie, nachdem sie einen Augenblick gewartet hatte.

„Er ist ein praktischer, arbeitsfreudiger, ehrenhafter Mensch und fähig, jemand mit aller Kraft seines Herzens zu lieben . . . Leb wohl, Awdotja."

Awdotja wurde blutrot; aber dann geriet sie auf einmal in große Unruhe.

„Aber, Bruder, was bedeutet denn das? Trennen wir uns etwa wirklich fürs ganze Leben, daß du solche . . . Vermächtnisworte zu mir sprichst?"

„Mag es kommen, wie es will . . . Leb wohl . . ."

Er wendete sich um und trat von ihr weg ans Fenster. Sie blieb noch einen Augenblick stehen, sah beunruhigt nach ihm hin und ging dann in tiefer Erregung hinaus.

Nicht aus Kälte benahm er sich so gegen sie. Es war ein Augenblick, der letzte, gewesen, wo es ihn heiß verlangt hatte, sie innig zu umarmen und von ihr Abschied zu nehmen und ihr sogar alles zu sagen; aber er hatte sich nicht einmal entschließen können, ihr die Hand zu geben.

„Später würde sie vielleicht gar zusammenschaudern, wenn sie sich erinnerte, daß ich sie jetzt umarmt hätte, und würde sagen, ich hätte einen Kuß von ihr erschlichen!"

„Und wird ein Mädchen wie sie, wenn sie über mich die Wahrheit erfährt, es ertragen?" fügte er nach einigen Minuten in Gedanken hinzu. „Nein, sie wird es nicht ertragen; solche Charaktere können so etwas nicht ertragen! Solche Charaktere ertragen so etwas niemals . . ."

Er dachte an Sofja.

Vom Fenster her wehte es kühl herein. Draußen war es nicht mehr so blendend hell. Er nahm seine Mütze und ging hinaus.

Freilich konnte und wollte er sich um seinen krankhaften Zustand nicht kümmern; aber all diese unaufhörliche Beängstigung und diese ganze seelische Erregung konnten nicht ohne Folgen bleiben. Und wenn er noch nicht an einem richtigen Nervenfieber krank lag, so kam das vielleicht gerade daher, weil diese innere fortwährende Aufregung ihn, wenn auch nur in unnatürlicher Weise und nur vorläufig, auf den Füßen und bei Bewußtsein erhielt.

Er irrte ziellos umher. Die Sonne ging unter. Es hatte sich bei ihm in der letzten Zeit eine eigentümliche Angst eingestellt. Diese Empfindung hatte nichts Stechendes, Brennendes; aber es lag in ihr so etwas Dauerndes, Lebenslängliches, ein Vorgefühl endloser Jahre voll kalten, starren Grames, ein Vorgefühl einer lebenslänglichen Existenz auf jener „schmalen Felsen-

platte". Um die Abendzeit pflegte ihn diese Empfindung noch heftiger zu peinigen als am Tage.

„Und mit solchen törichten, rein physischen Schwächezuständen, die vom Sonnenuntergang und ähnlichen Dingen abhängen, soll nun einer sich davor in acht nehmen, Dummheiten zu machen! In solchem Zustande brächte ich es fertig, nicht bloß zu Sofja, sondern sogar zu Awdotja hinzugehen!" murmelte er ingrimmig.

Es rief ihn jemand mit seinem Namen an; er wendete sich um; Lebesjatnikow eilte auf ihn zu.

„Denken Sie nur, ich war eben in Ihrer Wohnung, ich suchte Sie. Denken Sie nur, sie hat ihre Absicht zur Ausführung gebracht und die Kinder mit sich fortgenommen. Sofja Semjonowna und ich haben sie nur mit größter Mühe aufgefunden. Sie selbst schlägt auf eine Pfanne, und die Kinder zwingt sie zu tanzen. Die Kinder weinen. An den Straßenecken und vor den Läden machen sie halt. Allerlei törichtes Volk läuft hinter ihnen her. Kommen Sie nur!"

„Und Sofja?" fragte Raskolnikow besorgt.

„Sie ist geradezu von Sinnen. Das heißt, nicht Sofja Semjonowna ist von Sinnen, sondern Katerina Iwanowna; übrigens ist auch Sofja Semjonowna wie von Sinnen. Aber Katerina Iwanowna ist ganz und gar von Sinnen. Ich sage Ihnen, sie ist vollständig verrückt. Man wird sie und die Kinder noch auf die Polizei bringen. Sie können sich denken, was das auf die Frau für eine Wirkung haben wird ... Sie sind jetzt am Kanal bei der ... schen Brücke, gar nicht weit von Sofja Semjonownas Wohnung. Es ist ganz nahe von hier."

Am Kanal, nicht weit von der Brücke und nur zwei Häuser vor dem Hause, wo Sofja wohnte, stand ein dichter Haufen Volk. Namentlich waren Knaben und Mädchen zusammengeströmt. Schon von der Brücke aus konnte man Katerina Iwanownas

heisere, kreischende Stimme hören. Und allerdings war es ein seltsames Schauspiel, sehr geeignet, das Straßenpublikum anzulocken. Katerina Iwanowna in ihrem alten Kleide, mit dem Tuche von drap de dame und mit einem zerrissenen Strohhut, der zu einem formlosen Klumpen schiefgedrückt war, war tatsächlich ganz und gar von Sinnen. Sie war müde und außer Atem. Ihr abgehärmtes, schwindsüchtiges Gesicht sah noch leidender aus als sonst (überdies erscheint ein Schwindsüchtiger auf der Straße und im Sonnenlichte immer kränker und schlimmer entstellt als zu Hause); aber dies wirkte auf ihren erregten Zustand nicht etwa mildernd ein; vielmehr wurde sie mit jeder Minute gereizter. Sie stürzte auf die Kinder los, schrie sie an, ermahnte sie, unterwies sie dort vor allen Leuten, wie sie tanzen und was sie singen sollten, begann ihnen zu erklären, warum sie es gerade so machen müßten, geriet über ihren Mangel an Verständnis in Verzweiflung, schlug sie . . . Dann unterbrach sie sich auf einmal und lief zu dem Publikum hin; wenn sie einen einigermaßen gut gekleideten Menschen bemerkte, der stehen geblieben war, um sich die Sache anzusehen, so machte sie sich sofort daran, ihm auseinanderzusetzen: da könne er sehen, wie weit es mit den Kindern aus einem vornehmen, man könnte sogar sagen aristokratischen Hause gekommen sei. Sobald sie aus der Menge Gelächter oder ein spöttisches Wort hörte, stürzte sie sofort auf die Frechen los und fing an, sie auszuschimpfen. Manche lachten wirklich über sie, andre schüttelten die Köpfe; aber allen war es interessant, die Verrückte mit ihren erschrockenen Kindern anzusehen. Die Pfanne, von der Lebesjatnikow gesprochen hatte, war nicht da; wenigstens bekam Raskolnikow sie nicht zu sehen. Statt auf eine Pfanne zu klopfen, klatschte Katerina Iwanowna den Takt mit ihren mageren Händen, wenn sie Polenka zum Singen und Lida und Nikolai zum Tanzen an-

hielt. Sie versuchte auch selbst mitzusingen, wurde jedoch jedesmal schon beim zweiten Tone von einem qualvollen Husten unterbrochen; darüber geriet sie dann von neuem in Verzweiflung, verfluchte ihren Husten und brach sogar in Tränen aus. Am allermeisten regte sie sich aber über das Weinen und die Angst der beiden Kleinen, Nikolai und Lida, auf. Sie hatte wirklich den Versuch gemacht, die Kinder mit einem Putz auszustaffieren, wie ihn die Straßensänger und Straßensängerinnen tragen. Der Knabe hatte einen Turban aus rotem und weißem Zeug auf dem Kopfe und sollte damit einen Türken vorstellen. Für Lida hatte es an einem derartigen Putze gemangelt; sie hatte nur ein rotes, aus Wolle gestricktes Käppchen des verstorbenen Semjon Sacharowitsch auf (genau gesagt, seine Nachtmütze), und an dieses Käppchen war ein Stück von einer weißen Straußenfeder gesteckt; diese hatte noch der Großmutter von Katerina Iwanowna gehört, und das davon übrige Stück war bisher als Familienkostbarkeit im Kasten aufbewahrt worden. Polenka war in ihrem gewöhnlichen Anzuge. Sie blickte schüchtern und verstört ihre Mutter an, wich ihr nicht von der Seite, verbarg ihre Tränen, ahnte den Irrsinn ihrer Mutter und sah unruhig rings um sich. Die Straße und die Menge von Menschen ängstigten sie sehr. Sofja ging immer dicht hinter Katerina Iwanowna her; sie weinte und beschwor sie fortwährend, doch nach Hause zurückzukehren. Aber Katerina Iwanowna blieb unerbittlich.

„Hör auf, Sofja," rief sie in schnellem Redestrom, hastig, keuchend und hustend. „Du weißt selbst nicht, um was du mich bittest; du bist wie ein Kind! Ich habe dir schon gesagt, daß ich zu diesem trunksüchtigen deutschen Frauenzimmer nicht wieder zurückkehre. Mögen alle sehen, mag ganz Petersburg sehen, wie die Kinder eines vornehmen Mannes, der sein ganzes Leben

lang treu und ehrlich gedient hat und, man kann sagen, bei seiner Amtstätigkeit gestorben ist, wie dessen Kinder betteln gehn müssen." (Katerina Iwanowna hatte sich diese phantastische Geschichte ersonnen und glaubte bereits steif und fest an die Wahrheit derselben.) „Mag es dieser nichtswürdige hohe Chef sehen! Und du bist ja auch töricht, Sofja: was sollen wir denn jetzt essen, sag mal? Wir haben dich genug ausgesogen; ich will das nicht länger! Ach, Rodion Romanowitsch, Sie sind da!" rief sie, als sie Raskolnikow erblickte, und stürzte zu ihm hin. „Bitte, setzen Sie doch diesem Närrchen auseinander, daß dies das Klügste war, was wir tun konnten! Sogar die Leierkastenmänner verdienen so viel, daß sie davon leben können; uns aber werden alle Leute sofort als etwas Besseres erkennen; sie werden merken, daß wir eine unglückliche, vornehme Familie sind, die ihren Ernährer verloren hat und an den Bettelstab gebracht ist. Und diese Exzellenz, dieser Kerl, wird seine Stelle verlieren; das werden Sie sehen! Alle Tage werden wir zu ihm vors Fenster gehen, und wenn der Kaiser vorbeifährt, dann will ich mich auf die Knie werfen und ihm die Kinder alle hinstellen und auf sie hinweisen und sagen: ‚Schütze sie, du Vater deines Volkes!' Er ist ein Vater der Waisen, er ist barmherzig, er wird sie schützen; das werden Sie sehen! Aber diese Exzellenz . . . Lida! Tenez-vous droite! Nikolai, du sollst gleich wieder tanzen! Was plärrst du denn? Er plärrt schon wieder! Nun, warum fürchtest du dich denn, du kleiner Dummrian! O Gott, was soll ich nur mit diesen Kindern anfangen! Wenn Sie wüßten, Rodion Romanowitsch, wie unvernünftig sie sind! Ach, was soll man mit solchen Kindern machen! . . ."

Sie wies auf die schluchzenden Kinder, und auch ihr selbst war das Weinen nahe, was sie jedoch an ihrem ununterbrochenen, schnellen Gerede nicht hinderte. Raskolnikow versuchte, sie zur

Heimkehr nach Hause zu bewegen; in der Hoffnung, dadurch auf ihr Ehrgefühl zu wirken, sagte er ihr sogar, es schicke sich nicht für sie, wie eine Drehorgelspielerin auf den Straßen herumzuziehen, da sie doch Vorsteherin eines vornehmen Mädchenpensionates zu werden beabsichtige.

„Ein Pensionat, ha-ha-ha! Das sind Luftschlösser!" rief Katerina Iwanowna, mußte aber sogleich nach dem Lachen heftig husten. „Nein, Rodion Romanowitsch, mit dieser schönen Hoffnung ist es vorbei! Alle haben uns verlassen! . . . Und diese Kanaille von Exzellenz . . . Wissen Sie, Rodion Romanowitsch, ich habe mit einem Tintenfasse nach dem Kerl geworfen; es stand mir im Vorzimmer eines gerade zur Hand, auf dem Tisch neben dem Bogen Papier, auf dem sich die Besucher eintragen. Ich habe mich in andrer Weise eingetragen: ich habe ihm das Tintenfaß an den Kopf geworfen und bin davongelaufen. O, diese gemeinen, grundgemeinen Menschen! Aber ich schere mich um die ganze Bande nicht; ich werde jetzt selbst für den Unterhalt der Kinder sorgen und mich vor keinem Menschen durch Bitten erniedrigen! Wir haben die hier" (sie wies auf Sofja) „genug ausgenutzt. Polenka, wieviel haben wir schon gesammelt? Zeige mal her! Wie? Nur zwei Kopeken? O, diese schändlichen Menschen! Sie geben uns nichts, sondern laufen uns nur nach und strecken uns die Zunge heraus! Nun, was hat dieser Tölpel da zu lachen?" Sie zeigte auf einen in dem Menschenhaufen. „Das kommt alles daher, weil dieser Nikolai so schwer von Begriffen ist; mit dem hat man seine liebe Not! Was willst du, Polenka? Sprich mit mir Französisch, parlez-moi français. Ich habe dich ja unterrichtet, du kannst ja einige Sätze! . . . Wie sollen die Leute sonst erkennen, daß ihr gebildete Kinder aus einer guten Familie und überhaupt etwas ganz anderes als Straßenmusikanten seid; wir ziehen doch nicht mit einem Kasperletheater

herum, sondern wir singen vornehme Lieder ... Ach ja! Was wollen wir denn jetzt singen? Ihr unterbrecht mich immerzu, und wir ... Sehen Sie, Rodion Romanowitsch, wir sind hier stehen geblieben, um ein Lied auszusuchen, das wir singen wollen, ... so eines, zu dem auch Nikolai tanzen kann; ... denn Sie können sich denken, wir machen das jetzt alles ohne Vorübungen. Wir müssen uns besprechen und alles ordentlich durchproben; nachher gehen wir dann auf den Newski-Prospekt; da gibt es weit mehr Leute aus den höheren Gesellschaftskreisen, und die werden uns sofort beachten. Lida kann ‚Das Dörfchen‘ ... Aber wir können doch nicht in einem fort ‚Das Dörfchen‘ und ‚Das Dörfchen‘ singen, und das singen ja auch alle! Wir müssen etwas viel Vornehmeres singen ... Nun, was hast du dir ausgedacht, Polenka? Du solltest doch deiner Mutter behilflich sein! Ich habe gar kein Gedächtnis mehr, gar kein Gedächtnis; sonst würde mir schon etwas einfallen! Wir können doch nicht singen: ‚Husaren, schwingt die Säbel!‘ Ach, wißt ihr was, wir wollen französisch singen: ‚Cinq sous!‘ Das habe ich euch ja beigebracht. Und was die Hauptsache ist: da es französisch ist, so sehen alle Leute sogleich, daß ihr vornehme Kinder seid, und das hat eine viel rührendere Wirkung ... Wir könnten auch ‚Marlborough s’en va-t-en guerre!‘ singen; denn das ist geradezu ein Kinderlied, geradezu ein Kinderlied, und wird in allen aristokratischen Häusern dazu benutzt, die Kinder in Schlaf zu singen:

‚Marlborough s’en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra ...‘“

begann sie zu singen. „Nein, wir wollen doch lieber ‚Cinq sous‘ singen. Nun, Nikolai, setze die Hände auf die Hüften und drehe dich, recht flink, und du, Lida, drehe dich auch in entgegengesetzter Richtung, und ich und Polenka, wir werden dazu singen und den Takt klatschen!

,Cinq sous, cinq sous
Pour monter notre ménage.'

Kche-kche-kche!" (Ein heftiger Husten erschütterte sie.) „Bring dein Kleid in Ordnung, Polenka; es ist dir an den Schultern heruntergerutscht," bemerkte sie mitten in dem Hustenanfalle, als sie einmal Atem schöpfte. „Jetzt ist es ganz besonders nötig, daß ihr euch recht anständig haltet und nach allen Regeln des guten Tones benehmt, damit alle Leute sehen, daß ihr vornehme Kinder seid. Ich hatte damals gleich gesagt, das Mieder sollte länger zugeschnitten und die Leinwand doppelt genommen werden; aber da kamst du, Sofja, mit deinen Ratschlägen dazwischen: ,Kürzer, kürzer!' Nun, was ist dabei herausgekommen? Daß das Kind ganz verunstaltet aussieht ... Na, nun weint ihr ja wieder alle! Was habt ihr denn, ihr dummen Kinder! Nun, Nikolai, fang an, recht flink, recht flink, — ach, was ist das für eine Plage mit dem Kinde! ...

,Cinq sous, cinq sous ...'

Schon wieder ein Schutzmann! Nun, was willst du von uns?"

Wirklich drängte sich ein Schutzmann durch den Menschenschwarm hindurch. Aber gleichzeitig näherte sich ihr ein Herr von etwa fünfzig Jahren, im Uniformmantel eines höheren Beamten, mit einem Orden am Halse (dieser letztere Umstand war Katerina Iwanowna besonders erwünscht und verfehlte auch auf den Schutzmann seine Wirkung nicht), und reichte ihr schweigend einen Dreirubelschein. Der Ausdruck seines Gesichtes bekundete aufrichtiges Mitleid. Katerina Iwanowna nahm den Schein und verbeugte sich höflich, fast zeremoniell, vor dem Geber.

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr," begann sie in großartigem Tone. „Die Gründe, die uns bewogen haben, ... Hier, nimm

das Geld, Polenka. Siehst du, es gibt noch edle, großmütige Menschen, die sich sofort bereit finden lassen, einer armen vornehmen Dame im Unglücke zu helfen. Gnädiger Herr, Sie sehen hier vaterlose Waisen vor sich, aus vornehmer Familie, man kann sogar sagen, mit hocharistokratischer Verwandtschaft ... Aber dieser Schuft, der frühere Chef meines Mannes, saß da und speiste Haselhühner, ... mit den Füßen hat er getrampelt, weil ich ihn störte ... ‚Euer Exzellenz,‘ sagte ich, ‚beschützen Sie uns hilflose Hinterbliebene; Sie haben ja den verstorbenen Semjon Sacharowitsch gut gekannt. Heute an seinem Begräbnistage ist seine leibliche Tochter von dem schuftigsten aller Schufte verleumdet worden ...‘ Schon wieder dieser Schutzmann! Schützen Sie mich!“ rief sie dem hohen Beamten zu. „Warum belästigt mich dieser Schutzmann? Wir haben uns eben erst vor einem aus der Mjeschtschanskaja-Straße hierhergeflüchtet ... Was geht dich das an, was wir hier tun, du Dummkopf!“

„Das ist auf der Straße nicht erlaubt. Machen Sie keinen Unfug.“

„Du machst selbst Unfug! Ich tue ganz dasselbe wie die Leierkastenmänner; was geht es dich an?“

„Zum Herumziehen mit einem Leierkasten muß man eine Erlaubnis haben; Sie veranlassen aber sowieso schon durch Ihr Benehmen einen Volksauflauf. Wo wohnen Sie?“

„Was? Eine Erlaubnis?“ schrie Katerina Iwanowna. „Ich habe heute meinen Mann begraben; was brauche ich da noch für eine Erlaubnis!“

„Beruhigen Sie sich, Madame, beruhigen Sie sich!“ begann der hohe Beamte. „Kommen Sie, ich will Sie nach Hause begleiten ... Hier vor allen Leuten, das schickt sich doch nicht ... Sie sind krank ...“

„Gnädiger Herr, gnädiger Herr, Sie wissen ja gar nicht, was

wir vorhaben!" rief Katerina Iwanowna. „Wir wollen nach dem Newski-Prospekt gehen ... Sofja, Sofja! Aber wo ist sie denn? Sie weint auch! Was habt ihr denn nur alle! ... Nikolai, Lida, wo wollt ihr hin?" rief sie plötzlich erschrocken. „Ach, die dummen Kinder! Nikolai, Lida! Wo laufen sie denn hin? ..."

Nikolai und Lida hatten sich schon vorher infolge des Menschenauflaufs auf der Straße und des sonderbaren Benehmens der irrsinnigen Mutter in größter Angst befunden, und als sie nun schließlich den Schutzmann sahen, der sie anfassen und wegführen wollte, ergriffen sie auf einmal wie auf Verabredung einander bei den Händen und rannten davon. Schreiend und weinend eilte die arme Katerina Iwanowna ihnen nach, um sie einzuholen. Es war ein trauriger, kläglicher Anblick, dieses hastig laufende, weinende und keuchende Weib. Sofja und Polenka liefen hinter ihr her.

„Hol sie zurück, hol sie zurück, Sofja! O, die dummen, undankbaren Kinder! ... Polenka! Greife sie ... Und ich habe doch nur für euch ..."

Sie strauchelte im eiligen Laufe und fiel hin.

„Sie hat sich blutig geschlagen! O Gott!" rief Sofja und beugte sich über sie.

Alle liefen hinzu und drängten sich um sie herum. Raskolnikow und Lebesjatnikow waren ziemlich die ersten bei ihr; auch der hohe Beamte lief hinzu und hinter ihm her der Schutzmann, der „Ach, herrjeh!" brummte und mißmutig den Arm schwenkte, im Vorgefühl, daß er von dieser Geschichte noch viele Umstände haben werde.

„Macht, daß ihr wegkommt! Macht, daß ihr wegkommt!" rief er den Leuten zu, die sich herumdrängten, und jagte sie auseinander.

„Sie stirbt!" schrie jemand.

„Sie ist irrsinnig geworden!" meinte ein andrer.

„Gott helfe ihr!" sagte eine Frau und bekreuzte sich. „Haben sie denn das kleine Mädchen und das Jungchen wiedergekriegt? Aha, da bringen sie sie! Die ältere hat sie eingefangen ... Nein, diese törichten kleinen Bälge!"

Aber als man Katerina Iwanowna genauer betrachtete, stellte sich heraus, daß sie sich nicht an einem Steine blutig geschlagen hatte, wie dies Sofjas Annahme gewesen war, sondern daß das Blut, von dem das Pflaster gerötet war, sich aus ihrer Brust durch die Kehle ergossen hatte.

„Ich kenne das, ich habe dergleichen schon einmal mit angesehen," sagte der Beamte leise zu Raskolnikow und Lebesjatnikow. „So geht es bei Schwindsucht zu: das Blut stürzt hervor und erstickt den Kranken. Einer Verwandten von mir ist es ganz kürzlich ebenso gegangen; ich war selbst dabei; etwa anderthalb Gläser voll Blut, ... und plötzlich war es aus ... Aber was läßt sich hier tun? Sie wird gleich sterben."

„Lassen Sie sie dorthin bringen, dorthin, nach meiner Wohnung!" bat Sofja. „Ich wohne hier! ... Da, in jenem Hause; das zweite von hier. Nach meiner Wohnung, so schnell wie möglich!" wandte sie sich rechts und links an die Umstehenden. „Holt einen Arzt ... O Gott!"

Infolge der Bemühung des Beamten wurde dies schnell ins Werk gesetzt; sogar der Schutzmann war behilflich, Katerina Iwanowna dorthin zu tragen. Man trug sie, die wie tot war, in Sofjas Zimmer und legte sie auf das Bett. Der Bluterguß dauerte noch fort, aber sie schien wieder zu sich zu kommen. In das Zimmer traten, außer Sofja, gleichzeitig noch Raskolnikow, Lebesjatnikow, der Beamte und der Schutzmann; der letztere hatte vorher noch den Menschenschwarm auseinandergejagt, von dem einige bis an die Tür mitgekommen waren. Polenka führte

Nikolai und Lida herein; sie hatte an jeder Hand eines der beiden zitternden und weinenden Kinder. Auch ein großer Teil der Familie Kapernaumow fand sich ein: er selbst, ein lahmer, krummer Mann von sonderbarem Aussehen, mit borstenartigem Kopfhaar und ebensolchem Backenbarte; ferner seine Frau, deren Miene unabänderlich einen Ausdruck von Angst zeigte, und mehrere ihrer Kinder mit starren, beständig erstaunten Gesichtern und offenem Munde. Unter diesem Publikum tauchte plötzlich auch Swidrigailow auf. Raskolnikow blickte ihn erstaunt an, da er nicht begriff, woher er gekommen sein könnte, und sich nicht erinnerte, ihn unter dem Menschenschwarm gesehen zu haben.

Es wurde von einem Arzte und von einem Geistlichen gesprochen. Der Beamte sagte zwar leise zu Raskolnikow, ein Arzt sei jetzt wohl überflüssig, ordnete aber doch an, daß einer geholt werden sollte. Kapernaumow selbst lief hin.

Unterdessen war Katerina Iwanowna wieder zu sich gekommen, und der Bluterguß hatte einstweilen aufgehört. Sie sah mit schmerzlichem, starrem, durchdringendem Blicke die blasse, zitternde Sofja an, die ihr mit einem Tuche die Schweißtropfen von der Stirn abtrocknete; zuletzt bat sie, man möchte sie aufrichten. Man setzte sie auf dem Bette aufrecht und hielt sie von beiden Seiten.

„Wo sind die Kinder?“ fragte sie mit schwacher Stimme. „Hast du sie hergebracht, Polenka? O, ihr dummen Kinderchen! Warum seid ihr fortgelaufen? . . . Ach!“

Auf ihren vertrockneten Lippen klebte noch Blut. Sie ließ ihre Augen rings umherwandern und sah sich um.

„Also hier wohnst du, Sofja! Kein einziges Mal bin ich bisher bei dir gewesen . . . Nun hat es sich so gefügt! . . .“

Sie blickte sie mit tiefem Grame an.

„Wir haben dich ausgesogen, Sofja! ... Polenka, Lida, Nikolai, kommt her. Da sind sie alle, Sofja, nimm sie; ich gebe sie in deine Hände, ... mit mir ist es aus! ... Der Ball ist beendet! ..." (Ein mühsamer Atemzug.) „Legt mich hin, laßt mich wenigstens ruhig sterben ..."

Man legte sie wieder auf das Kissen.

„Einen Geistlichen habt ihr geholt? ... Das war unnötig ... Das kostet einen Rubel, und den habt ihr doch gewiß nicht überflüssig ... Sünden habe ich keine ... Und Gott muß mir sowieso vergeben; er weiß selbst, wieviel ich gelitten habe! ... Und vergibt er mir nicht, nun dann nicht! ..."

Sie geriet immer mehr in ein unruhiges Phantasieren hinein. Mitunter fuhr sie zusammen, ließ ihre Augen rings umherwandern und erkannte alle einen Moment; aber sofort wurde das Bewußtsein wieder von Fieberphantasien abgelöst. Sie atmete röchelnd und nur mühsam; es war, als ob ihr etwas in der Kehle brodelte.

„Ich sagte zu ihm: ‚Euer Exzellenz! ...'" rief sie, mußte aber nach jedem Worte eine Pause machen, um Atem zu holen. „Diese Amalia Ludwigowna ... Ach, Lida, Nikolai! Die Hände auf die Hüften, schnell, schnell, glissez, glissez, pas de Basque! Stampf mit den Füßen auf! ... Sei recht graziös!" Dann rezitierte sie aus einem deutschen Liede:

„‚Du hast Diamanten und Perlen ...'

Wie geht es doch weiter? Das müßten wir singen ...

‚Du hast die schönsten Augen ...
Mädchen, was willst du mehr? ...'

Na ja! Was willst du mehr? Das wird der Dummkopf auch gerade herausbekommen! ... Ach, da ist noch ein andres Lied:

‚In einem Tale Daghestans zu heißer Mittagszeit ...'

Ach, dieses Lied habe ich so geliebt; schwärmerisch geliebt habe ich es, Polenka! Weißt du, dein Vater sang es oft, ... als er noch Bräutigam war ... O, diese schönen Tage! ... Das, das sollten wir singen. Nun, wie geht es doch weiter, wie geht es doch weiter? ... Ich habe es wahrhaftig vergessen ... Könnt ihr mich nicht darauf bringen? Wie war es doch gleich?"

Sie war in gewaltiger Aufregung und versuchte mit aller Kraft, sich aufzurichten. Schließlich begann sie schreiend, mit entsetzlich heiserer, übermäßig angestrengter Stimme zu singen, aber nach jedem Worte fehlte ihr die Luft, und ihre Angst wuchs immer mehr:

„‚In einem Tale! ... Daghestans! ... zu heißer Mittags-
zeit! ...
Das Todesblei! ... in wunder Brust! ...'

Euer Exzellenz!" jammerte sie plötzlich in herzzerreißender Klage auf und brach in Tränen aus. „Beschützen Sie die vaterlosen Waisen! Gedenken Sie der Gastfreundschaft, die Sie bei dem verstorbenen Semjon Sacharowitsch genossen haben! ... Man kann sogar sagen, aus einem aristokratischen Hause! ..." Qualvoll Luft holend, fuhr sie zusammen, kam auf einmal zur Besinnung und sah alle wie entsetzt an, erkannte aber sogleich Sofja. „Sofja, Sofja!" sagte sie sanft und freundlich, als wundere sie sich, sie vor sich zu sehen. „Liebe Sofja, du bist auch hier?"

Man richtete sie wieder auf.

„Es geht zu Ende! ... Meine Zeit ist da! ... Leb wohl, du arme Unglückliche! ... Nun haben sie die elende Mähre zu Tode gehetzt, ... es ging über ihre Kraft!" rief sie voll Haß und Verzweiflung und sank mit dem Kopfe auf das Kissen.

Sie verlor wieder die Besinnung; aber diese letzte Bewußtlosigkeit dauerte nicht lange: es trat der Tod ein. Ihr blaßgelbes

abgemagertes Gesicht fiel hintenüber, der Mund öffnete sich, die Beine streckten sich krampfhaft aus. Sie seufzte tief, tief auf und starb.

Sofja warf sich über die Leiche, schlang die Arme um sie und verharrte so halb ohnmächtig, den Kopf an die dürre Brust der Toten gelehnt. Polenka fiel am Fußende des Bettes nieder und küßte die Füße der Mutter unter strömenden Tränen. Nikolai und Lida, die noch kein Verständnis für das Geschehene hatten, aber ahnten, daß etwas sehr Schreckliches vorgefallen sein müsse, faßten einander mit beiden Händen an den Schultern, blickten sich wechselseitig starr an, öffneten auf einmal beide gleichzeitig den Mund und fingen an zu schreien. Sie hatten beide noch ihren Putz auf dem Kopfe: der Knabe den Turban, das Mädchen die Kappe mit der Straußenfeder.

Wie war nur jenes Belobigungszeugnis plötzlich auf das Bett neben die Leiche gekommen? Es lag dort bei dem Kopfkissen; Raskolnikow sah es.

Er trat ans Fenster; Lebesjatnikow gesellte sich eilig zu ihm.

„Sie ist tot!" sagte Lebesjatnikow.

In diesem Augenblicke trat auch Swidrigailow heran. „Rodion Romanowitsch," sagte er, „ich habe notwendig ein paar Worte mit Ihnen zu reden."

Lebesjatnikow räumte ihm sofort den Platz und entfernte sich taktvoll. Swidrigailow führte den erstaunten Raskolnikow noch weiter weg nach der Ecke zu.

„All diese Äußerlichkeiten, ich meine das Begräbnis, und was sonst noch drum und dran hängt, nehme ich auf mich. Wissen Sie, es handelt sich dabei doch nur um Geld, und ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich Geld übrig habe. Die beiden kleinen Krabben und diese Polenka will ich in möglichst guten Waisenanstalten unterbringen und für jedes Kind ein bei erreichter

Volljährigkeit auszahlbares Kapital von tausendfünfhundert Rubeln deponieren, so daß Sofja Semjonowna über sie ganz beruhigt sein kann. Und auch sie selbst will ich aus dem Pfuhl herausziehen; denn sie ist doch ein gutes Mädchen, nicht wahr? Na, dann teilen Sie also Ihrer Schwester mit, daß ich die ihr zugedachten zehntausend Rubel in dieser Weise verwendet habe."

„Was für Absichten haben Sie denn bei diesen großartigen Wohltaten?"

„Ach, was sind Sie für ein mißtrauischer Mensch!" erwiderte Swidrigailow lachend. „Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich diese Geldsumme übrig habe. Na, daß ich es einfach aus Menschenliebe tue, das halten Sie wohl für ausgeschlossen? Aber sie" (er wies mit dem Finger nach der Ecke, wo die Tote lag) „war doch keine Laus wie eine gewisse alte Wucherin. Wenn Sie nun zu entscheiden gehabt hätten, ob Katerina Iwanowna sterben oder Luschin durch den Tod an der Verübung seiner Schändlichkeiten gehindert werden solle, wofür hätten Sie sich entschieden? Und wenn ich hier nicht hülfe, so müßte ja Polenka diesen selben Weg einschlagen ..."

Er sagte das mit lustigem, schlauem Augenzwinkern und hielt seinen Blick unverwandt auf Raskolnikow gerichtet. Dieser wurde blaß, und ein Frostgefühl ergriff ihn, als er seine eigenen Ausdrücke, die er Sofja gegenüber gebraucht hatte, wieder hörte. Er wankte zurück und blickte Swidrigailow bestürzt an.

„Wo— woher wissen Sie das?" flüsterte er; der Atem versagte ihm beinahe.

„Ich logiere ja hier, auf der andern Seite dieser Wand, bei Frau Rößlich. Hier wohnt Kapernaumow und nebenan Frau Rößlich, eine alte, treue Freundin von mir. Ich bin Sofja Semjonownas Nachbar."

„Sie?"

„Allerdings," fuhr Swidrigailow fort, der sich vor Lachen schüttelte, „und ich kann Sie auf Ehre versichern, lieber Rodion Romanowitsch, daß Sie mein lebhaftestes Interesse erweckt haben. Ich habe schon früher einmal gesagt, daß wir einander schon noch näher treten würden; das habe ich Ihnen vorhergesagt; na, und nun hat sich das verwirklicht. Sie werden sehen, daß ich ein ganz angenehmer Mensch bin und daß es sich mit mir ganz gut auskommen läßt."

Sechster Teil

I

Für Raskolnikow begann nun eine eigenartige Zeit: es war, als hätte sich ein Nebel rings um ihn gebildet und hielte ihn in unentrinnbarer, drückender Vereinsamung gefangen. Wenn er sich später, lange nachher, an diese Zeit erinnerte, so war er der Überzeugung, daß sein Bewußtsein damals manchmal verdunkelt gewesen sei und daß dieser Zustand — mit einigen helleren Zwischenzeiten — fast bis zu der abschließenden Katastrophe gedauert habe. Er war fest überzeugt, daß er sich damals in vieler Hinsicht geirrt habe, zum Beispiel über den Zeitpunkt und die Dauer mancher Ereignisse. Wenigstens erfuhr er in der Folgezeit, wenn er sich zu erinnern suchte und sich bemühte, in diese Erinnerungen Klarheit hineinzubringen, vieles über seine eigene Person nur aus Mitteilungen, die er von andern empfing. Er verwechselte zum Beispiel ein Ereignis mit einem andern; oder er hielt auch eines für die Folge eines Vorfalles, der überhaupt nur in seiner Phantasie existierte. Manchmal bemächtigte sich seiner eine krankhafte, quälende Unruhe, die sogar in einen panischen Schrecken überging. Er entsann sich auch, daß, ganz im Gegensatz zu der sonstigen Angst, Minuten, Stunden, vielleicht sogar ganze Tage von einer Apathie, die ihn befallen hatte, ausgefüllt gewesen waren, — von einer Apathie, ähnlich dem krankhaft-teilnahmlosen Zustande mancher Sterbenden. Überhaupt war er in diesen letzten Tagen anscheinend selbst bemüht, eine vollständige, deutliche Erkenntnis seiner Lage zu vermeiden. Einige Ereignisse der allerletzten Zeit, die einer sofortigen Klarstellung bedurften, bedrückten ihn schwer; wie froh wäre er gewesen, sich von derartigen Sorgen befreien und losmachen zu können, mit denen er sich doch in seiner Lage

beschäftigen mußte, wenn er sich nicht dem völligen, unvermeidlichen Untergange preisgeben wollte.

Ganz besonders beunruhigte ihn der Gedanke an Swidrigailow; man konnte fast sagen, daß er nur an Swidrigailow dachte. Seit er von ihm in Sofjas Wohnung bei Katerina Iwanownas Tode jene unzweideutigen Äußerungen gehört hatte, die eine so große Gefahr für ihn in sich bargen, schien der gewöhnliche Gang und Fluß seiner Gedanken gestört zu sein. Obgleich ihn diese neue Tatsache aufs äußerste beunruhigte, beeilte sich Raskolnikow nicht, die Sache aufzuklären. Manchmal, wenn er sich auf einmal irgendwo in einem entfernten, stillen Stadtteil in einem elenden Restaurant einsam an einem Tische in Gedanken versunken vorfand und sich kaum besinnen konnte, wie er dahin geraten war, mußte er plötzlich an Swidrigailow denken; zu seiner Beängstigung wurde er sich deutlich bewußt, daß er so bald wie tunlich sich mit diesem Menschen aussprechen und einen endgültigen Beschluß, soweit ein solcher möglich sei, fassen müsse. Einmal, als er aus der Stadt hinausgegangen war, bildete er sich sogar ein, er erwarte dort Swidrigailow, und sie hätten dort eine Zusammenkunft verabredet. Ein andermal erwachte er vor Tagesanbruch irgendwo an der Erde im Gebüsch und hatte kaum eine Erinnerung dafür, wie er dahin gekommen war. Übrigens hatte er in den ersten zwei, drei Tagen nach Katerina Iwanownas Tode Swidrigailow schon ein paarmal getroffen, fast immer in Sofjas Wohnung, wohin er selbst eigentlich ohne bestimmte Absicht und immer nur auf einen Augenblick gekommen war. Sie wechselten miteinander immer nur ein paar kurze Worte und sprachen nie über den Hauptpunkt, als bestände zwischen ihnen eine stillschweigende Verabredung, hierüber vorläufig zu schweigen. Katerina Iwanownas Leiche lag noch in der Wohnung im Sarge. Swidrigailow ord-

nete alles für das Begräbnis an und scheute dabei keine Mühe. Auch Sofja war sehr in Anspruch genommen. Bei dem letzten Zusammentreffen hatte Swidrigailow Raskolnikow mitgeteilt, daß er die Angelegenheit der Kinder Katerina Iwanownas erledigt habe, und zwar glücklich erledigt; er habe, dank seinen Verbindungen, Persönlichkeiten ausfindig gemacht, mit deren Hilfe es möglich gewesen sei, die Waisen alle drei sofort in sehr anständigen Anstalten unterzubringen; auch das für sie deponierte Geld habe zu diesem Resultate wesentlich mitgewirkt, weil Waisen, die ein Kapital besäßen, weit leichter Stellen fänden als mittellose. Er erwähnte auch Sofja, versprach, nächster Tage selbst zu Raskolnikow heranzukommen, und bemerkte, er wünsche sich mit ihm zu beraten; eine Besprechung sei durchaus erforderlich, es wären da einzelne Punkte... Dieses Gespräch fand auf dem Flur an der Treppe statt. Swidrigailow blickte Raskolnikow forschend in die Augen und fragte plötzlich nach kurzem Stillschweigen leise:

„Warum sind Sie denn so verstört, Rodion Romanowitsch? Wirklich, Sie hören zwar zu und sehen einen an; aber es macht den Eindruck, als ob Sie gar nicht verstehen, was man sagt. Immer Courage! Ich möchte gern einmal ausführlicher mit Ihnen sprechen; schade nur, daß ich so viel zu tun habe, mit fremden und eigenen Angelegenheiten ... Ach, Rodion Romanowitsch," fügte er auf einmal hinzu, „alle Menschen brauchen Luft, Luft, Luft!... Das ist die Hauptsache!"

Er trat zur Seite, um den Geistlichen und den Küster, die die Treppe hinaufkamen, vorbei zu lassen. Sie kamen, um die Totenmesse zu halten. Auf Swidrigailows Anordnung wurde pünktlich zweimal am Tage Totenmesse gehalten. Swidrigailow ging weg, seinen Geschäften nach; Raskolnikow blieb einen Augenblick stehen, überlegte und folgte dann dem Geistlichen in Sofjas Wohnung.

Er blieb in der Tür stehen. Leise, würdevoll, tiefernst begann die Liturgie. In dem Gedanken an den Tod und in dem Gefühl von der Gegenwart des Todes hatte für ihn stets, von frühester Kindheit an, etwas Bedrückendes, geheimnisvoll Furchtbares gelegen, und seit langer Zeit hatte er keine Totenmesse mehr mit angehört. Auch noch etwas andres versetzte ihn in Furcht und Unruhe. Er blickte auf die Kinder; sie lagen alle am Sarge auf den Knien; Polenka weinte. Hinter ihnen, leise und schüchtern weinend, betete Sofja. „Sie hat mich in diesen letzten Tagen kein einziges Mal angeblickt und kein einziges Wort zu mir gesprochen," dachte Raskolnikow. Die Sonne beleuchtete hell das Zimmer; Weihrauchwölkchen durchzogen es; der Geistliche las: „Gott gebe dir Ruhe." Raskolnikow blieb während der ganzen Dauer des Gottesdienstes. Der Geistliche musterte ihn, während er den Segen erteilte und sich verabschiedete, mit einem eigentümlichen Blicke. Nach Beendigung der geistlichen Handlung trat Raskolnikow an Sofja heran. Diese ergriff plötzlich seine beiden Hände und lehnte den Kopf an seine Schulter. Diese einfache, freundliche Bewegung versetzte ihn in Staunen; es erschien ihm sogar ganz seltsam: wie? nicht die geringste Abneigung, nicht der geringste Widerwille gegen ihn, nicht das geringste Zittern ihrer Hände? Das war ja ein Übermaß von selbstverleugnendem Herabsteigen. So faßte er es wenigstens auf. Sofja sprach nichts. Raskolnikow drückte ihr die Hand und ging hinaus. Er fühlte eine schwere Last auf dem Herzen. Hätte er in diesem Augenblicke die Möglichkeit gehabt, irgendwohin fortzugehen und dort ganz allein zu bleiben, und wäre es auch das ganze Leben lang, so hätte er sich glücklich geschätzt. Der Grund lag darin, daß er jetzt zwar fast immer allein war, aber trotzdem nie das Gefühl des Alleinseins hatte. Er ging manchmal vor die Stadt, auf die Landstraße, einmal sogar in ein Wäldchen;

aber je einsamer der Ort war, um so stärker empfand er dort die Nähe, die Gegenwart von etwas Beunruhigendem, das ihn nicht eigentlich in Angst versetzte, aber ihn doch störte, so daß er möglichst schnell wieder in die Stadt zurückkehrte, sich unter die Menge mischte, Restaurants und Schenken besuchte und auf den Trödelmarkt und den Heumarkt ging. Hier wurde es ihm etwas leichter ums Herz, und hier kam es ihm sogar eher einsam vor. In einer Speisewirtschaft wurden gegen Abend Lieder gesungen; da saß er eine ganze Stunde dabei, hörte zu und hatte nachher die Empfindung, daß ihm das recht angenehm gewesen sei. Aber zum Schluß wurde er wieder unruhig, als ob ihn Gewissensbisse quälten: „Ich sitze hier und höre Lieder mit an und habe doch wahrhaftig Dringlicheres zu tun!" dachte er. Übrigens wurde er sich gleich dort darüber klar, daß dies nicht das einzige war, was ihn beunruhigte, sondern daß da noch etwas andres war, was eine unverzügliche Entscheidung verlangte, was er aber weder in Gedanken sich deutlich vorstellen noch mit Worten ausdrücken konnte. Alles schlang sich zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammen. „Nein, lieber doch irgendein Kampf, ... sei es wieder mit Porfiri oder mit Swidrigailow! ... Wenn mich nur recht bald jemand herausforderte oder anfiele!... Ja, ja!" dachte er. Er verließ die Speisewirtschaft und fing auf der Straße beinahe an zu laufen. Der Gedanke an Awdotja und an die Mutter jagte ihm auf einmal einen jähen Schreck ein. Dies war die Nacht, wo er vor Tagesanbruch auf der Krestowski-Insel im Gebüsch erwachte, an allen Gliedern vor Fieberfrost zitternd. Er ging nach Hause, wo er am frühen Morgen anlangte. Nach einigen Stunden Schlafs war das Fieber vorüber; aber er erwachte erst sehr spät: es war zwei Uhr nachmittags.

Es fiel ihm ein, daß auf diesen Tag Katerina Iwanownas Beerdigung angesetzt gewesen war, und er war froh darüber,

daß er nicht dabei gewesen war. Nastasja brachte ihm etwas zu essen; er aß und trank mit großem Appetit, ordentlich gierig. Sein Kopf war frischer und er selbst ruhiger als an den drei letzten Tagen. Er wunderte sich sogar einen Moment über die früheren Anfälle panischer Furcht. Da öffnete sich die Tür, und Rasumichin trat ein.

„Ah! Du ißt ja, also bist du nicht krank!" sagte Rasumichin, nahm einen Stuhl und setzte sich an den Tisch, Raskolnikow gegenüber.

Er war aufgeregt und gab sich keine Mühe, dies zu verbergen. Er redete mit sichtlichem Ärger, aber nicht hastig, und ohne die Stimme besonders zu erheben. Es war unschwer zu erkennen, daß ihn irgendeine besondere Absicht, und zwar ausschließlich eine solche, zu diesem Besuche veranlaßte.

„Höre mal!" begann er in entschlossenem Tone. „Ich schere mich den Teufel um euch alle; aber nach allem, was ich jetzt sehe, ist mir klar, daß ich von euren Geschichten nichts verstehe Bitte, glaube ja nicht, daß ich gekommen bin, um dich auszufragen; eure Geheimnisse sind mir ganz gleichgültig! Ich will gar nichts davon wissen! Und wenn du mir jetzt von selbst alles enthüllen wolltest, so würde ich es vielleicht gar nicht einmal anhören, sondern mich einfach umdrehen und weggehen. Ich bin nur hergekommen, um persönlich und zuverlässig festzustellen, ob es wahr ist, daß du verrückt geworden bist. Siehst du, manche Leute sind nämlich überzeugt, daß du entweder wirklich verrückt bist oder wenigstens starke Anlage dazu hast. Ich muß dir gestehen, daß ich selbst sehr geneigt war, dieser Meinung beizupflichten, erstens im Hinblick auf deine törichte und zum Teil schändliche Handlungsweise, die sich auf andre Art nicht erklären läßt, und zweitens wegen deines Benehmens neulich deiner Mutter und deiner Schwester gegenüber. Nur ein Unmensch und Schurke

konnte sie so behandeln, wenn es kein Verrückter war; und folglich mußtest du verrückt sein . . ."

„Wann hast du sie zuletzt gesehen?"

„Ich bin soeben bei ihnen gewesen. Aber du selbst hast sie seit damals gar nicht gesehen? Sag mal, wo treibst du dich eigentlich herum? Ich bin schon dreimal bei dir gewesen. Deine Mutter ist seit gestern ernstlich krank. Sie hatte vor, zu dir zu gehen; Awdotja Romanowna versuchte sie zurückzuhalten; aber sie wollte auf nichts hören. ‚Wenn er krank ist,' sagte sie, ‚wenn sein Geist gestört ist, wer soll ihm dann beistehen, wenn es seine Mutter nicht tut?' So kamen wir denn alle drei hierher; denn allein konnten wir sie doch nicht gehen lassen. Bis zu deiner Tür haben wir ihr zugeredet, sich doch zu beruhigen. Wir kamen herein, und du warst nicht hier; da hat sie denn hier eine Weile gesessen. Wohl zehn Minuten saß sie hier, und wir standen schweigend daneben. Dann stand sie auf und sagte: ‚Wenn er ausgeht und also gesund ist und trotzdem nicht an seine Mutter denkt, so ist es für die Mutter unschicklich und unwürdig, an seiner Schwelle zu stehen und um eine Freundlichkeit wie um ein Almosen zu betteln.' Als sie wieder nach Hause gekommen war, mußte sie sich hinlegen; jetzt hat sie Fieber. ‚Ich sehe,' sagte sie, ‚für sein Mädchen hat er Zeit.' Sie denkt sich, daß ‚dein Mädchen' diese Sofja Semjonowna ist, deine Braut oder Geliebte, was weiß ich. Ich ging sofort zu Sofja Semjonowna; denn ich wollte doch alles genau in Erfahrung bringen, Bruder. Ich kam hin und sah: da stand ein Sarg, die Kinder weinten, Sofja Semjonowna probierte ihnen Trauerkleider an. Aber du warst nicht da. Ich blickte mich um, bat um Entschuldigung, ging wieder weg und erstattete Bericht an Awdotja Romanowna. Es hatte sich also herausgestellt, daß das alles Unsinn war und du gar keine Geliebte hast, und als das Wahrscheinlichste ergab sich somit Ver-

rücktheit. Aber nun muß ich sehen, daß du hier sitzt und gekochtes Rindfleisch schlingst, als hättest du drei Tage lang nichts gegessen. Freilich essen auch Verrückte; aber obwohl du kein Wort zu mir gesagt hast, bin ich doch fest überzeugt, daß du nicht verrückt bist! Darauf möchte ich einen Eid ablegen. Das steht also jetzt von vornherein fest, daß du nicht verrückt bist. Und darum mag euch alle zusammen der Teufel holen; denn da steckt irgendein Geheimnis dahinter, und ich habe keine Lust, mir über eure Geheimnisse den Kopf zu zerbrechen. Ich bin nur hergekommen, um mich mal ordentlich sattzuschimpfen," schloß er und stand auf, „und um mir eine Herzenserleichterung zu verschaffen; aber ich weiß schon, was ich jetzt zu tun habe!"

„Was willst du denn jetzt tun?"

„Was geht dich das an, was ich jetzt tun will?"

„Paß mal auf, du wirst dich dem Trunke ergeben!"

„Woher ... woher weißt du das?"

„Das zu erraten, ist gerade kein Kunststück!"

Rasumichin schwieg ein Weilchen.

„Du warst von jeher ein sehr scharfblickender Mensch und bist niemals, niemals verrückt gewesen," bemerkte er dann plötzlich sehr eifrig. „Du hast ganz recht: ich werde mich dem Trunke ergeben! Leb wohl!"

Er machte eine Bewegung nach der Tür zu.

„Ich habe über dich, es war ja wohl vorgestern, mit meiner Schwester gesprochen, Rasumichin."

„Über mich! Ja ... wo kannst du sie denn vorgestern zu sehen bekommen haben?" fragte Rasumichin stehen bleibend; er war sogar ein wenig blaß geworden, und man konnte merken, daß sein Herz langsamer und mit Anstrengung klopfte.

„Sie war hierhergekommen, sie allein; sie saß hier und sprach mit mir."

„Das hat sie getan?“

„Allerdings!“

„Was hast du denn zu ihr gesagt, ... ich meine, über mich?“

„Ich habe zu ihr gesagt, daß du ein sehr guter, ehrenhafter, arbeitsamer Mensch wärest. Daß du sie liebst, habe ich ihr nicht gesagt, weil sie das selbst weiß.“

„Das weiß sie selbst?“

„Natürlich! Wo auch immer ich sein mag, was auch immer mir zustoßen mag, bleibe du bei meiner Mutter und bei meiner Schwester als ihr Beschützer. Ich lege sie sozusagen beide in deine Hände. Ich sage das, weil ich genau weiß, wie sehr du meine Schwester liebst, und weil ich von der Reinheit deines Herzens überzeugt bin. Ich weiß ferner, daß auch sie dich liebgewinnen kann und sogar vielleicht schon liebt. Nun wähle selbst, was du für das Beste hältst: ob du dich dem Trunke ergeben willst oder nicht.“

„Rodion ... Ja, siehst du ... Nun ... Ach, zum Teufel! Aber wohin willst du denn eigentlich gehen? Siehst du: wenn das ein Geheimnis ist, dann sag mir nichts davon! Aber ich ... ich werde das Geheimnis schon noch erfahren ... Ich bin überzeugt, daß es sich dabei sicher nur um irgendeinen Unsinn, um reine Lappalien handelt und daß du allein die ganze Geschichte eingerührt hast. Im übrigen aber bist du ein vortrefflicher Mensch! Ein ganz vortrefflicher Mensch!“

„Ich wollte eigentlich noch hinzufügen, aber du unterbrachst mich, daß das vorhin eine sehr vernünftige Äußerung von dir war, du hättest gar nicht die Absicht, in diese Geheimnisse einzudringen. Laß das alles vorläufig auf sich beruhen und beunruhige dich nicht darüber. Du wirst alles seinerzeit erfahren, nämlich so bald als nötig. Gestern hat jemand zu mir gesagt, der

Mensch brauche Luft, Luft, Luft! Ich will gleich zu ihm gehen und ihn fragen, was er darunter versteht."

Rasumichin stand aufgeregt und mit seinen Gedanken beschäftigt da; er suchte sich etwas zurechtzulegen.

„Er ist ein politischer Verschwörer! Ganz bestimmt! Und er steht unmittelbar vor einem entscheidenden Schritte, das ist sicher! Es kann nicht anders sein, und ... und Awdotja weiß davon ...", dachte er bei sich.

„Also zu dir kommt Awdotja Romanowna," sagte er langsam und nachdrücklich, „und du selbst beabsichtigst, mit jemand zusammenzukommen, der da meint, man brauche mehr Luft, mehr Luft, und ... und folglich steht auch dieser Brief damit in irgendwelcher Beziehung," schloß er, als spräche er mit sich selbst.

„Was für ein Brief?"

„Sie hat heute durch einen Boten einen Brief erhalten, der sie sehr aufgeregt hat. Sehr, gar zu sehr. Ich fing an, von dir zu sprechen; aber sie bat mich zu schweigen. Darauf ... darauf sagte sie, wir würden uns vielleicht sehr bald trennen müssen; darauf begann sie, mir, ich weiß nicht wofür, in warmen Ausdrücken zu danken; dann ging sie in ihr Zimmer und schloß sich ein."

„Sie hat einen Brief erhalten?" fragte Raskolnikow nachdenklich.

„Jawohl; hast du nichts davon gewußt? Hm! ..."

Sie schwiegen beide einen Augenblick.

„Leb wohl, Rodion! Weißt du, Bruder, ich ... Eine Zeitlang habe ich ... Nun aber, leb wohl; sieh mal, eine Zeitlang ... Nun, adieu! Ich muß gehen. Dem Trunke werde ich mich nicht ergeben. Jetzt ist das nicht nötig ... Wenn du das denkst, irrst du dich!"

Eilig ging er hinaus; aber als er schon draußen war und bei-

nahe schon die Tür hinter sich zugemacht hatte, öffnete er sie plötzlich noch einmal und sagte, indem er dabei zur Seite blickte:

„Da fällt mir noch ein: du erinnerst dich gewiß an diesen Mord, an das Gespräch mit Porfiri, an die alte Frau? Na also, dann wollte ich dir nur sagen, daß der Mörder gefunden ist; er hat die Tat selbst eingestanden und der Behörde alle Beweise gegen sich in die Hand gegeben. Denke dir nur, es ist einer von jenen Malergesellen, du besinnst dich, ich habe sie hier bei dir noch so warm verteidigt. Kannst du es wohl glauben, daß er diese ganze Szene, die Prügelei mit seinem Kameraden und das Gelächter auf der Treppe, als der Hausknecht und die zwei Zeugen hinaufstiegen, absichtlich veranstaltet hat, um den Verdacht von sich abzulenken? Welche Schlauheit, welche Geistesgegenwart bei so einem jungen Racker! Es fällt einem schwer, daran zu glauben; aber er hat selbst alles so dargelegt und selbst alles gestanden! Und wie habe ich mich blamiert! Nun, meiner Ansicht nach ist er eben einfach ein Genie in der Verstellungskunst und Findigkeit, ein Genie in der Kunst, die Behörden hinters Licht zu führen, — und somit ist kein Grund vorhanden, besonders erstaunt zu sein! Warum sollen nicht auch solche Genies vorkommen können? Und wenn er nicht imstande gewesen ist seine Rolle bis zu Ende durchzuführen, sondern ein Geständnis abgelegt hat, so wird mir seine Aussage dadurch nur noch glaubhafter. Sie erweckt so noch mehr Zutrauen! . . . Aber wie habe ich mich damals blamiert! Und ich hatte mich so gewaltig für diese Menschen ins Zeug gelegt!"

„Sag doch mal, woher hast du denn das erfahren, und warum interessiert es dich so?" fragte Raskolnikow in sichtlicher Aufregung.

„Na, so was! Warum mich das interessiert, fragt der Mensch!

... Erfahren habe ich es von Porfiri, auch von andern. Übrigens fast alles von ihm ..."

„Von Porfiri?"

„Gewiß."

„Was ... was hat er denn darüber gesagt?" fragte Raskolnikow ängstlich.

„Er hat mir den Hergang ganz vortrefflich erklärt, ... psychologisch, so auf seine Art."

„Er hat es dir erklärt? Er selbst?"

„Jawohl, er selbst; aber nun adieu! Ein andermal will ich dir mehr davon erzählen; aber jetzt habe ich zu tun. Ja, ... eine Zeitlang habe ich gedacht ... Na, lassen wir es jetzt; ein andermal! ... Warum sollte ich mich jetzt betrinken? Du hast mich auch ohne Schnaps betrunken gemacht. Ganz betrunken bin ich, Rodion! Ohne Schnaps bin ich jetzt betrunken; na, nun adieu; ich komme schon mal wieder her; sehr bald!"

Er ging hinaus.

„Er ist ein politischer Verschwörer, ganz sicher!" dachte Rasumichin mit größter Bestimmtheit, während er langsam die Treppe hinabstieg. „Auch seine Schwester hat er mit hineingezogen; bei Awdotjas Charakter ist das verständlich, sehr verständlich. Sie haben Zusammenkünfte! ... Auch sie selbst hat mir ja Andeutungen darüber gemacht ... Aus vielen ihrer Äußerungen, ... aus manchem kurz hingeworfenen Worte, ... aus ihren Andeutungen läßt sich alles mit Sicherheit entnehmen! Und wie wäre denn auch dieser ganze Wirrwarr anders zu erklären? Hm! Und ich dachte schon ... O Gott, wie habe ich nur so etwas denken können! Ja, das war eine Verirrung von mir, und ich habe ihm schweres Unrecht getan! Damals bei der Lampe auf dem Korridor hat er mich zu dieser Verirrung gebracht! Pfui, was war das für ein abscheulicher, roher, gemeiner Gedanke von

mir! Sehr brav von diesem Nikolai, daß er es eingestanden hat . . . Und wie einfach sich jetzt alles Vorhergegangene erklärt! Seine Krankheit von damals, sein ganzes sonderbares Benehmen; und auch früher, als er noch auf der Universität war, wie finster und mürrisch war er da immer! . . . Aber was hat es jetzt mit diesem Briefe für eine Bewandtnis? Da steckt vielleicht auch so etwas dahinter. Von wem ist dieser Brief? Ich vermute. . . Hm! Nein, das will ich schon alles herausbekommen."

Er dachte an Awdotja und kombinierte allerlei über sie; es wurde ihm ganz angst ums Herz. Aber er riß sich von der Stelle, wo er in Gedanken stehen geblieben war, los und stürmte davon.

Sobald Rasumichin fortgegangen war, stand Raskolnikow auf, wandte sich zum Fenster, rannte dann bald gegen die eine, bald gegen die andre Wand an, als hätte er die Enge seines Kämmerchens vergessen, . . . und setzte sich wieder auf das Sofa. Es war, als sei er ein ganz neuer Mensch geworden; er hatte wieder einen Kampf vor sich, und darin lag die Möglichkeit der Rettung, ein Ausweg!

Ja, da zeigte sich ein Ausweg! Die Ereignisse der letzten Zeit hatten aber auch gar zu schwer auf ihm gelastet, einen qualvollen Druck auf ihn ausgeübt und ihn zu ersticken gedroht; eine Art von Betäubung hatte ihn befallen gehabt. Seit der Szene mit Nikolai in Porfiris Bureau war es ihm gewesen, als ob er nicht mehr Atem holen könne vor Beklemmung. Nach dieser Szene mit Nikolai hatte an demselben Tage die Unterredung mit Sofja stattgefunden; seine Aufgabe hatte er dabei ganz und gar nicht in der Weise durchgeführt und zu Ende gebracht, wie er sich das vorher hatte vorgenommen gehabt, . . . er war dabei eben schwach geworden, plötzlich und vollständig! Mit einem Male! Und er hatte damals Sofja zugestimmt, von ganzem Herzen zugestimmt, daß er mit einer solchen Last auf der Seele

so ganz allein nicht weiterleben könne! Und Swidrigailow? Swidrigailow war ein Rätsel ... Swidrigailow beunruhigte ihn, allerdings, aber doch nach einer andern Richtung hin. Auch mit Swidrigailow stand ihm vielleicht ein Kampf bevor. Mit Swidrigailow konnte er vielleicht zurechtkommen; aber Porfiri, das war eine andre Sache.

Also Porfiri hatte diesem Rasumichin selbst den Hergang erklärt, psychologisch erklärt! Hatte er wieder seine verfluchte Psychologie ins Treffen geführt! Porfiri hatte das getan? Sollte denn Porfiri auch nur einen Augenblick lang an Nikolais Schuld geglaubt haben, nach dem Gespräche, das sie miteinander geführt hatten, nach jener Szene, die sich vor Nikolais Eintritt zwischen ihnen beiden abgespielt hatte und für die es keine andre ausreichende Erklärung gab außer einer einzigen? (Raskolnikow hatte sich in diesen Tagen mitunter einzelne Bruchstücke der Szene mit Porfiri flüchtig durch den Kopf gehen lassen; die vollständige Erinnerung an den gesamten Vorgang hätte er nicht ertragen können.) Es waren bei diesem Gespräche von ihnen beiden solche Ausdrücke gebraucht worden, es waren solche Bewegungen und Gesten vorgekommen, sie hatten solche Blicke miteinander gewechselt, manches in einem solchen Tone gesprochen, die Sache hatte sich derartig zugespitzt gehabt, daß nach alledem dieser Nikolai, welchen Porfiri gleich beim ersten Worte und bei der ersten theatralischen Bewegung richtig beurteilt hatte, das eigentliche Fundament seiner Überzeugung nicht hatte erschüttern können.

Beachtenswert war doch auch, daß sogar Rasumichin bereits Verdacht geschöpft gehabt hatte! Die Szene auf dem Korridor bei der Lampe mußte doch stark auf ihn gewirkt haben. Er war inzwischen zu Porfiri hingelaufen ... Aber zu welchem Zwecke hatte ihn dieser hinters Licht geführt? In welcher Absicht hatte

er Rasumichin dazu veranlaßt, Nikolai für den Täter zu halten? Ganz sicher hatte er dabei etwas vor; er verfolgte einen bestimmten Plan; aber welchen? Seit jenem Vormittag war allerdings schon geraume Zeit vergangen, sehr viel Zeit, und von Porfiri war nichts zu hören und zu sehen gewesen. Das war natürlich ein besonders schlimmes Zeichen ... Raskolnikow griff nach seiner Mütze und ging, mit seinen Gedanken beschäftigt, zur Tür. Es war während dieser ganzen Zeit der erste Tag, wo er sich wenigstens bei klarem Bewußtsein fühlte. „Ich muß die Angelegenheit mit Swidrigailow ins reine bringen," dachte er, „und zwar so schnell wie möglich, um jeden Preis; auch der scheint darauf zu warten, daß ich selbst zu ihm komme." In diesem Augenblick flammte in seinem müden Herzen plötzlich ein solcher Haß auf, daß er wohl fähig gewesen wäre, einen von diesen beiden, Swidrigailow oder Porfiri, ohne weiteres zu ermorden. Er hatte wenigstens die Empfindung, daß er, wenn nicht jetzt, so doch später imstande sein würde dies zu tun. „Wir wollen sehen, wir wollen sehen!" sagte er vor sich hin.

Aber in dem Moment, als er die Tür nach dem Flur öffnete, stieß er mit Porfiri selbst zusammen. Dieser trat zu ihm ins Zimmer. Raskolnikow war einen Augenblick ganz starr, aber eben auch nur einen Augenblick. Merkwürdig: er war über Porfiris Erscheinen nicht sonderlich erstaunt und fast gar nicht erschrocken. Er war nur zusammengezuckt, hatte sich aber schnell, augenblicklich wieder gefaßt. „Vielleicht kommt nun die Lösung! Aber wie hat er es nur angestellt, daß er so leise hergekommen ist wie eine Katze und ich gar nichts davon gehört habe? Ob er am Ende gar an der Tür gehorcht hat?"

„Sie haben meinen Besuch gewiß nicht erwartet, Rodion Romanowitsch!" rief Porfiri Petrowitsch lachend. „Ich hatte schon lange vor, einmal bei Ihnen vorzusprechen; nun kam ich

jetzt gerade vorbei und dachte: warum soll ich nicht auf ein paar Minuten herangehen und sehen, was er macht? Wollten Sie ausgehen? Ich will Sie nicht lange aufhalten. Nur auf eine Zigarette, wenn Sie gestatten."

„Bitte, nehmen Sie Platz, Porfiri Petrowitsch, bitte, nehmen Sie Platz!" lud ihn Raskolnikow ein, und sein Gesicht zeigte dabei einen so erfreuten, freundschaftlichen Ausdruck, daß er sich selbst gewundert haben würde, wenn er sich hätte sehen können. Er hatte den letzten Rest seiner seelischen Kraft zusammengesucht. So steht ein Mensch manchmal eine halbe Stunde lang Todesangst vor einem Räuber aus; wenn ihm aber dann wirklich das Messer an die Kehle gesetzt wird, ist die Angst verschwunden. Er setzte sich seinem Besucher gerade gegenüber und blickte ihn an, ohne mit den Wimpern zu zucken. Porfiri kniff die Augen zusammen und rauchte eine Zigarette an.

„Nun sprich, sprich!" rief es in Raskolnikows Innerem. „Vorwärts, vorwärts! Warum sprichst du nicht?"

II

„Ja, ja, diese Zigaretten!" begann Porfiri Petrowitsch endlich, nachdem er seine Zigarette angeraucht und wieder Atem geschöpft hatte. „Es ist für mich ein Verderb, der reine Verderb, aber ich kanns nicht lassen! Ich muß danach husten und bekomme Kratzen im Halse und Atembeschwerden. Wissen Sie, ich bin ängstlich, ich ging neulich zu Doktor B . . . n; der untersucht jeden Patienten mindestens eine halbe Stunde lang. Als er mich ansah, lachte er; dann beklopfte und behorchte er mich und sagte unter anderm: ‚Das Tabakrauchen ist Ihnen nicht zuträglich; Ihre Lungen sind erweitert.' Aber wie soll ich das Rauchen unterlassen? Wie soll ich einen Ersatz dafür finden? Ich trinke nicht, das ist das ganze Malheur, he-he-he; ja, es ist

ein Malheur, daß ich nicht trinke! So hat alles sein Gutes und sein Schlimmes, Rodion Romanowitsch, sein Gutes und sein Schlimmes!"

„Warum greift er denn wieder zu einem ähnlichen Gesprächsstoff wie neulich?" dachte Raskolnikow voll Widerwillen. Der ganze Hergang bei ihrem letzten Zusammensein kam ihm auf einmal ins Gedächtnis, und dasselbe Gefühl, das er damals gehabt hatte, flutete wie eine Welle durch sein Herz.

„Ich bin schon vorgestern abend einmal hier bei Ihnen gewesen; Sie wissen wohl nichts davon?" fuhr Porfiri Petrowitsch fort und blickte im Zimmer umher. „In diesem Zimmer hier war ich. Ich kam, ebenso wie heute, am Hause vorbei und dachte: will ihm doch einen Gegenbesuch machen. Ich ging hinauf, das Zimmer stand weit offen; ich sah mich um, wartete ein Weilchen und ging wieder weg; ich habe mich nicht einmal bei Ihrem Dienstmädchen gemeldet. Sie schließen Ihr Zimmer nicht zu?"

Raskolnikows Gesicht wurde immer finsterer. Porfiri schien seine Gedanken zu erraten.

„Ich bin gekommen, um mich mit Ihnen auszusprechen, bester Rodion Romanowitsch, um mich mit Ihnen auszusprechen! Das empfinde ich als meine Pflicht und Schuldigkeit Ihnen gegenüber," fuhr er lächelnd fort und klopfte sogar Raskolnikow mit der Hand leicht auf das Knie.

Aber fast in demselben Augenblicke nahm sein Gesicht plötzlich eine ernste, sorgenvolle Miene an; ja, zu Raskolnikows Verwunderung breitete sich sogar ein Ausdruck von Traurigkeit darüber aus. Er hatte ein solches Gesicht noch nie bei ihm gesehen und ihn dessen auch gar nicht für fähig gehalten.

„Es hat sich das letzte Mal eine eigentümliche Szene zwischen uns beiden abgespielt, Rodion Romanowitsch. Eigentlich auch wohl schon bei unserer ersten Begegnung; aber damals ... Na,

wir wollen es jetzt zusammenfassen! Nun also: ich habe mich Ihnen gegenüber vielleicht sehr ungehörig benommen; das fühle ich. Erinnern Sie sich wohl noch: als wir uns trennten, da waren Ihre Nerven heftig erregt, und Ihre Knie zitterten, und meine Nerven waren auch heftig erregt und meine Knie zitterten. Und wissen Sie, wir benahmen uns damals gegeneinander eigentlich nicht mehr in geziemender Form, nicht gentlemanlike. Wir sind ja aber doch gentlemen, das heißt, unter allen Umständen und in erster Linie gentlemen; das müssen wir immer festhalten; Sie erinnern sich wohl, wie weit es damals zwischen uns kam, ... es war schon geradezu unziemlich."

„Was will er denn eigentlich, und wofür hält er mich?" fragte sich Raskolnikow erstaunt; er hob den Kopf in die Höhe und blickte seinem Besucher voll ins Gesicht.

„Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß es für uns jetzt das Beste ist, wenn wir ganz offenherzig miteinander verhandeln," fuhr Porfiri Petrowitsch fort; er drehte dabei den Kopf ein wenig zur Seite und schlug die Augen nieder, als wünsche er nicht mehr, sein ehemaliges Opfer durch seinen Blick in Verwirrung zu versetzen, und als verschmähe er seine früheren Kunstgriffe und Listen. „Ja, solche Verdächtigungen und solche Szenen darf man nicht zu lange dauern lassen. Damals hat uns Nikolai noch auseinandergebracht; sonst weiß ich nicht, wie weit die Sache zwischen uns noch gegangen wäre. Dieser verdammte Kleinbürger saß damals bei mir während unseres ganzen Gesprächs hinter der Zwischenwand, — können Sie sich das vorstellen? Das ist Ihnen gewiß bereits bekannt; auch weiß ich selbst, daß er nachher bei Ihnen gewesen ist. Aber was Sie damals vermuteten, traf nicht zu: ich hatte nach niemandem geschickt und damals noch keinerlei Anordnungen getroffen. Sie werden mich fragen, warum ich das unterlassen hatte. Ja, was

soll ich Ihnen darauf antworten? Mir selbst war die ganze Geschichte damals gar zu plötzlich gekommen. Ich hatte eben erst hingeschickt und die Hausknechte holen lassen. Sie haben die Hausknechte gewiß im Vorbeigehen bemerkt. Damals fuhr mir blitzschnell ein Gedanke durch den Kopf; sehen Sie wohl, Rodion Romanowitsch, ich war damals ganz fest überzeugt. Na, dachte ich, wenn ich auch andre Maßnahmen vorläufig unterlasse, so will ich doch e i n Mittel zur Anwendung bringen; dann habe ich wenigstens das Meinige getan. Sie sind außerordentlich reizbar, Rodion Romanowitsch, offenbar von Natur, sogar übermäßig reizbar, neben allen andern Grundzügen Ihres Charakters und Herzens, die ich mir, wenigstens teilweise, richtig erkannt zu haben schmeichle. Na, natürlich sagte ich mir, sogar in jenem Augenblicke: immer glückt das nicht, daß ein Mensch so einfach aufsteht und einem sein ganzes Geheimnis ausplaudert. Vorkommen tut das ja freilich, namentlich, wenn man einen völlig aus der Fassung bringt; aber es ist doch immerhin ein seltner Fall. Das konnte ich mir selbst sagen. Aber ich dachte: wenn ich nur eine kleine Handhabe dabei gewinne! Und wenn es auch nur eine ganz kleinwinzige ist, nur eine einzige, aber so eine, daß man wirklich zufassen kann, etwas Konkretes, und nicht diese bloßen psychologischen Gründe. Denn, dachte ich, wenn jemand schuldig ist, so kann man doch gewiß erwarten, jedenfalls irgend etwas Tatsächliches von ihm herauszubekommen; man darf sogar auf ein ganz unerwartetes Resultat spekulieren. Ich gründete damals meine Spekulation auf Ihren Charakter, Rodion Romanowitsch, ganz besonders auf Ihren Charakter! Darauf setzte ich damals meine größte Hoffnung."

„Ja, wozu . . . wozu sagen Sie mir denn das alles jetzt?" murmelte Raskolnikow endlich, ohne sich von seiner eigenen Frage ordentlich Rechenschaft zu geben.

„Was will er nur mit diesen Reden?" fragte er sich ratlos. „Hält er mich wirklich für unschuldig?"

„Wozu ich Ihnen das sage? Ich bin ja hergekommen, um mich mit Ihnen auszusprechen; das halte ich sozusagen für meine heilige Pflicht. Ich will Ihnen alles ganz genau erzählen, wie alles gewesen ist, den ganzen Hergang meiner damaligen Verblendung, um mich so auszudrücken. Ich habe Sie schwer leiden lassen, Rodion Romanowitsch; aber ich bin kein Unmensch. Ich begreife völlig, wie entsetzlich es einem vom Schicksal niedergedrückten, aber stolzen, selbstbewußten, ungeduldigen Menschen, ja, ganz besonders einem ungeduldigen Menschen, sein muß, das alles über sich ergehen zu lassen! Ich halte Sie jedenfalls für einen durchaus vornehm denkenden Menschen, sogar mit Anlage zur Hochherzigkeit, obgleich ich nicht mit allen Ihren Anschauungen übereinstimme, was ich mich für verpflichtet halte, Ihnen von vornherein geradezu und mit vollständiger Aufrichtigkeit zu erklären; denn es liegt mir völlig fern, Sie täuschen zu wollen. Sobald ich Sie kennen gelernt hatte, fühlte ich mich zu Ihnen hingezogen. Sie lachen vielleicht über das, was ich da sage? Dazu sind Sie berechtigt. Ich weiß, daß ich Ihnen gleich vom ersten Blicke an zuwider war; denn ich bin ja auch wirklich nicht dazu angetan, daß mich jemand gern haben sollte. Aber urteilen Sie über mich, wie Sie wollen; jetzt jedenfalls wünsche ich meinerseits, mit allen Mitteln den übeln Eindruck, den ich hervorgebracht habe, wieder gutzumachen und zu beweisen, daß auch ich ein Mensch bin, der ein Herz und ein Gewissen hat. Ich rede ganz aufrichtig."

Porfiri Petrowitsch machte würdevoll eine Pause. Raskolnikow fühlte, wie eine neue Schreckempfindung ihn überkam. Der Gedanke, daß Porfiri ihn für unschuldig halte, hatte auf einmal für ihn etwas Beängstigendes.

„Alles der Reihe nach zu erzählen, wie die Geschichte damals plötzlich anfing," fuhr Porfiri Petrowitsch fort, „ist wohl kaum nötig, ich meine sogar, völlig überflüssig. Ich würde es auch kaum zustande bringen können. Denn wie läßt sich das so im einzelnen darlegen? Ganz zuerst tauchten Gerüchte auf. Was das für Gerüchte waren, und von wem sie ausgingen, und wann sie mir zu Ohren kamen, und aus welchem Anlasse die Aufmerksamkeit gerade auf Sie gelenkt wurde, auch das alles zu erzählen halte ich für überflüssig. Was mich persönlich anlangt, so kam ich auf diesen Gedanken zuerst durch einen Zufall, durch einen ganz zufälligen Zufall, der ganz ebensogut, wie er eintrat, auch hätte nicht eintreten können. Was das für ein Zufall war? Hm! Ich glaube, darüber brauchen wir auch nicht zu reden. Alles dies, die Gerüchte und der Zufall, wirkten in meinem Kopfe zur Entstehung eines bestimmten Gedankens zusammen. Ich gestehe offen (denn wenn man einmal gesteht, muß man auch alles gestehen): ich war der erste, der damals auf Sie verfiel. Allerdings, die Notizen, die die alte Frau auf den Pfandstücken gemacht hatte, und allerlei andre Indizien, — das war alles wertlos. Solche Indizien gibt es immer massenhaft. Ich hatte damals auch Gelegenheit, von der Szene im Polizeibureau mit allen Einzelheiten zu erfahren, gleichfalls ganz zufällig, aber nicht nur so obenhin, sondern von einem besonders zuverlässigen Berichterstatter, der, ohne sich dessen selbst bewußt zu sein, diese Szene in bewundernswerter Weise wiedergab. Sehen Sie, liebster Rodion Romanowitsch, so kam eins zum andern. Da mußten ja die Gedanken ganz von selbst eine bestimmte Richtung nehmen. Aus hundert Kaninchen wird niemals ein Pferd und aus hundert Verdachtsgründen niemals ein Beweis, sagt ein englisches Sprichwort. Das ist indes nur so ein Vernunftsatz; aber nun versuche mal einer mit seinen Affekten zurechtzu-

kommen, mit seinen Affekten; denn ein Untersuchungskommissar ist doch schließlich auch nur ein Mensch. Ich erinnerte mich damals auch an Ihre Abhandlung in einer Zeitschrift; Sie besinnen sich wohl, wir haben bei dem ersten Besuche, den Sie mir machten, ausführlich darüber gesprochen. Ich habe mich damals über Ihre Abhandlung lustig gemacht; aber das hatte nur den Zweck, Sie weiter hervorzulocken. Ich wiederhole, Sie sind sehr ungeduldig und sehr krank, Rodion Romanowitsch. Daß Sie von kühner, hochfahrender Sinnesart sind, ein ernstes Temperament besitzen und schon viele Empfindungen in Ihrem Leben durchgemacht haben, alles das wußte ich schon längst. All solche Seelenzustände sind mir wohlbekannt, und als ich Ihre Abhandlung las, hatte ich das Gefühl, als läse ich etwas Bekanntes. In schlaflosen Nächten und in fanatischer Erregung haben Sie sich diese Gedanken zurechtgelegt, mit hochschwellendem, stark pochendem Herzen, mit verhaltenem Enthusiasmus. Aber er ist gefährlich, dieser verhaltene, stolze Enthusiasmus der Jugend! Ich habe mich damals darüber lustig gemacht, will Ihnen aber jetzt gern bekennen, daß ich solche jugendlichen, hitzigen, schriftstellerischen Erstlingsversuche außerordentlich liebe, das heißt, so als stiller Beschauer. Ich möchte sagen: es ist das ein Dunst und Nebel, und aus dem Nebel heraus ertönt eine Saite. Ihre Abhandlung ist unsinnig und phantastisch; aber man spürt darin eine solche Überzeugungstreue, einen jugendlichen, unbestechlichen Stolz, die Kühnheit der Verzweiflung. Es ist eine trübe, düstere Abhandlung; aber das ist ganz gut so. Ich las Ihre Abhandlung bald nach dem Erscheinen und legte sie beiseite und dachte damals gleich: ‚Na, mit dem Menschen passiert noch mal etwas!‘ Und nun sagen Sie einmal selbst: nachdem all das vorangegangen war, wie sollte man sich da durch das, was folgte, nicht zu einem Verdachte hinreißen lassen? (Ach, mein Gott,

sage ich denn etwa jetzt irgend etwas gegen Sie? Behaupte ich denn etwa jetzt irgend etwas? Ich teile Ihnen ja nur meine damaligen Beobachtungen mit.) Aber ich dachte: ‚Was liegt hier für Material vor? Hier liegt nichts vor, gar nichts liegt vor, vielleicht im strengsten Sinne des Wortes nichts. Es paßt sich sogar für mich als Untersuchungskommissar ganz und gar nicht, daß ich mich zu einer solchen Meinung hinreißen lasse; ich habe ja diesen Nikolai in Händen, und zwar mit äußeren Beweisen. Im übrigen mag man ja verschiedener Ansicht sein; aber die äußeren Beweise! Und ein psychologischer Hergang läßt sich doch auch bei ihm konstruieren; ich muß diesen Menschen studieren, denn hier handelt es sich um Leben und Tod.‘ Warum setze ich Ihnen all das jetzt auseinander? Damit Sie es wissen und mich nicht in Ihrem Verstande und Herzen anklagen, als hätte ich mich neulich boshaft gegen Sie benommen. Es war nicht boshaft, sage ich Ihnen ganz aufrichtig, he-he! Was meinen Sie: ich hätte damals keine Haussuchung bei Ihnen veranstaltet? Ich habe es getan, ich habe es getan, he-he! Ich habe es getan, als Sie hier krank im Bette lagen. Es ist nicht offiziell geschehen und nicht von mir in eigener Person; aber geschehen ist es. Bis aufs letzte Tüpfelchen wurde bei Ihnen hier in der Wohnung alles revidiert, noch auf frischer Tat: — aber en vain! Da dachte ich denn: jetzt wird dieser Mensch zu mir kommen, von selbst wird er kommen, und sehr bald; wenn er schuldig ist, kommt er ganz bestimmt. Ein andrer würde nicht kommen; aber dieser wird kommen. Und erinnern Sie sich noch, wie Herr Rasumichin damals Ihnen gegenüber herausplatzte? Das hatten wir so in die Wege geleitet, um Sie aufzuregen; wir hatten nämlich absichtlich von solchen Gerüchten gesprochen, damit er sich Ihnen gegenüber verschnappen sollte; denn Herr Rasumichin ist ein Mann, der seine Entrüstung nicht zu beherrschen vermag. Herrn

Sametow fiel vor allem Ihr Ingrimm und Ihre unverhohlene Kühnheit auf: wie kann auch jemand in einem Restaurant plötzlich so damit herauskommen: „Ich habe einen Mord begangen!“ Das ist doch gar zu kühn, gar zu dreist, dachte ich; und wenn er schuldig ist, so ist er ein furchtbarer Gegner! So dachte ich damals. Und ich wartete! Ich wartete auf Sie mit größter Spannung. Unsern Sametow hatten Sie damals vollständig unterbekommen, und ... das ist ja eben das Malheur, daß diese nichtswürdigen psychologischen Folgerungen immer ihre zwei Seiten haben! Also ich wartete auf Sie, und siehe da: Gott sandte Sie mir zu, Sie kamen! Mir klopfte ordentlich das Herz. Ach! Nun, warum mußten Sie damals zu mir kommen? Und Ihr Lachen, Ihr Lachen, als Sie zu mir ins Zimmer traten; erinnern Sie sich? Ich sah in Sie hinein, als ob Ihre Brust von Glas wäre. Hätte ich aber auf Sie nicht gerade in dieser besonderen Stimmung gewartet, so würde ich auch in Ihrem Lachen nichts gefunden haben. Sehen Sie wohl, wieviel darauf ankommt, daß man in einer gewissen Stimmung ist. Und Herr Rasumichin damals ... Ach, und der Stein, der Stein, erinnern Sie sich? Der Stein, unter dem noch jetzt die Wertsachen verborgen liegen! Mir war geradezu, als sähe ich ihn irgendwo in einem Gemüsegarten; von einem Gemüsegarten hatten Sie ja schon zu Sametow gesprochen, und dann nachher bei mir zum zweiten Male. Und als wir dann anfingen, Ihre Abhandlung zu besprechen und Sie sie näher erläuterten, da faßte ich jedes Ihrer Worte in zwiefachem Sinne auf, als ob noch ein andres Wort dahinter verborgen wäre! Na also, sehen Sie, Rodion Romanowitsch, auf diese Weise verfolgte ich die eingeschlagene Richtung immer weiter und weiter, und erst als ich mit der Stirn gegen ein Hindernis anrannte, kam ich zur Besinnung. ‚Nein,‘ sagte ich mir, ‚was tue ich denn da? Wenn man Lust hat,

so kann man all das restlos in ganz anderem Sinne erklären, und eine solche Erklärung macht dann sogar noch einen natürlicheren Eindruck.' Es war eine rechte Qual! ‚Nein,' dachte ich, ‚wenn ich doch nur so eine kleine Handhabe hätte!' Und als ich nun damals von diesem Ziehen an der Türklingel hörte, da wurde ich ordentlich starr, ein Zittern lief mir über den ganzen Leib. ‚Na,' dachte ich, ‚da habe ich ja meine Handhabe, da habe ich sie ja!' Und nun hörte ich auf, mir den Kopf zu zerbrechen; ich hatte einfach keine Lust mehr dazu. Tausend Rubel hätte ich in jenem Augenblicke aus meiner eigenen Tasche dafür gegeben, wenn ich Sie nur mit eigenen Augen hätte gesehen gehabt: wie Sie damals hundert Schritte neben dem Kleinbürger hergingen, nachdem er Ihnen ins Gesicht gesagt hatte: ‚Mörder!' und die ganzen hundert Schritte lang keine Frage an ihn zu richten wagten! . . . Nun, und dieses Frostgefühl im Rückenmark? Und das Ziehen an der Türklingel im Zustande der Krankheit, des halben Fieberwahns? Also wie können Sie sich nach alledem darüber wundern, Rodion Romanowitsch, daß ich mit Ihnen damals solche Späßchen machte? Und warum mußten Sie auch gerade in jenem Augenblicke zu mir kommen? Wahrhaftig, ganz als ob Sie jemand zu mir hingetrieben hätte; und wenn uns nicht Nikolai noch auseinandergebracht hätte, so . . . Erinnern Sie sich noch an die Geschichte mit Nikolai damals? Haben Sie das noch gut im Gedächtnis? Das war ja ein Blitzstrahl, ein Donnerschlag, die auf uns niederprasselten! Na, und wie stellte ich mich dazu? Ich habe diesem Blitz und Donner nicht im geringsten Glauben geschenkt; das haben Sie ja selbst gesehen! Ja, noch mehr! Nachher, als Sie weggegangen waren und er mir über manche Punkte auf meine Fragen durchaus passende Auskunft gab, so daß ich selbst erstaunt war, auch da habe ich ihm absolut nichts geglaubt! Sehen Sie, so fest war

meine Überzeugung, wie Stahl und Eisen. ‚Nein,‘ dachte ich, ‚daraus wird nichts! Dagegen kann dieser Nikolai nichts ausrichten!‘“

„Aber Rasumichin hat mir doch eben erst mitgeteilt, Sie hielten auch jetzt noch Nikolai für schuldig, und Sie selbst hätten auch ihn, Rasumichin, davon überzeugt, daß . . .“

Der Atem versagte ihm, so daß er den Satz nicht zu Ende sprechen konnte. Er hörte in unbeschreiblicher Erregung zu, wie ein Mensch, der ihn völlig durchschaut hatte, seine eigene Erkenntnis verleugnete. Er fürchtete sich, dies zu glauben, und glaubte es nicht. In den immer noch zweideutigen Worten Porfiris suchte und haschte er mit ängstlichem Eifer nach etwas Deutlicherem, Bestimmterem.

„Herr Rasumichin!“ rief Porfiri Petrowitsch in einem Tone, als wäre er höchst erfreut über Raskolnikows Frage, nachdem dieser die ganze Zeit her geschwiegen hatte. „He-he-he! Ja, Herrn Rasumichin mußte ich von uns fernhalten, nach dem Sprichwort: was zu zweien Vergnügen macht, da mische sich kein dritter hinein. Herr Rasumichin ist hierfür nicht die geeignete Persönlichkeit, und er ist ja auch an der Sache ganz unbeteiligt; er kam zu mir gelaufen, ganz blaß im Gesichte . . . Na, lassen wir ihn in Gottes Namen beiseite; wozu sollen wir ihn hier hereinziehen! Aber was Nikolai betrifft, möchten Sie da nicht hören, was das für eine Art von Mensch ist, das heißt, wie ich ihn beurteile? Vor allen Dingen ist er noch ein unmündiges Kind, aber ohne dabei feige zu sein; und dann hat er, ich möchte sagen, etwas von einem Künstler an sich. Wirklich, lachen Sie nicht darüber, daß ich ihn so schildere. Er ist ein unschuldiger, für fremde Einwirkungen sehr empfänglicher Mensch. Er hat ein gutes Herz und ist ein Phantast. Er kann auch singen und tanzen und versteht, wie ich höre, so gut Märchen zu erzählen, daß die

Leute aus der ganzen Umgegend zusammenkommen, um ihm zuzuhören. Er geht auch in die Fortbildungsschule; über den geringsten Witz kann er sich halb krank lachen; er betrinkt sich sinnlos, nicht etwa aus Liederlichkeit, sondern nur so gelegentlich, wenn ihn einer traktiert, alles noch so ganz kindlich. Er hat damals gestohlen; aber er ist sich dessen selbst nicht bewußt; denn ‚wenn ich es von der Erde aufgehoben habe,‘ sagt er, ‚wie soll ich es denn dann gestohlen haben?‘ Wissen Sie auch wohl, daß er Sektierer ist? Von seinen Verwandten haben sich manche den Bjegunü angeschlossen, und er selbst hat noch vor kurzem ganze zwei Jahre lang auf dem Lande bei einem ihrer Ältesten religiöse Unterweisung erhalten. Das alles habe ich von Nikolai und seinen Landsleuten aus Saraisk erfahren. Ja, noch mehr! Er wollte in die Einöde wandern und dort als Eremit leben! Er wußte sich in Frömmigkeit gar nicht genug zu tun, betete die Nächte hindurch und las in den alten ‚echten‘ Büchern so lange, bis sein Verstand darunter litt. Petersburg hat auf ihn einen gewaltigen Eindruck gemacht, namentlich das weibliche Geschlecht, na, und auch der Schnaps. Er ist eben sehr leicht zu beeinflussen, und so vergaß er denn den Ältesten und alles. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß ihn hier ein Künstler liebgewonnen hat und ihn manchmal besuchte; aber da ist nun diese Geschichte passiert. Na, er bekam es mit der Angst, lief davon, wollte sich aufhängen! Wie soll man gegen die Vorstellung ankämpfen, die sich das Volk nun einmal von unserem Gerichtswesen gebildet hat! Mancher bekommt schon einen furchtbaren Schreck, wenn er hört: ‚Du kommst vor Gericht.‘ Wer ist daran schuld? Wir wollen mal sehen, ob die bevorstehende Reform des Gerichtswesens darin Wandel schaffen wird. Gott gebe es! Na also, im Gefängnis erinnerte er sich jetzt offenbar wieder an den ehrwürdigen Ältesten; auch die Bibel kam wieder zum Vor-

schein. Wissen Sie wohl, Rodion Romanowitsch, was bei manchen von diesen Leuten ‚leiden‘ bedeutet? Das bedeutet nicht, daß man für einen Mitmenschen leiden muß, sondern schlechthin, daß man leiden muß, daß man das Leid auf sich nehmen muß, und ganz besonders ein Leid, das einem von der Obrigkeit zugefügt wird. Ich habe so etwas in meiner Amtszeit selbst miterlebt: da saß ein ganz bescheidener, demütiger Arrestant ein ganzes Jahr im Gefängnis; nachts, wenn er auf dem Ofen lag, las er immer in der Bibel; davon wurde er ganz verdreht, dergestalt, daß er ganz aus heiler Haut einen Ziegelstein ergriff und damit nach dem Gefängnisdirektor warf, ohne daß der ihm auch nur das geringste hätte zuleide getan gehabt. Ja, und wie warf er: absichtlich ein paar Fuß weit vorbei, um ihm keinen Schaden zu tun! Na, jeder weiß ja, was einem Arrestanten widerfährt, der einen Gefängnisbeamten mit einem gefährlichen Werkzeug angreift; jener Mensch ‚nahm eben das Leid auf sich‘. So vermute ich nun jetzt, daß auch Nikolai ‚das Leid auf sich nehmen‘ will, oder so etwas Ähnliches. Das glaube ich mit Bestimmtheit und stütze mich dabei sogar auf Tatsachen. Aber er selbst weiß nicht, daß ich es weiß. Oder halten Sie es etwa für unmöglich, daß aus der unteren Volksschicht solche phantastischen Menschen hervorgehen? Aber massenhaft, sage ich Ihnen! Jetzt wirkt nun bei Nikolai wieder die frühere Unterweisung durch den Ältesten; namentlich nach dem Versuch, sich aufzuhängen, ist der ihm wieder ins Gedächtnis gekommen. Übrigens wird er mir schon noch alles selbst erzählen; er wird schon noch zu mir kommen. Meinen Sie, er wird diese Selbstbeschuldigung auf die Dauer aushalten? Warten Sie nur ab, er wird es schon noch widerrufen! Ich erwarte stündlich, daß er zu mir kommt und seine Aussage zurücknimmt. Ich habe diesen Nikolai liebgewonnen und erforsche ihn bis auf den Grund seiner Seele. Und denken

Sie nur, he-he-he, über manche Punkte hat er mir meine Fragen in ganz passender Weise beantwortet; da hat er sich offenbar die erforderliche Kenntnis verschafft und sich geschickt vorbereitet; na, aber dann wieder bei andern Punkten hatte er keinen Schimmer; er weiß darüber nicht das geringste und hat selbst keine Ahnung davon, daß er nichts weiß! Nein, Väterchen Rodion Romanowitsch, Nikolai ist bei dieser Sache unbeteiligt. Was hier vorliegt, ist eine phantastische, finstere Tat, eine moderne Tat, ein Fall so recht im Charakter unserer Zeit, wo die Gefühle des Herzens eine Trübung erfahren haben, wo man die Phrase zitiert, daß Blut eine erfrischende Wirkung ausübe, wo ein ganzes Leben voll Komfort als das höchste Glück verkündet wird. Was hier vorliegt, das sind Zukunftsträumereien, die aus Büchern herstammen, ein durch theoretische Studien aufgereiztes Herz; hier sieht man, wie jemand fest entschlossen ist, den ersten Schritt auf dieser Bahn zu tun; aber diese Entschlossenheit ist von einer besonderen Art, — er hat sich entschlossen etwa so, wie man sich von einem Felsen oder einem Turme herabstürzt, und ist zu dem Verbrechen gegangen wie von einer fremden Macht getrieben. Er hat vergessen, die Tür hinter sich zuzuschließen, und hat gemordet, zwei Menschen gemordet, auf Grund seiner Theorie. Er hat gemordet, hat aber nicht verstanden, das Geld zu nehmen; sondern was er in der Eile ergriffen hat, das hat er unter einen Stein gelegt. Er hatte noch nicht genug an der Qual, die er ausgestanden hatte, als er hinter der Tür versteckt stand und an der Tür gerüttelt und an der Klingel gerissen wurde, — nein, er geht nachher im halben Fieberwahn in die nun leere Wohnung, um sich dieses Läuten der Klingel wieder ins Gedächtnis zurückzurufen; er hat ein Verlangen danach, das Kältegefühl im Rücken noch einmal zu verspüren . . . Nun ja, er hat das allerdings in einem krankhaften Zustande getan; aber noch eines ist besonders

merkwürdig: er hat einen Mord begangen, hält sich aber trotzdem für einen ehrenhaften Menschen, verachtet andre Leute, wandelt wie ein Engel der Unschuld einher, — nein, Nikolai kann als Täter gar nicht in Betracht kommen, liebster Rodion Romanowitsch, Nikolai unter keinen Umständen!"

Nach allem, was Porfiri im ersten Teile des Gesprächs gesagt hatte und was wie eine Abbitte des Verdachtes geklungen hatte, kamen diese letzten Worte Raskolnikow gar zu überraschend. Er zitterte am ganzen Körper, als ob er einen Dolchstich erhalten hätte.

„Wer ... hat denn also ... den Mord begangen?" fragte er mit fast versagender Stimme. Aber es war ihm unmöglich, die Frage zurückzuhalten.

Porfiri Petrowitsch warf sich gegen die Stuhllehne zurück, als ob diese Frage ihm ganz unerwartet gekommen wäre und ihn in das äußerste Erstaunen versetzt hätte.

„Und Sie fragen noch, wer den Mord begangen hat?" erwiderte er, als traue er seinen Ohren nicht. „Sie selbst haben den Mord begangen, Rodion Romanowitsch!" fügte er fast flüsternd, aber im Tone festester Überzeugung hinzu.

Raskolnikow sprang vom Sofa auf, blieb einige Sekunden stehen und setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, wieder hin. Leise krampfhafte Zuckungen liefen über sein ganzes Gesicht hin.

„Die Lippe bebt Ihnen wieder wie damals," murmelte Porfiri Petrowitsch, und sein Ton klang ordentlich teilnahmvoll. „Sie haben mich wohl nicht richtig verstanden, Rodion Romanowitsch," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „daher sind Sie auch so betroffen. Ich bin ja gerade in der Absicht hergekommen, alles frei heraus zu sagen und das Spiel mit aufgedeckten Karten fortzusetzen."

„Ich habe den Mord nicht begangen," flüsterte Raskolnikow,

ganz wie es erschrockene kleine Kinder zu machen pflegen, wenn sie auf frischer Tat ertappt werden.

„Doch, doch, Sie sind es gewesen, Rodion Romanowitsch, Sie und kein andrer," flüsterte Porfiri in strengem, festem Tone.

Dann schwiegen beide, und dieses Schweigen dauerte sonderbar lange, wohl zehn Minuten. Raskolnikow hatte sich mit den Ellbogen auf den Tisch gestützt und wühlte schweigend mit den Fingern in seinen Haaren. Porfiri Petrowitsch saß still da und wartete. Plötzlich blickte Raskolnikow ihn verächtlich an.

„Sie verfahren wieder nach Ihrer alten Methode, Porfiri Petrowitsch! Immer dieselben Kniffe! Wunderlich, daß Sie dessen nicht selbst überdrüssig werden!"

„Ach, reden Sie doch nicht! Was könnten mir denn jetzt meine Kniffe helfen? Ein ander Ding wäre es, wenn Zeugen bei unserem Gespräche zugegen wären; aber wir reden ja doch unter vier Augen. Sie sehen selbst: ich bin nicht in der Absicht zu Ihnen hergekommen, Sie zu hetzen und zu fangen wie einen Hasen. Ob Sie bekennen oder nicht, ist mir in diesem Augenblicke ganz gleich. Ich für meine Person bin auch ohne Ihr Geständnis überzeugt."

„Wenn dem so ist, warum sind Sie denn dann hergekommen?" fragte Raskolnikow gereizt. „Ich richte an Sie dieselbe Frage wie schon früher: wenn Sie mich für schuldig halten, warum setzen Sie mich nicht ins Gefängnis?"

„Na, das ist eine Frage, die sich hören läßt! Und so will ich sie Ihnen beantworten, indem ich Punkt für Punkt meine Gründe angebe: erstens, Sie so geradezu ins Gefängnis zu setzen, ist für mich nicht vorteilhaft."

„Was meinen Sie damit: nicht vorteilhaft? Wenn Sie von meiner Schuld überzeugt sind, dann sind Sie doch verpflichtet ..."

„Ach, was hat denn meine Überzeugung zu besagen? Das sind

ja doch vorläufig alles nur so Phantasien von mir. Ja, und warum soll ich Sie denn an einen Ort bringen, wo Sie Ruhe haben würden? Wie vorteilhaft das für Sie wäre, wissen Sie offenbar selbst, da Sie ja selbst darum ersuchen. Ich bringe zum Beispiel, um Sie zu überführen, den Kleinbürger hin; aber Sie werden zu ihm sagen: ‚Bist du ein Trinker oder nicht? Wer hat mich mit dir zusammen gesehen? Ich hielt dich einfach für betrunken, und du warst auch wirklich betrunken,' — nun, was könnte ich daraufhin zu Ihnen sagen, namentlich auch, da Ihre Behauptung wahrscheinlicher klingt als die seinige; denn die seinige beruht nur auf einer psychologischen Kombination (und wie paßt so etwas zu seiner dummen Visage), Sie aber treffen ins Schwarze, da der Halunke notorisch ein wüster Säufer ist. Und ich selbst habe Ihnen schon mehrmals offenherzig gestanden, daß diese psychologischen Erwägungen ihre zwei Seiten haben, und daß die zweite Seite prävaliert und weit glaublicher erscheint, und daß ich im übrigen gegen Sie vorläufig noch gar keine Beweise vorbringen kann. Ich werde Sie nun zwar trotzdem ins Gefängnis setzen, und ich bin (was allerdings ein ungewöhnliches Verfahren ist) sogar selbst zu dem Zwecke hergekommen, Ihnen das alles im voraus anzukündigen; aber ich sage Ihnen geradezu (was wiederum ungewöhnlich ist), daß das für mich nicht vorteilhaft sein wird. Nun weiter, zweitens bin ich zu Ihnen gekommen, weil . . ."

„Nun also, zweitens?" Raskolnikow atmete noch immer nur mühsam und keuchend.

„Weil, wie ich Ihnen schon vorhin erklärte, ich mich für verpflichtet halte, mich Ihnen gegenüber offen auszusprechen. Ich möchte nicht, daß Sie mich für einen Unmenschen halten, und ich möchte das um so weniger, da ich Ihnen aufrichtig zugetan bin, mögen Sie es mir nun glauben oder nicht. Infolgedessen

bin ich drittens zu Ihnen gekommen mit einem offenen, ehrlichen Vorschlage: sich selbst zu denunzieren. Das wird für Sie bei weitem das Vorteilhafteste sein, und es ist auch zugleich das Vorteilhafteste für mich; denn dann bin ich diese Geschichte los. Nun, was meinen Sie, ist das von mir nicht offenherzig?"

Raskolnikow überlegte eine kurze Weile.

„Hören Sie, Porfiri Petrowitsch, Sie sagten doch selbst, es sei alles nur Psychologie, und nun tun Sie, als wüßten Sie alles mit mathematischer Sicherheit. Wie aber, wenn Sie sich jetzt doch irren?"

„Nein, Rodion Romanowitsch, ich irre mich nicht. Ich habe so eine kleine Handhabe. Diese kleine Handhabe habe ich damals gefunden; die hat mir Gott gesandt!"

„Was für eine Handhabe?"

„Das sage ich nicht, Rodion Romanowitsch. Aber jedenfalls bin ich jetzt nicht mehr berechtigt, Ihre Verhaftung länger hinauszuschieben; ich werde Sie ins Gefängnis setzen. Also überlegen Sie sich das, ob Sie ein Geständnis ablegen wollen. Mir ist es jetzt, für den Augenblick, ganz gleich; Sie sehen somit, daß ich es einzig und allein um Ihretwillen wünsche. Weiß Gott, es ist das Beste, Rodion Romanowitsch!"

Raskolnikow lächelte höhnisch.

„Ihre Zumutung ist nicht nur lächerlich, sondern geradezu unverschämt. Nun, gesetzt, ich wäre schuldig (was ich in keiner Weise zugebe), was hätte ich denn dann für Veranlassung, mit einem Geständnisse zu Ihnen zu kommen, da Sie doch selbst erklären, Sie würden mich ohnehin bald an einen Ort bringen, wo ich Ruhe haben würde?"

„Ach, Rodion Romanowitsch, verlassen Sie sich auf das, was ich darüber gesagt habe, nicht allzusehr; einer vollständigen Ruhe werden Sie sich da wohl nicht erfreuen! Das ist ja alles nur

Theorie, und noch dazu bloß meine Theorie, und ich kann doch für einen Mann wie Sie keine Autorität sein! Vielleicht verheimliche ich Ihnen auch selbst jetzt noch dies und das. Ich kann Ihnen doch auch nicht gleich alles so ohne weiteres aufzeigen, he-he! Und zweitens: wie können Sie erst noch fragen, was Sie von einem Geständnis für Vorteil haben würden? Aber Sie wissen doch, welche Strafermäßigung Ihnen dafür zuteil werden wird? Denn wann, zu was für einem Zeitpunkte treten Sie mit der Selbstanzeige hervor? Überlegen Sie sich das nur! In einem Augenblicke, wo bereits ein anderer das Verbrechen auf sich genommen und die ganze Sache heillos verwirrt hat. Und ich werde (das schwöre ich Ihnen!) es vor Gericht so darstellen und einrichten, daß Ihr Geständnis als ein vollständig unerwartetes, freiwilliges erscheint. Alles, was ich an psychologischen Erwägungen vorgebracht habe, soll so gut wie ungesagt sein; allen aus solchem Grunde gegen Sie geäußerten Verdacht annulliere ich, so daß sich Ihr Verbrechen als eine Art Geistesverwirrung darstellen wird; denn, die Wahrheit zu sagen, eine Geistesverwirrung ist es auch wirklich gewesen. Ich bin ein Ehrenmann, Rodion Romanowitsch, und halte, was ich verspreche."

Raskolnikow schwieg trübe und ließ den Kopf sinken; lange überlegte er, und endlich lächelte er wieder; aber es war jetzt ein sanftes, trauriges Lächeln.

„Ach was, es liegt mir nichts daran!" sagte er, als hätte er Porfiri gegenüber auf alle Verstellung verzichtet. „Es ist nicht der Mühe wert; es liegt mir gar nichts an Ihrer Strafermäßigung!"

„Na ja, das wars ja gerade, was ich fürchtete!" rief Porfiri erregt; der Ausruf entschlüpfte ihm, wie es schien, ganz unwillkürlich. „Gerade das habe ich gefürchtet, daß Ihnen an unserer Strafermäßigung nichts liegen würde."

Raskolnikow sah ihn mit traurigem, fragendem Blicke an.

„Ei, ei, mißachten Sie das Leben nicht!“ fuhr Porfiri fort. „Sie haben noch ein gutes Stück davon vor sich. Wie können Sie nur sagen, daß Ihnen an einer Strafermäßigung nichts liege! Sie sind ein ungeduldiger Mensch!“

„Was kann mir die Zukunft noch bringen?“

„Ein gut Stück Leben! Sie sind doch kein Prophet; was wissen Sie denn von der Zukunft? Suchet, so werdet ihr finden! Vielleicht hat Gott gerade an dieser Stelle Ihres Lebensweges auf Sie gewartet. Und Sie würden doch auch die Fesseln nicht lebenslänglich tragen . . .“

„Ach so, wegen der Strafermäßigung . . .“, warf Raskolnikow lachend dazwischen.

„Fürchten Sie sich etwa vor der Schande in den Augen der bürgerlichen Gesellschaft? Kann leicht sein, daß Sie sich davor fürchten, ohne es eigentlich selbst zu wissen, — denn Sie sind eben noch jung! Aber dennoch sollte ein Mann wie Sie sich nicht davor fürchten und sich einer Selbstanzeige nicht schämen.“

„Ekelhaft!“ flüsterte Raskolnikow verächtlich und widerwillig, als möchte er am liebsten das Gespräch abbrechen.

Er stand wieder auf, als wollte er fortgehen, setzte sich aber in sichtlicher Verzweiflung wieder hin.

„Das ist es eben, ‚ekelhaft‘! Sie haben allen Glauben und alles Zutrauen verloren und meinen wohl gar, daß ich Ihnen in plumper Weise schmeichle. Aber wie lange haben Sie denn schon gelebt, und wieviel verstehen Sie vom Leben? Da haben Sie sich nun eine Theorie ersonnen und schämen sich jetzt, daß die Sache schief gegangen ist und ganz und gar keinen originellen, großartigen Ausgang gehabt hat! Der Ausgang war vielmehr ein recht gemeiner, das ist wahr; aber Sie sind trotzdem nicht ein Schurke, an dem man verzweifeln müßte! Durchaus nicht!

Wenigstens haben Sie zu Ihrem Selbstbetruge nicht lange Zeit gebraucht, sondern sind schnell bis zum Äußersten gegangen. Wofür ich Sie halte? Ich halte Sie für einen von jenen Menschen, die, selbst wenn man ihnen die Eingeweide aus dem Leibe reißt, ruhig dastehen und lächelnd ihre Peiniger anblicken, — wenn sie nur so Gott finden. Nun, finden Sie Gott, und Sie werden leben. Sie haben zunächst schon lange eine Luftveränderung nötig. Seien Sie versichert, auch das Leid ist ein gut Ding. Leiden Sie! Nikolai hat vielleicht ganz recht, daß er nach dem Leide trachtet. Ich weiß, daß es nicht jedermanns Sache ist, das zu glauben; aber lassen Sie sich nicht auf verschmitzte philosophische Grübeleien ein; überlassen Sie sich einfach ohne viel Kopfzerbrechen dem Leben; seien Sie ohne Sorge: das Leben wird Sie schon ans Ufer tragen und wieder auf die Beine stellen. An was für ein Ufer? Das kann ich nicht wissen. Ich bin nur der festen Überzeugung, daß Sie noch viel zu leben haben. Ich weiß, daß Sie meine Worte jetzt als eine auswendig gelernte Predigt auffassen; aber vielleicht werden Sie sich meiner Worte in späterer Zeit erinnern, und sie werden Ihnen noch einmal von Nutzen sein; eben darum spreche ich zu Ihnen. Es ist nur gut, daß Sie bloß ein armseliges altes Weib ermordet haben. Hätten Sie sich eine andere Theorie ausgedacht, so hätten Sie am Ende gar eine unendlich viel greulichere Tat begangen! Dafür müssen Sie vielleicht Gott noch dankbar sein; Sie können es ja nicht wissen: vielleicht spart Sie Gott noch zu einem guten Zwecke auf. Beweisen Sie eine hohe Gesinnung; bekämpfen Sie alle Furcht. Sind Sie bange vor der Größe der Ihnen bevorstehenden Strafe? Nein, dieser Bangigkeit muß man sich schämen. Da Sie einmal einen solchen Schritt getan haben, so nehmen Sie nun auch Ihre Kraft zusammen! Darin besteht die Gerechtigkeit. Erfüllen Sie, was die Gerechtigkeit verlangt! Ich weiß,

daß Sie mir das jetzt nicht glauben; aber das Leben wird Sie noch wieder ans Ufer tragen. Und Sie selbst werden sich später wieder des Lebens freuen. Sie haben jetzt nur Luft nötig, Luft, Luft!"

Raskolnikow schrak ordentlich zusammen.

„Ja, wer sind Sie denn eigentlich?" rief er. „Sind Sie denn etwa ein Prophet, daß Sie mir von der Höhe Ihrer majestätischen Ruhe herab solche weisen Prophezeiungen erteilen?"

„Wer ich bin? Ich bin ein Mensch, der bereits über seinen Höhepunkt hinaus ist, weiter nichts. Ein Mensch, der vielleicht Gefühl und Mitgefühl besitzt, der vielleicht auch dies und das weiß, bei dem aber von einer weiteren Entwicklung nicht mehr die Rede sein kann. Aber mit Ihnen ist das etwas ganz anderes; Ihnen hat Gott noch die Möglichkeit eines ersprießlichen Lebens vorbehalten (freilich, wer weiß, vielleicht vergeht auch Ihr Leben wie ein bloßer Rauch, von dem nichts übrigbleibt). Nun, was ist denn dabei, daß Sie in die andre Menschenklasse übergehen? Sie werden sich doch nicht um den Komfort grämen, Sie mit Ihrem Herzen! Was ist denn dabei, daß Sie vielleicht lange Zeit niemand hier sehen wird? Nicht um die Zeit handelt es sich, sondern um Sie selbst. Werden Sie eine Sonne, und alle werden Sie sehen. Eine Sonne muß sich vor allen Dingen als Sonne erweisen, muß leuchten und wärmen. Warum lächeln Sie wieder? Weil ich so poetisch werde, so in Schillers Art? Und ich möchte darauf wetten, Sie glauben, daß ich mich jetzt bei Ihnen einzuschmeicheln versuche! Na, vielleicht versuche ich das wirklich, he-he-he! Ich habe nichts dagegen, wenn Sie meinen Worten nicht glauben, Rodion Romanowitsch; glauben Sie mir meinetwegen überhaupt niemals völlig; ich habe nun schon einmal so eine verdächtige Art zu reden an mir, das gebe ich zu. Nur eines möchte ich noch hinzufügen: inwieweit ich

ein gemeiner oder ein ehrenhafter Mensch bin, das werden Sie ja wohl selbst beurteilen können."

„Wann beabsichtigen Sie, mich festnehmen zu lassen?"

„Na, so ein anderthalb oder zwei Tage kann ich Sie noch spazieren gehen lassen. Überlegen Sie sich die Sache, mein Bester, und wenden Sie sich im Gebete an Gott. Es ist wirklich vorteilhafter, weiß Gott, wirklich vorteilhafter."

„Aber wenn ich nun davonlaufe?" fragte Raskolnikow mit einem eigentümlichen Lächeln.

„Nein, Sie laufen nicht davon. Ein Mann aus dem niederen Volke läuft davon, ein moderner Sektierer läuft davon, überhaupt Leute, welche fremde Gedanken nachbeten und lebenslänglich glauben, was ihnen einmal vorgesprochen ist. Sie aber glauben ja nicht mehr an Ihre Theorie; warum sollten Sie also davonlaufen? Und was hätten Sie denn auch von dem Dasein als Flüchtling? Das Dasein eines Flüchtlings ist häßlich und mühevoll; Sie aber brauchen vor allen Dingen wirkliches Leben und eine fest bestimmte Stellung und eine geeignete Luft; na, und was würden Sie denn als Flüchtling für eine Luft atmen! Wenn Sie davonlaufen, so werden Sie von selbst wieder zurückkommen. Sie können uns nicht entbehren, Sie brauchen uns notwendig. Aber wenn ich Sie hinter Schloß und Riegel setze, — na, dann werden Sie einen Monat oder, sagen wir, auch zwei Monate, drei Monate sitzen, und dann auf einmal (denken Sie an mein Wort!) werden Sie ganz von selbst zu mir kommen; vielleicht wird der Entschluß dazu sogar Ihnen selbst überraschend sein. Noch eine Stunde vorher werden Sie es selbst nicht wissen, daß Sie zu mir gehen und ein Geständnis ablegen werden. Ich bin sogar überzeugt, daß Sie schließlich selbst wünschen werden, ‚das Leid auf sich zu nehmen'. Jetzt glauben Sie meinen Worten nicht; aber Sie werden schon selbst zu dieser Ansicht gelangen.

Denn das Leid, Rodion Romanowitsch, ist etwas Großes und Heiliges. Stoßen Sie sich nicht daran, daß ich so korpulent geworden bin; das hat damit nichts zu tun; darum kann ich doch damit Bescheid wissen. Lachen Sie nicht darüber: im Leide liegt ein erhabenes Lebensprinzip. Nikolai hat ganz recht. Nein, Sie werden nicht davonlaufen, Rodion Romanowitsch."

Raskolnikow stand von seinem Platze auf und griff nach seiner Mütze. Porfiri Petrowitsch erhob sich gleichfalls.

„Sie wollen einen Spaziergang machen? Es wird ein schöner Abend werden, wenn nur nicht ein Gewitter kommt. Übrigens wäre das sogar ganz gut; die Luft würde dann frischer werden."

Er nahm gleichfalls seine Mütze.

„Bitte, bilden Sie sich nur ja nicht ein, Porfiri Petrowitsch," sagte Raskolnikow finster in bestimmtem, festem Tone, „daß ich Ihnen jetzt ein Geständnis abgelegt hätte. Sie sind ein merkwürdiger Mensch, und ich habe Ihnen nur aus Neugier zugehört. Gestanden habe ich Ihnen aber nichts . . . Wollen Sie das nicht vergessen."

„Schön, schön, weiß schon, ich werde es nicht vergessen, — aber Sie zittern ja so! Seien Sie unbesorgt, mein Bester; alles ganz nach Ihrem Wunsche! Machen Sie einen kleinen Spaziergang; allzuviel werden Sie ja nicht mehr gehen können. Für alle Fälle habe ich an Sie noch eine kleine Bitte," fügte er leiser hinzu. „Die Sache ist ein bißchen peinlich, aber von großer Wichtigkeit: wenn Sie, das heißt, ich sage das nur für alle Fälle (ich glaube übrigens nicht, daß der betreffende Fall eintreten wird, und halte Sie dessen schlechterdings nicht für fähig), wenn Sie möglicherweise . . . na, also für alle Fälle gesagt . . . wenn Sie im Laufe dieser vierzig, fünfzig Stunden Lust bekommen sollten, diese Angelegenheit in einer anderen Weise zum Abschluß zu bringen, so in einer mehr phantastischen Art, . . . will

sagen, Hand an sich selbst zu legen (es ist ja eine abgeschmackte Annahme; aber, bitte, nehmen Sie es mir nicht übel), — dann hinterlassen Sie doch, bitte, eine kurze, aber klare Notiz. Ganz einfach, zwei Zeilen, bloß zwei kurze Zeilen, und erwähnen Sie darin doch auch den Stein; das wird sich recht anständig ausnehmen. Nun, also auf Wiedersehen, . . . ich wünsche Ihnen gute Gedanken und heilsame Entschlüsse!"

Porfiri ging in eigentümlich gebückter Haltung hinaus, wobei er es vermied, Raskolnikow noch einmal anzublicken. Raskolnikow trat ans Fenster und wartete in nervöser Ungeduld so lange, bis seiner Berechnung nach jener auf die Straße gelangt und eine Strecke weit fortgegangen sein konnte. Hierauf ging auch er schnell aus dem Zimmer.

III

Er eilte zu Swidrigailow. Was er eigentlich von diesem Menschen zu erreichen hoffte, wußte er selbst nicht. Aber dieser Mensch besaß eine verborgene Macht über ihn. Nachdem Raskolnikow sich dessen einmal bewußt geworden war, beunruhigte er sich fortwährend; überdies war auch gerade jetzt die richtige Zeit dafür gekommen.

Unterwegs quälte er sich besonders mit der Frage ab: war Swidrigailow bei Porfiri gewesen?

Soweit er darüber urteilen konnte (und er hätte darauf schwören mögen), — nein; er war nicht da gewesen! Er überdachte die Sache immer wieder, ließ den ganzen Besuch Porfiris noch einmal in der Erinnerung an sich vorüberziehen, hielt alles zusammen: nein, er war nicht da gewesen, er war bestimmt nicht da gewesen!

Aber wenn er noch nicht da gewesen war: würde er zu Porfiri hingehen oder nicht?

Vorläufig neigte Raskolnikow zu der Ansicht, daß jener nicht hingehen werde. Warum? Darüber konnte er sich selbst nicht klar werden; aber wenn er es auch gekonnt hätte, so würde er sich jetzt darüber nicht besonders den Kopf zerbrochen haben. Dies alles quälte ihn; aber gleichzeitig war er nicht dazu aufgelegt, sich damit zu beschäftigen. Es war merkwürdig, und niemand würde es vielleicht geglaubt haben: aber bei dem Schicksal, das ihm nun in kurzem bevorstand, verweilten seine Gedanken nur flüchtig und obenhin. Ihn quälte etwas anderes, weit Wichtigeres, Außerordentliches, was ihn selbst und sonst noch jemand betraf. Zudem fühlte er eine grenzenlose seelische Müdigkeit, obgleich sein Verstand an diesem Morgen besser arbeitete als an all den Tagen vorher.

War es jetzt, nach allem, was geschehen war, noch der Mühe wert, sich mit der Überwindung all dieser neuen widerwärtigen Schwierigkeiten abzuquälen? War es zum Beispiel der Mühe wert, zu intrigieren, damit Swidrigailow nicht zu Porfiri ginge? Darum einen Menschen wie diesen Swidrigailow zu studieren, zu ergründen und mit ihm Zeit zu verlieren?

O, wie ihn dies alles anekelte!

Indessen eilte er trotzdem zu Swidrigailow; ob er doch noch von ihm irgend etwas Neues erwartete, einen Fingerzeig, einen Weg zur Rettung? Greift ja der Ertrinkende nach einem Strohhalm! Führte sie vielleicht das Schicksal oder ein gewisser Instinkt zusammen? Vielleicht war es bei ihm nur Müdigkeit und Verzweiflung; vielleicht war der, den er nötig hatte, gar nicht Swidrigailow, sondern sonst jemand, und Swidrigailow war ihm nur so zufällig in den Wurf gekommen. Er dachte an Sofja. Aber warum sollte er jetzt zu Sofja gehen? Um wieder Mitleidstränen von ihr zu erbetteln? Er fürchtete sich jetzt geradezu vor ihr. Sofja war die Verkörperung eines unerbittlichen Verdikts,

eines unabänderlichen Entschlusses. Hier handelte es sich darum, welcher Weg eingeschlagen werden sollte, der ihrige oder der seinige. Gerade in diesem Augenblicke fühlte er sich außerstande, sie zu sehen. Nein, da war es schon besser, Swidrigailow auszuforschen: was da eigentlich dahintersteckte. Und er konnte es sich nicht verhehlen, daß dieser Mensch ihm tatsächlich schon längst in gewisser Hinsicht unentbehrlich sei.

Und doch, was konnten sie beide miteinander gemein haben? Nicht einmal eine Freveltat wäre bei ihnen von gleichem Charakter gewesen. Überdies war dieser Mensch sehr widerwärtig, offenbar ein arger Wüstling, sicher ein schlauer Betrüger, vielleicht auch sehr boshaft. Sein Leumund war ein recht übler. Allerdings, für Katerina Iwanownas Kinder hatte er sich eifrig bemüht; aber wer konnte wissen, welchen Zweck er damit verfolgte und was das bedeutete? Dieser Mensch hatte stets so seine besonderen Absichten und Pläne.

All diese Tage her war ein bestimmter Gedanke Raskolnikow beständig durch den Kopf gegangen und hatte ihn heftig beunruhigt, obwohl er bemüht gewesen war, ihn zu verscheuchen, so sehr fühlte er sich durch ihn bedrückt! Seine Überlegungen waren nämlich folgende: Swidrigailow habe sich in dieser Zeit auffällig an ihn herangemacht; Swidrigailow kenne sein Geheimnis; Swidrigailow habe schon früher schlechte Absichten auf Awdotja gehabt. Wenn er solche Absichten nun auch jetzt noch habe? Man könne fast mit Sicherheit sagen, daß dies der Fall sei. Wie, wenn er nun jetzt, wo er sein Geheimnis in Erfahrung gebracht und auf diese Weise eine gewisse Macht über ihn erlangt habe, diese Macht als Waffe gegen Awdotja zu benutzen beabsichtigte?

Dieser Gedanke hatte ihn oftmals, sogar im Traume, gepeinigt; aber noch nie war er ihm mit solcher Klarheit zum Bewußtsein

gekommen wie jetzt, wo er zu Swidrigailow ging. Und schon dieser bloße Gedanke versetzte ihn in eine ingrimmige Wut. Er sagte sich, dann werde sich alles ändern, auch seine eigene Lage; er müsse dann sein Geheimnis sofort seiner Schwester mitteilen. Er müsse sich vielleicht selbst angeben, um Awdotja vor irgendwelchem unbedachten Schritte zu bewahren. Und was habe es mit dem Briefe für eine Bewandtnis? Heute früh habe Awdotja durch einen Boten einen Brief erhalten! Wer in Petersburg könne denn an sie Briefe schreiben? Etwa Luschin? Freilich halte Rasumichin dort Wache; aber Rasumichin wisse von nichts. Vielleicht müsse er sich auch dem entdecken. Mit heftigem Widerwillen dachte Raskolnikow daran, daß diese Nötigung vielleicht eintreten könne.

Er sagte sich, daß er unter allen Umständen Swidrigailow so bald wie möglich sprechen müsse, und faßte den bestimmten Entschluß, dies zu tun. Gott sei Dank, hier brauchte er sich nicht mit Einzelheiten abzumühen; hier handelte es sich nur um einen einzigen Hauptpunkt. Aber wenn Swidrigailow wirklich etwas gegen Awdotja plante, dann würde er diesen Menschen, wenn er nur irgend könnte, . . .

Raskolnikow hatte sich diese ganze Zeit her so erschöpft gefühlt, daß er jetzt zur Lösung solcher Fragen nur ein einziges Auskunftsmittel wußte. „Dann töte ich ihn!" dachte er in kalter Verzweiflung. Er empfand einen schweren Druck auf dem Herzen; mitten auf der Straße blieb er stehen und sah sich um, was für einen Weg er eigentlich eingeschlagen habe, und wie weit er schon gekommen sei. Er befand sich auf dem . . . ski-Prospekt, dreißig oder vierzig Schritte vom Heumarkt entfernt, den er passiert hatte. Das ganze zweite Stockwerk eines Hauses linkerhand war von einem Restaurant eingenommen. Alle Fenster standen weit offen; nach den vielen Gestalten zu urteilen, die sich an den

Fenstern bewegten, mußte das Restaurant gedrängt voll von Gästen sein. In dem Hauptsaale ließen sich Liedersänger vernehmen; eine Klarinette und eine Violine ertönten, eine türkische Trommel dröhnte. Man hörte das Gekreisch von Frauenstimmen. Er war schon im Begriff, wieder umzukehren, da er gar nicht begriff, warum er eigentlich in den ...ski-Prospekt eingebogen war, als er auf einmal an einem der letzten offenstehenden Fenster des Restaurants Swidrigailow erblickte, der dort mit der Pfeife im Munde dicht beim Fenster an einem Teetische saß. Raskolnikow war überrascht, ja, gewaltig erschrocken. Swidrigailow betrachtete und beobachtete ihn schweigend und wollte (worüber Raskolnikow gleichfalls überrascht war) anscheinend aufstehen, um sachte vom Fenster zurückzutreten, ehe er bemerkt würde. Raskolnikow tat sofort, als hätte er ihn nicht bemerkt und sähe ganz in Gedanken zur Seite, beobachtete ihn aber doch mit verstohlenen schrägen Blicken weiter. Das Herz klopfte ihm unruhig. Er hatte sich nicht getäuscht: Swidrigailow wünschte augenscheinlich, nicht gesehen zu werden. Er nahm die Pfeife aus dem Munde und wollte sich verbergen; aber während er sich erhob und den Stuhl zurückschob, merkte er wahrscheinlich, daß Raskolnikow ihn sah und beobachtete. Der ganze Vorgang hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit der Szene, die sich zwischen ihnen bei ihrer ersten Begegnung in Raskolnikows Zimmer, als dieser schlief, abgespielt hatte. Ein schlaues Lächeln wurde um Swidrigailows Mund sichtbar und breitete sich allmählich über sein ganzes Gesicht aus. Jeder von beiden wußte, daß sie einander sahen und beobachteten. Schließlich lachte Swidrigailow laut auf.

„Na also! Kommen Sie doch herauf, wenn Sie mögen; ich bin hier!" rief er aus dem Fenster.

Raskolnikow ging in das Restaurant hinauf.

Er fand ihn in einer sehr kleinen, einfenstrigen Seitenstube, die an den großen Saal anstieß, in welchem an zwanzig kleinen Tischen bei dem unschönen Gesange eines schauderhaften Sängerchors Kaufleute, Beamte und eine Menge anderer Leute Tee tranken. Aus einem andern Zimmer tönte das Klappern von Billardbällen herein. Auf einem Tischchen hatte Swidrigailow eine angebrochene Flasche Champagner und ein halbvolles Glas vor sich stehen. In dem Zimmer befand sich auch ein Junge mit einer kleinen Drehorgel und ein derbes, rotbäckiges Mädchen in einem gestreiften, stark aufgeschürzten Rock, einen Tirolerhut mit Bändern auf dem Kopfe, eine etwa achtzehnjährige Sängerin, die, unbekümmert um den Chorgesang im anstoßenden Saale, mit recht heiserer Altstimme zur Drehorgel einen Gassenhauer sang.

„Na, nun ists genug!“ unterbrach Swidrigailow den Gesang bei Raskolnikows Eintritt.

Das Mädchen brach sofort ab und blieb respektvoll wartend stehen. Auch ihre vulgäre Reimerei hatte sie mit ernster, respektvoller Miene heruntergesungen.

„He, Philipp, ein Glas!“ rief Swidrigailow.

„Ich möchte keinen Wein trinken,“ sagte Raskolnikow.

„Wie Sie belieben; aber ich meinte Sie auch nicht. Trink, Katja! Heute brauche ich dich nicht mehr; du kannst gehen!“

Er goß ihr ein ganzes Glas Wein ein und legte ihr einen Rubelschein hin. Katja trank das Glas auf einmal aus, in der Weise, wie Frauen Wein trinken, das heißt ohne abzusetzen, in zwanzig Schlucken, nahm den Schein, küßte Swidrigailow die Hand, die dieser ihr mit sehr ernster Miene zum Kusse überließ, und verließ das Zimmer; hinter ihr her trottete auch der Junge mit der Drehorgel. Sie waren beide von der Straße heraufgeholt worden. Swidrigailow wohnte kaum eine Woche in Petersburg und stand

doch schon mit seiner ganzen Umgebung in einer Art von patriarchalischem Verhältnis. Auch der Kellner Philipp gehörte bereits zu seinen „Bekannten" und benahm sich gegen ihn äußerst devot. Die Tür nach dem Saale wurde meist geschlossen; Swidrigailow fühlte sich dann in diesem Zimmer wie zu Hause und brachte hier manchmal ganze Tage zu. Das Restaurant war schmutzig und gering und nicht einmal mittleren Ranges.

„Ich wollte Sie in Ihrer Wohnung aufsuchen," begann Raskolnikow, „bog aber in Gedanken vom Heumarkt in den ... ski-Prospekt ein. Ich tue das sonst nie und gehe hier niemals entlang. Ich pflege vom Heumarkt aus immer rechts zu gehen. Auch ist dies gar nicht der Weg nach Ihrer Wohnung. Aber kaum war ich hier eingebogen, da sah ich Sie auch! Ganz seltsam!"

„Warum sagen Sie nicht geradezu: es ist ein Wunder?"

„Weil es vielleicht nur ein Zufall ist."

„Was haben doch diese Leute alle für eine schnurrige Art, zu denken!" rief Swidrigailow lachend. „Trotzdem sie in ihrem Herzen an Wunder glauben, mögen sie es doch nicht eingestehen! Eben haben Sie ja selbst gesagt, daß es ‚vielleicht' nur ein Zufall ist. Und mit welcher Feigheit sich hier alle Leute davor fürchten, eine eigene Meinung zu haben, davon können Sie sich gar keine Vorstellung machen, Rodion Romanowitsch! Von Ihnen rede ich nicht; Sie haben eine eigene Meinung und haben sich nicht gescheut, sie zu haben. Dadurch haben Sie auch mein Interesse erregt."

„Durch weiter nichts?"

„Na, dieser Grund ist doch schon ausreichend."

Swidrigailow war offenbar in angeregter Stimmung, indessen nur in geringem Grade; von dem Weine hatte er nur ein halbes Glas getrunken.

„Ich möchte meinen, Sie kamen zu mir, noch ehe Sie wußten,

daß ich fähig sei, das zu haben, was Sie eine eigene Meinung nennen," bemerkte Raskolnikow.

„Na ja, damals hatte es einen anderen Grund. Jeder hat so seine eigenen Wege. Aber was das Wunder anlangt, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie diese letzten zwei, drei Tage geschlafen zu haben scheinen. Ich selbst habe Ihnen dieses Restaurant bezeichnet, und daß Sie geradeswegs hierher kamen, war ganz und gar kein Wunder; ich selbst habe Ihnen den ganzen Weg beschrieben und habe Ihnen die Stelle, wo es liegt, und die Stunden, wann ich hier zu treffen bin, angegeben. Besinnen Sie sich?"

„Nein, ich habe es vergessen," antwortete Raskolnikow verwundert.

„Das muß ich annehmen. Zweimal habe ich es Ihnen sogar gesagt. Die Adresse hat sich Ihrem Gedächtnisse mechanisch eingeprägt. Und so bogen Sie auch mechanisch in diese Straße ein, genau gemäß der angegebenen Adresse, aber ohne es selbst zu wissen. Schon damals, als ich es Ihnen sagte, hatte ich von Ihnen den Eindruck, daß Sie mich nicht verstanden hätten. Sie verraten sich gar zu sehr, Rodion Romanowitsch. Und noch eines: ich glaube, es gibt in Petersburg viele Leute, die im Gehen Selbstgespräche halten. Es ist eben eine Stadt von Halbverrückten. Gäbe es bei uns einen ernstlichen Betrieb der Wissenschaften, so könnten die Ärzte, die Juristen und die Philosophen die wertvollsten Untersuchungen über die Petersburger Bevölkerung anstellen, jeder in seinem Fache. Es gibt wenige Orte, wo sich so viele trübe, starke, seltsame Momente, die auf die menschliche Seele wirken, vereinigt finden wie in Petersburg. Wie mächtig sind allein schon die Einwirkungen des Klimas! Und dabei ist nun Petersburg der administrative Mittelpunkt von ganz Rußland, so daß der Charakter dieser Hauptstadt auf das ganze Reich zurückwirken muß. Aber davon wollte ich jetzt nicht reden, sondern

davon, daß ich Sie schon einige Male heimlich von der Seite her beobachtet habe. Wenn Sie aus dem Hause treten, halten Sie den Kopf noch gerade. Nach zwanzig Schritten lassen Sie ihn schon sinken und legen die Hände auf den Rücken. Sie haben die Augen offen, nehmen aber zweifellos weder vor sich noch rechts noch links irgend etwas wahr. Demnächst fangen Sie an, die Lippen zu bewegen und mit sich selbst zu sprechen, wobei Sie manchmal die eine Hand frei machen und damit gestikulieren; schließlich bleiben Sie längere Zeit mitten auf dem Wege stehen. Das ist recht bedenklich. Vielleicht beobachtet Sie außer mir sonst noch jemand, und das könnte Ihnen doch zum Schaden gereichen. Mir kann es im Grunde ganz egal sein, und Sie davon zu kurieren wird mir doch nicht gelingen; aber Sie verstehen mich gewiß."

„Sie wissen also, daß man mich beobachtet?" fragte Raskolnikow und blickte ihn forschend an.

„Nein, davon weiß ich nichts," erwiderte Swidrigailow wie verwundert.

„Nun, dann wollen wir von mir nicht weiter reden," murmelte Raskolnikow mit finsterem Gesichte.

„Schön, reden wir nicht von Ihnen."

„Sagen Sie mir lieber, wenn Sie hierhergehen, um zu trinken, und mich selbst zweimal aufgefordert haben, zu Ihnen hierherzukommen, warum wollten Sie denn dann vorhin, als ich Sie von der Straße aus am Fenster sah, zurücktreten und sich verstecken? Ich habe das recht wohl gemerkt."

„He-he! Aber warum lagen Sie denn damals, als ich bei Ihnen zu Hause auf der Schwelle stand, mit geschlossenen Augen auf dem Sofa und taten, als ob Sie schliefen, wiewohl Sie doch wach waren? Ich habe das recht wohl gemerkt."

„Ich konnte dazu . . . meine Gründe haben, . . . das wissen Sie selbst."

„Meine Gründe konnte auch ich haben, wenn Sie sie auch nicht kennen."

Raskolnikow setzte den rechten Ellbogen auf den Tisch, stützte mit den Fingern der rechten Hand sein Kinn von unten und heftete seinen Blick unverwandt auf Swidrigailow. Er betrachtete etwa eine Minute lang sein Gesicht, das ihm auch früher schon immer seltsam erschienen war. Es war ein ganz merkwürdiges Gesicht, das große Ähnlichkeit mit einer Maske hatte: weiß, rotwangig, mit purpurnen Lippen, hellblondem Barte und noch ziemlich dichtem, blondem Haupthaar. Die Augen waren, man hätte sagen können, allzu blau und ihr Blick allzu starr und unbeweglich. Es lag etwas überaus Unangenehmes in diesem hübschen Gesichte, das im Verhältnis zu Swidrigailows Alter außerordentlich jugendlich aussah. Swidrigailow trug einen eleganten, leichten Sommeranzug; eine besondere Eleganz legte er auch mit seiner Wäsche an den Tag. An einem Finger prangte ein massiver Ring mit einem wertvollen Steine.

„Muß ich mich nun wirklich auch noch mit Ihnen herumbalgen?" sagte Raskolnikow plötzlich, indem er mit krampfhafter Ungeduld geradeswegs auf sein Ziel losging. „Sie sind ja zwar vielleicht ein höchst gefährlicher Mensch, wenn Sie mir schaden wollen; aber ich habe keine Lust mehr, Komödie zu spielen. Ich werde Ihnen sofort zeigen, daß mir an meinem persönlichen Wohle nicht so viel gelegen ist, wie Sie wahrscheinlich meinen. Mögen Sie also wissen: ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen offen zu sagen, wenn Sie an Ihren früheren Absichten in betreff meiner Schwester noch festhalten sollten, und wenn Sie vorhaben sollten, zu diesem Zwecke etwas von dem, was Sie in letzter Zeit erfahren haben, auszunutzen, so schlage ich Sie tot, ehe es Ihnen gelingt, mich ins Gefängnis zu bringen. Auf mein Wort ist Verlaß; Sie wissen, daß ich imstande sein würde, es

wahr zu machen. Und zweitens: wenn Sie mir etwas mitzuteilen wünschen (denn ich hatte diese ganze Zeit her den Eindruck, als wollten Sie mir etwas sagen), so tun Sie das unverzüglich; denn die Zeit ist kostbar, und es wird vielleicht sehr bald schon zu spät sein."

„Warum haben Sie es denn so eilig?" fragte Swidrigailow, ihn neugierig anblickend.

„Jeder hat seine eigenen Wege," entgegnete Raskolnikow finster und ungeduldig.

„Diesen Augenblick haben Sie mich aufgefordert, offen zu sein, und Sie selbst verweigern auf die erste Frage, die ich an Sie richte, die Antwort," bemerkte Swidrigailow lächelnd. „Sie haben immer die Vorstellung, als verfolgte ich bestimmte Zwecke, und daher betrachten Sie mich mit solchem Argwohn. Allerdings, in Ihrer Lage ist das sehr begreiflich. Aber obgleich ich lebhaft wünsche, Ihnen näherzutreten, werde ich mir dennoch keine Mühe geben, Sie vom Gegenteil zu überzeugen. Wahrhaftig, le jeu ne vaut pas la chandelle, und ich hatte auch gar nicht vor, mit Ihnen über etwas so ganz Besonderes zu sprechen."

„Nun, was wollten Sie denn dann eigentlich von mir? Sie haben sich doch an mich herangemacht?"

„Sie sind mir einfach ein interessantes Beobachtungsobjekt. Sie erregten meine Aufmerksamkeit durch das Romantische Ihrer Situation, das wars! Außerdem sind Sie der Bruder einer Dame, für die ich mich sehr interessierte. Und endlich habe ich seinerzeit von ebendieser Dame außerordentlich oft und viel über Sie gehört, woraus ich schloß, daß Sie auf die Dame großen Einfluß haben. Sind das nicht genug Gründe? He-he-he! Übrigens, offen gestanden, Ihre Frage ist für mich recht knifflich, und es fällt mir schwer, sie Ihnen zu beantworten. Nun, sehen Sie mal, Sie sind doch jetzt nicht bloß wegen dieser einen An-

gelegenheit zu mir gekommen, sondern auch, um etwas Neues von mir zu hören? Nicht wahr? Ists nicht so?" fragte Swidrigailow eindringlich mit schlauem Lächeln. „Und nun stellen Sie sich einmal vor, daß ich selbst, schon auf der Reise hierher, im Eisenbahncoupé, auf Sie rechnete, daß Sie mir auch etwas Neues sagen würden und daß es mir gelingen würde, bei Ihnen eine Anleihe zu machen! Ja, sehen Sie, so steht es mit meinem Reichtum!"

„Was denn für eine Anleihe?"

„Ja, was soll ich Ihnen darauf antworten? Darüber bin ich selbst im unklaren. Sehen Sie nur, in was für einem elenden Restaurant ich die ganze Zeit über herumhocke, und das ist mein Element; das heißt, mein Element ist es eigentlich nicht; na, aber man muß doch irgendwo die Zeit hinbringen. Und hier habe ich wenigstens diese arme Katja, — haben Sie sie gesehen? ... Ja, und wenn ich noch ein Vielfraß wäre oder ein Gourmet; aber da können Sie sehen, was für Zeug ich essen kann" (er zeigte mit dem Finger nach einer Ecke, wo auf einem kleinen Tischchen in einem Blechschüsselchen die Überreste eines schauderhaften Beefsteaks mit Kartoffeln standen). „Apropos, haben Sie schon zu Mittag gegessen? Ich habe nur ein paar Bissen gegessen und mag nicht mehr. Wein zum Beispiel trinke ich überhaupt nicht. Außer Champagner trinke ich gar keinen Wein, und auch Champagner trinke ich den ganzen Abend über nur ein einziges Glas, und auch davon bekomme ich schon Kopfschmerzen. Die Flasche hier habe ich mir bloß geben lassen, um mich ein bißchen aufzukratzen; denn ich habe einen Weg vor, und Sie finden mich in einer besonderen Gemütsstimmung. Das war auch der Grund, weshalb ich mich vorhin wie ein Schuljunge versteckte; denn ich dachte, Sie könnten mir dabei hinderlich werden; aber ich glaube" (er zog die Uhr heraus), „ich kann noch eine Stunde mit Ihnen

zusammen sein; es ist erst halb fünf. Glauben Sie mir, ich würde viel darum geben, wenn ich nur irgendeine Tätigkeit hätte, na, sagen wir mal, wenn ich Gutsbesitzer wäre, oder Vater, oder Ulan, Photograph, Journalist, ... aber ich habe rein gar nichts, so gar keine eigene Tätigkeit! Manchmal langweile ich mich furchtbar. Wirklich, ich dachte, Sie würden mir irgend etwas Neues sagen."

„Ja, was sind Sie denn eigentlich für ein Mensch, und warum sind Sie nach Petersburg gekommen?"

„Was ich für ein Mensch bin? Nun, das wissen Sie ja: ich bin ein Edelmann, habe zwei Jahre bei der Kavallerie gedient; dann habe ich hier in Petersburg herumgebummelt; dann habe ich Marfa Petrowna geheiratet und auf dem Lande gelebt. Das ist mein Lebenslauf!"

„Sie waren ja wohl auch Spieler?"

„Nein, Spieler eigentlich nicht. Ein Falschspieler ist kein Spieler."

„Also Sie waren Falschspieler?"

„Ja, das bin ich auch gewesen."

„Da haben Sie auch wohl manchmal Prügel bekommen?"

„Das ist auch vorgekommen. Nun, und ...?"

„Nun, da konnten Sie doch den Betreffenden zum Duell fordern. Das ist doch eine erfrischende Abwechselung."

„Ich will Ihnen nicht widersprechen und habe überhaupt in philosophischen Debatten keine Übung. Ich muß gestehen, ich bin hauptsächlich der Weiber wegen mit solcher Beschleunigung hierher gereist."

„Nachdem Sie Marfa Petrowna eben erst beerdigt haben?"

„Nun ja," erwiderte Swidrigailow mit ganz ungeniertem, offenherzigem Lächeln. „Was ist denn dabei? Sie scheinen etwas Schlimmes darin zu finden, daß ich so von den Weibern rede?"

„Sie meinen, ob ich die Unsittlichkeit für etwas Schlimmes halte?"

„Die Unsittlichkeit! Nun, das ist doch etwas zuviel gesagt! Aber ich möchte Ihnen zunächst einmal meine Ansicht über die Weiber im allgemeinen sagen; wissen Sie, ich bin gerade dazu aufgelegt, ein bißchen zu plaudern. Sagen Sie bloß, warum sollte ich mir denn Enthaltsamkeit auferlegen? Warum sollte ich mir die Weiber versagen, wenn das nun einmal meine Passion ist? Wenigstens habe ich doch eine Beschäftigung dadurch."

„Sie suchen hier also weiter nichts als Unsittlichkeit?"

„Na, wenn Sie es so nennen wollen, meinetwegen! Sie immer mit Ihrer Unsittlichkeit! Indessen habe ich es ganz gern, daß Sie so offen und geradezu fragen. Diese Unsittlichkeit hat wenigstens das Gute, daß sie etwas Dauerndes ist, sogar etwas in der Natur Begründetes, von aller Theorie Unabhängiges, etwas, was einem wie eine Art von stets glühender Kohle im Geblüte wohnt und sich nicht so bald auslöschen läßt, so besonders schnell vielleicht nicht einmal bei höherem Lebensalter. Sagen Sie selbst, ist das etwa nicht in seiner Art auch eine Beschäftigung?"

„Wie können Sie daran Ihre Freude haben? Es ist eine Krankheit, eine gefährliche Krankheit."

„Nun, das ist doch etwas zuviel gesagt! Ich gebe zu, daß es eine Krankheit ist, wie alles, was über das richtige Maß hinausgeht (und auf diesem Gebiete wird es unfehlbar oft vorkommen, daß das richtige Maß überschritten wird); aber erstens ist das doch bei verschiedenen Menschen verschieden; und zweitens möge man sich eben, wie bei allen Dingen, so selbstverständlich auch hierbei, des Maßhaltens befleißigen; Ökonomie, wenn auch in einer gemeinen Sphäre. Aber was soll man tun? Wenn es dieses Vergnügen nicht gäbe, könnte man sich nur gleich er-

schießen! Ich gebe zu, daß ein anständiger Mensch die Pflicht hat, die Langeweile zu ertragen, aber trotzdem ..."

„Würden Sie es fertig bringen, sich zu erschießen?"

„Hören Sie mal!" erwiderte Swidrigailow, indem er mit einer Gebärde des Widerwillens die Frage von sich wies. „Tun Sie mir den Gefallen und reden Sie davon nicht," fügte er hastig hinzu und sogar ganz ohne den prahlerischen Beiklang, den alle seine vorhergehenden Worte gehabt hatten. Selbst sein Gesicht schien sich verändert zu haben. „Ich bekenne mich da einer unverzeihlichen Schwäche schuldig; aber ich kann nichts dagegen machen: ich fürchte mich vor dem Tode und mag nicht von ihm reden hören. Wissen Sie wohl, daß ich so ein Stück Mystiker bin?"

„Ach ja! Marfa Petrownas Geist ist Ihnen ja erschienen! Nun, dauern diese Erscheinungen noch fort?"

„Ach, erinnern Sie mich nicht daran; in Petersburg ist es noch nicht vorgekommen; hol der Teufel die Geistererscheinungen!" rief er ärgerlich. „Nein, lassen Sie uns lieber über diese ... ja, aber ... Hm! Schade, ich habe nicht mehr viel Zeit; ich kann nicht mehr lange mit Ihnen zusammenbleiben; es tut mir sehr leid! Ich hätte Ihnen noch etwas mitzuteilen."

„Wo wollen Sie denn hin, zu einem Frauenzimmer?"

„Allerdings; ein ganz unverhoffter Zufall ... Aber das war es nicht, wovon ich jetzt mit Ihnen reden wollte."

„Und die Ekelhaftigkeit dieses ganzen Treibens wirkt gar nicht mehr auf Sie? Haben Sie schon die Kraft verloren, sich selbst ein ‚Halt!' zuzurufen?"

„Und Sie, Sie erheben für Ihre eigene Person Anspruch darauf, Kraft zu besitzen? He-he-he! Sie haben mich soeben in Verwunderung versetzt, Rodion Romanowitsch, obgleich ich dergleichen voraussah. Sie, Sie reden mir von Unsittlichkeit und Ästhetik! Sie spielen sich als eine Art von Schiller auf, als

Idealisten! Alles das hat natürlich seinen notwendigen inneren Zusammenhang, und man müßte sich wundern, wenn es anders wäre; aber trotzdem kommt es einem in der Wirklichkeit sonderbar vor . . . Schade nur, daß ich so wenig Zeit habe; denn Sie sind eine überaus interessante Persönlichkeit! Apropos, lieben Sie Schiller? Ich habe ihn außerordentlich gern."

„Aber was sind Sie für ein Prahler!" erwiderte Raskolnikow mit merklichem Widerwillen.

„Das bin ich nicht, wahrhaftig nicht!" antwortete Swidrigailow lachend. „Übrigens will ich darüber nicht streiten; mag ich ein Prahler sein! Aber warum soll man auch nicht ein bißchen prahlen, wenn man niemandem etwas damit zuleide tut? Ich habe sieben Jahre lang bei Marfa Petrowna auf dem Lande gelebt; darum bin ich jetzt geradezu froh, ein bißchen plaudern zu können, wo ich einen klugen Menschen wie Sie getroffen habe, einen klugen und im höchsten Grade interessanten Menschen. Außerdem habe ich auch ein halbes Glas Wein getrunken, und das ist mir schon ein klein wenig in den Kopf gestiegen. Die Hauptsache aber ist: ich habe da so eine Geschichte, die mich sehr aufregt, über die ich aber schweigen möchte. Aber wo wollen Sie denn hin?" fragte Swidrigailow plötzlich sehr erstaunt.

Raskolnikow hatte sich zum Aufstehen angeschickt. Er fühlte sich bedrückt, beklommen, unbehaglich und bedauerte, hergekommen zu sein. Über Swidrigailow hatte er sich die Überzeugung gebildet, daß dies der fadeste, wertloseste Bösewicht sei, den es auf der Welt gebe.

„Ach was! Bleiben Sie doch noch ein Weilchen sitzen," bat Swidrigailow, „und lassen Sie sich etwas geben, etwa ein Glas Tee. Na, sitzen Sie noch ein Weilchen; ich werde Ihnen auch keinen Unsinn mehr vorreden, ich meine über mich. Ich werde Ihnen etwas erzählen. Na, wenns Ihnen recht ist, so will ich

Ihnen erzählen, wie mich eine Dame, um in Ihrer Sprache zu reden, ‚rettete'. Das wird sogar eine Antwort auf Ihre erste Frage sein, weil diese Dame Ihre Schwester war. Soll ich es Ihnen erzählen? Wir füllen damit auch die Zeit aus."

„Erzählen Sie; aber ich hoffe, Sie . . ."

„O, seien Sie unbesorgt! Übrigens kann Awdotja Romanowna sogar einem so schändlichen und hohlen Menschen wie mir nur die allergrößte Hochachtung einflößen."

IV

„Sie wissen vielleicht (übrigens habe ich es Ihnen selbst erzählt)," begann Swidrigailow, „daß ich hier wegen einer riesigen Summe im Schuldgefängnis saß, ohne die geringste Aussicht, daß ich jemals die Mittel zur Bezahlung besitzen würde. Es hat keinen Zweck, im einzelnen darzulegen, auf welche Weise mich Marfa Petrowna damals loskaufte; wissen Sie, bis zu welchem Grade von Tollheit sich ein Weib manchmal verlieben kann? Sie war eine ehrenhafte, recht kluge, obgleich völlig ungebildete Frau. Stellen Sie sich vor, daß diese sehr eifersüchtige, ehrenhafte Frau nach vielen schrecklichen Wutausbrüchen und Vorwürfen sich entschloß, mit mir eine Art von Kontrakt abzuschließen, den sie dann auch während der ganzen Dauer unserer Ehe erfüllt hat. Die Sache war die, daß sie erheblich älter war als ich; außerdem hatte sie beständig eine Gewürznelke im Munde. Ich besaß so viel Gemeinheit und gleichzeitig so viel eigenartige Ehrlichkeit, daß ich ihr offen erklärte, vollständig treu könne ich ihr nicht sein. Über dieses Geständnis geriet sie in Wut; aber meine grobe Aufrichtigkeit schien ihr doch in gewisser Weise zu gefallen; ‚er beabsichtigt also selbst nicht, mich zu hintergehen,' dachte sie, ‚wenn er von vornherein eine solche Erklärung abgibt'; na, und das ist einer eifersüchtigen Frau die Hauptsache. Nach vielen und

langen Tränenergüssen kam zwischen uns ungefähr folgender mündlicher Kontrakt zustande: erstens, ich werde Marfa Petrowna nie verlassen und immer ihr Mann bleiben; zweitens, ohne ihre Erlaubnis werde ich nirgendwohin verreisen; drittens, ich werde mir nie eine ständige Geliebte halten; viertens, dagegen gestattet mir Marfa Petrowna, manchmal ein Auge auf die Stubenmädchen zu werfen, jedoch nur unter ihrer stillen Mitwisserschaft; fünftens, unter keinen Umständen darf ich mich in ein weibliches Wesen aus unserem Stande verlieben; sechstens, wenn (was Gott verhüten möge) mich eine große, ernste Leidenschaft überkommen sollte, so bin ich verpflichtet, mich Marfa Petrowna zu eröffnen. Hinsichtlich des letzten Punktes war übrigens Marfa Petrowna immer ziemlich ruhig; da sie eine kluge Frau war, mußte sie von mir mit Notwendigkeit glauben, ich sei als liederlicher ausschweifender Mensch einer ernsten Liebe nicht fähig. Aber eine kluge Frau und eine eifersüchtige Frau, das sind zwei verschiedene Dinge, und das war das Malheur. Übrigens, um über eine gewisse Art von Menschen unparteiisch urteilen zu können, muß man sich vorher von manchen Vorurteilen und von der Gewöhnung an die uns täglich umgebenden Menschen und Dinge frei machen. Auf Ihre Zustimmung darf ich wohl dabei mehr hoffen als auf die irgendwelches anderen. Vielleicht haben Sie schon viel Lächerliches und Verdrehtes über Marfa Petrowna gehört. Sie hatte ja auch wirklich manche recht lächerlichen Gewohnheiten; aber ich will Ihnen offen sagen, daß ich aufrichtig bedaure, ihr so unendlich oft Kummer gemacht zu haben. Na, ich glaube, das Gesagte genügt als eine höchst anständige oraison funèbre, die ein zärtlicher Gatte seiner zärtlichen Gattin hält. Wenn es zwischen uns zu Streit kam, so schwieg ich meistens still und zeigte mich nicht erregt; und durch ein solches gentlemanlike Benehmen erreichte ich fast immer meine Absicht; das

machte auf sie Eindruck und gefiel ihr; bei manchen Gelegenheiten war sie geradezu stolz auf mich. Aber die Eifersucht auf Ihre Schwester vermochte sie doch nicht zu beherrschen. Wie hatte sie auch nur wagen können, eine so auserlesene Schönheit als Gouvernante in ihr Haus zu nehmen! Ich kann mir das nur so erklären: Marfa Petrowna war eine leicht zu entflammende, sehr begeisterungsfähige Seele und hatte sich ganz einfach selbst in Ihre Schwester verliebt, jawohl, im eigentlichsten Sinne des Wortes verliebt. Nun, aber was ist auch Awdotja Romanowna für ein Wesen! Ich erkannte gleich beim ersten Blick sehr klar, daß hier die Sache ernsthaft und schlimm werden könnte, und (was meinen Sie wohl?) ich beschloß, überhaupt nicht die Augen zu ihr zu erheben. Aber Awdotja Romanowna tat selbst den ersten Schritt; können Sie's glauben? Und können Sie auch das glauben, daß Marfa Petrowna in ihrem Enthusiasmus so weit ging, mir anfangs sogar böse zu sein, weil ich über Ihre Schwester nie etwas sagte und bei ihren eigenen steten schwärmerischen Äußerungen über Awdotja Romanowna mich gleichgültig zeigte? Ich begreife selbst nicht, was sie eigentlich wünschte! Und natürlich erzählte Marfa Petrowna Ihrer Schwester über mich alles bis aufs kleinste. Sie hatte nämlich den unglücklichen Hang, allen und jedem unsere gesamten Familiengeheimnisse zu erzählen und sich bei allen fortwährend über mich zu beklagen; wie hätte sie das einer solchen neuen, schönen Freundin gegenüber unterlassen können? Ich kann mir denken, daß zwischen den beiden überhaupt von nichts anderem gesprochen wurde als von mir, und zweifellos wurde Awdotja Romanowna mit all den düsteren, geheimnisvollen Märchen bekannt gemacht, die über mich im Umlauf waren ... Ich möchte darauf wetten, daß Ihnen auch schon etwas davon zu Ohren gekommen ist?"

„Jawohl, Luschin beschuldigte Sie, Sie hätten sogar den Tod eines kleinen Mädchens verschuldet. Ist das wahr?"

„Tun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich mit all diesen Abgeschmacktheiten in Ruhe," erwiderte Swidrigailow ärgerlich und mürrisch. „Wenn Sie so großes Verlangen tragen, über all diesen Unsinn die Wahrheit zu hören, so will ich es Ihnen ein andermal erzählen; aber jetzt . . ."

„Es wurde auch von einem Diener, den Sie auf dem Lande hatten, gesprochen; angeblich hätten Sie auch da eine Schuld auf sich geladen."

„Tun Sie mir den Gefallen und hören Sie damit auf!" unterbrach ihn Swidrigailow wieder mit sichtlicher Ungeduld.

„War das nicht eben der Diener, der nach seinem Tode zu Ihnen ins Zimmer kam, um Ihnen die Pfeife zu stopfen? Sie haben mir ja selbst davon erzählt!" fragte Raskolnikow; sein Ton klang immer gereizter.

Swidrigailow blickte Raskolnikow forschend an, und dem letzteren schien es, als ob in diesem Blicke momentan, blitzartig, ein boshaftes Lächeln aufzuckte; aber Swidrigailow beherrschte sich und antwortete sehr höflich:

„Ja, es war derselbe. Ich sehe, daß dies alles auch Sie außerordentlich interessiert, und halte es für meine Pflicht, bei der ersten passenden Gelegenheit Ihre Wißbegierde zu befriedigen. Hols der Teufel! Ich sehe, daß ich wirklich manchem als eine romantische Persönlichkeit erscheinen kann. Da können Sie sich leicht selbst sagen, wie dankbar ich unter solchen Umständen der seligen Marfa Petrowna dafür sein mußte, daß sie Ihrer Schwester so viel Geheimnisvolles und Interessantes über mich erzählte. Ich wage nicht, darüber zu urteilen, wie groß der Eindruck war, den diese Erzählungen auf Ihre Schwester machten; aber jedenfalls war es ein für mich vorteilhafter Trotz alles

natürlichen Widerwillens, den Awdotja Romanowna gegen mich empfand, und trotz meiner stets finsteren und abstoßenden Miene begann ich ihr endlich leid zu tun; der verlorene Mensch tat ihr leid. Wenn aber ein Mädchenherz erst Mitleid empfindet, so ist das selbstverständlich für das Mädchen am allergefährlichsten. Da bekommt sie dann unvermeidlich Lust, den Ärmsten zu ‚retten' und auf die rechte Bahn zu bringen und zu bekehren und zu edlen Bestrebungen anzuregen und zu neuem Leben und neuer Tätigkeit zu erwecken, — na, man weiß ja, was in dieser Hinsicht alles zusammenphantasiert wird. Ich merkte sofort, daß das Vögelchen von selbst ins Netz flog, und traf meinerseits die nötigen Vorbereitungen. Sie machen ein finsteres Gesicht, Rodion Romanowitsch? Dazu ist kein Anlaß; es ist, wie Sie wissen, über Kleinigkeiten nicht hinausgekommen. (Hols der Teufel! Was trinke ich für eine Menge Wein!) Wissen Sie, ich habe immer, gleich von Anfang an, bedauert, daß das Schicksal Ihre Schwester nicht hat im zweiten oder dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung irgendwo als Tochter eines kleinen regierenden Fürsten oder so eines Staatslenkers oder eines Prokonsuls von Kleinasien hat geboren werden lassen. Sie wäre gewiß eine der Frauen gewesen, die den Märtyrertod erduldeten, und hätte gewiß dazu gelächelt, wenn man ihr die Brust mit glühenden Zangen verbrannt hätte. Sie hätte sich diesen Leiden absichtlich und freiwillig unterzogen; im vierten oder fünften Jahrhundert aber wäre sie in die ägyptische Wüste gegangen und hätte dort dreißig Jahre lang gewohnt und sich von Wurzeln, Verzückungen und Visionen genährt. Sie dürstet ordentlich vor Verlangen, für irgend jemand irgendwelche Marter so bald wie möglich auf sich zu nehmen, und wenn ihr das nicht gestattet wird, so stürzt sie sich am Ende gar aus dem Fenster. Ich habe da so etwas über einen gewissen Herrn Rasumichin verlauten

hören. Er soll ja ein verständiger junger Mann sein; er besucht, glaube ich, ein Seminar; na, der kann ja dann Ihre Schwester behüten. Kurz, ich glaube sie in ihrem Wesen richtig verstanden zu haben, was ich mir zur Ehre anrechne. Damals jedoch, ich meine am Anfange unserer Bekanntschaft, — Sie wissen ja selbst, man ist dann immer ein bißchen dumm und unbedacht, sieht falsch und irrt sich. Aber hols der Teufel, warum war sie auch so schön? Ich konnte nichts dafür, daß das auf mich wirkte! Kurz, die Sache begann bei mir mit einer unwiderstehlichen sinnlichen Begierde. Awdotja Romanowna ist furchtbar keusch, in einem ganz unerhörten, nie dagewesenen Grade. (Lassen Sie sich das gesagt sein; ich teile Ihnen da über Ihre Schwester eine feststehende Tatsache mit. Ihre Keuschheit hat vielleicht geradezu etwas Krankhaftes, trotz ihres außerordentlichen Verstandes, und das wird ihr noch einmal zum Schaden gereichen.) Es kam damals gerade ein Mädchen namens Parascha zu uns, die schwarzäugige Parascha, die wir erst vor kurzem aus einem anderen Dorfe hatten herüberkommen lassen und die ich vorher noch nie gesehen hatte; sie war Stubenmädchen, sehr hübsch, aber ganz unglaublich dumm: sie brach in Tränen aus und erhob ein Geheul, daß man es über den ganzen Hof hörte; genug, die Geschichte machte ein sehr ärgerliches Aufsehen. Eines Tages nach dem Mittagessen suchte mich Awdotja Romanowna absichtlich im Garten in einer Allee auf, wo ich allein promenierte, und ‚verlangte' von mir mit funkelnden Augen, ich sollte die arme Parascha in Ruhe lassen. Das war so ziemlich unser erstes Gespräch unter vier Augen. Selbstverständlich versicherte ich, es würde mir eine Ehre sein, ihren Wunsch zu erfüllen, und gab mir alle Mühe, mich betroffen und beschämt zu stellen; na kurz, ich spielte meine Rolle vortrefflich. Nun begann ein Verkehr zwischen uns, geheime Gespräche, Moralpredigten, Belehrungen,

Bitten, Beschwörungen, sogar Tränen, — sollten Sie es glauben, sogar Tränen! So stark ist bei manchen jungen Mädchen die Passion für Bekehrungen! Ich schob natürlich alle Schuld auf mein bisheriges Schicksal, tat, als ob ich nach Erleuchtung heißes Verlangen trüge, und brachte schließlich das stärkste und zuverlässigste Mittel zur Eroberung von Frauenherzen in Anwendung, jenes Mittel, das nie versagt und schlechterdings bei allen Frauen ohne Ausnahme seine Wirkung tut. Das Mittel ist allgemein bekannt: die Schmeichelei. Nichts auf der Welt ist schwerer als Aufrichtigkeit und nichts leichter als Schmeichelei. Wenn bei der Aufrichtigkeit auch nur ein Hundertstel einer Note falsch ist, so entsteht sofort eine Dissonanz und in deren Gefolge ein Zerwürfnis. Wenn aber bei der Schmeichelei alles, von der ersten bis zur letzten Note, falsch ist, so bleibt sie trotz alledem angenehm und wird mit Vergnügen angehört, vielleicht nur mit mäßigem Vergnügen, aber immerhin mit Vergnügen. Und mag die Schmeichelei auch noch so plump sein, so wird unfehlbar doch wenigstens die Hälfte für Wahrheit gehalten. Und das trifft für alle Bildungsstufen und Schichten der Gesellschaft zu. Selbst eine Vestalin kann man durch Schmeichelei verführen, von gewöhnlichen Weibern gar nicht zu reden! Ich muß jedesmal lachen, wenn ich daran denke, wie ich einmal eine Dame verführt habe, die sehr an ihrem Manne und an ihren Kindern hing und von ihrer eigenen Tugend fest überzeugt war. Die Sache war höchst amüsant und machte mir so gut wie gar keine Mühe. Und dabei war die Dame wirklich tugendhaft, wenigstens auf ihre Art. Meine ganze Taktik bestand darin, daß ich jeden Augenblick von ihrer Keuschheit geradezu überwältigt tat und vor derselben anbetend niedersank. Ich schmeichelte ihr in einer nichtswürdigen Weise, und so oft ich einen Händedruck oder auch nur einen Blick von ihr erlangt hatte, machte ich mir laut Vor-

würfe: ich hätte ihr das gewaltsam abgenötigt, und sie hätte sich gesträubt, und zwar so ernstlich, daß ich wohl nie etwas erreicht haben würde, wenn ich selbst nicht so lasterhaft wäre; und sie hätte in ihrer Unschuld meine Tücke nicht vorhergesehen und unversehens, ohne sich dessen selbst auch nur im geringsten bewußt zu sein, nachgegeben, und so weiter, und so weiter. Kurz, ich erreichte alles; meine Dame aber blieb vollkommen überzeugt, daß sie unschuldig und keusch sei und in vollem Umfange ihre Pflicht erfülle und nur ganz zufällig zu Fall gekommen sei. Und wie zornig wurde sie auf mich, als ich ihr zuletzt erklärte, daß meiner aufrichtigen Überzeugung nach sie genau ebenso wie ich den Genuß gesucht habe. Auch die arme Marfa Petrowna war für Schmeichelei sehr empfänglich, und wenn ich nur gewollt hätte, so hätte sie mir sicher noch zu ihren Lebzeiten ihr ganzes Vermögen vermacht. (Aber ich trinke viel zu viel Wein und gerate ins Schwatzen.) Ich hoffe, Sie werden es mir nicht übelnehmen, wenn ich jetzt erwähne, daß sich auch bei Awdotja Romanowna dieselbe Wirkung zu zeigen begann. Aber ich selbst benahm mich dumm und ungeduldig und verdarb so die ganze Geschichte. Ihrer Schwester mißfiel in hohem Grade der Ausdruck meiner Augen; können Sie das glauben? Das war schon vorher einige Male der Fall gewesen, einmal aber ganz besonders. Nämlich in meinen Augen loderte immer stärker und unvorsichtiger eine gewisse Glut, die ihr Angst machte und ihr schließlich geradezu verhaßt wurde. Alle Einzelheiten zu erzählen hat keinen Zweck; aber wir kamen auseinander. Nun beging ich wieder eine Dummheit. Ich fing an, in der gröbsten Weise über all diese Besserungs- und Bekehrungsversuche zu spotten; Parascha mußte wieder auf die Bühne, und nicht sie allein, — kurz, es war ein wahres Sodom. Ach, Rodion Romanowitsch, wenn Sie nur ein einziges Mal im Leben zu sehen bekämen, wie die

Augen Ihrer Schwester mitunter zu funkeln verstehen! Wenn ich auch jetzt betrunken bin und schon ein ganzes Glas Wein getrunken habe, darum sage ich doch die Wahrheit; ich versichere Sie, daß ich selbst im Traume diesen Blick auf mich gerichtet sah; es kam schließlich so weit, daß ich das Rascheln ihres Kleides nicht mehr ertragen konnte. Wahrhaftig, ich dachte, ich bekäme Krampfanfälle; niemals hätte ich geglaubt, daß sich meine Leidenschaft bis zu solcher Höhe steigern könne. Kurz, ich mußte mich notwendig mit ihr aussöhnen; aber das war nicht mehr möglich. Und nun stellen Sie sich einmal vor, was ich dann tat! Zu welcher blödsinnigen Handlungsweise kann doch die Raserei den Menschen bringen! Unternehmen Sie niemals etwas im Zustande der Raserei, Rodion Romanowitsch! In der Erwägung, daß Awdotja Romanowna im Grunde bettelarm ist (ach, entschuldigen Sie, so wollte ich nicht sagen, . . . aber ist nicht schließlich der Ausdruck ganz egal, wenn doch der Begriff derselbe ist?), kurz, daß sie von ihrer Arbeit lebt und daß sie davon auch noch ihre Mutter und Sie unterhält (ach, zum Teufel, es kommt mir wieder so vor, als ob Sie ein böses Gesicht machen . . .), also da beschloß ich, ihr mein ganzes Geld anzubieten (so an dreißigtausend Rubel konnte ich damals flüssig machen), wenn sie einwilligte, mit mir auf und davon zu gehen, beispielsweise hierher nach Petersburg. Natürlich hätte ich ihr dann ewige Liebe, Glückseligkeit und so weiter und so weiter geschworen. Können Sie es glauben, ich war damals so von ihr bezaubert, — wenn sie zu mir gesagt hätte: ‚Schneide deiner Frau den Hals ab oder vergifte sie und heirate mich‘, ich hätte es sofort getan! Die ganze Sache endete aber mit der Ihnen bereits bekannten Katastrophe, und Sie können sich denken, in welche Wut ich geriet, als ich erfuhr, daß Marfa Petrowna damals diesen grundgemeinen Federfuchser, den Luschin, herangeholt hatte und beinahe eine

Heirat zustande gebracht hätte, was im Grunde nichts anderes gewesen wäre als das, was auch ich Ihrer Schwester anbot. Nicht wahr? Nicht wahr? So ist es doch? Ich merke, daß Sie mir jetzt mit so großer Aufmerksamkeit zuhören, ... Sie interessanter junger Mann! ..."

Swidrigailow schlug ingrimmig mit der Faust auf den Tisch. Sein Gesicht hatte sich stark gerötet. Raskolnikow sah deutlich, daß das eine Glas oder die anderthalb Gläser Champagner, die er so sachte in kleinen Schlückchen geschlürft hatte, auf ihn schon berauschend gewirkt hatten, und beschloß, von dieser Gelegenheit Nutzen zu ziehen. Swidrigailow erschien ihm sehr verdächtig.

„Nach allem, was ich da eben von Ihnen gehört habe, bin ich der festen Überzeugung, daß Sie auch bei der Reise hierher es auf meine Schwester abgesehen haben," sagte er offen und unverhohlen zu Swidrigailow, um ihn noch mehr zu reizen.

„Ach, reden Sie doch nicht so etwas!" erwiderte Swidrigailow, der plötzlich die Herrschaft über sich zurückzugewinnen schien. „Ich habe Ihnen ja schon gesagt, ... und außerdem kann mich Ihre Schwester nicht leiden."

„Ja, das ist auch meine Überzeugung, daß sie Sie nicht leiden kann. Aber darum handelt es sich jetzt nicht."

„Also davon sind Sie überzeugt, daß sie mich nicht leiden kann?" Swidrigailow zwinkerte mit den Augen und lächelte spöttisch. „Sie haben recht, sie liebt mich nicht; aber übernehmen Sie niemals eine Gewähr für die Bewertung von Vorgängen, die zwischen Mann und Frau oder zwischen einem Liebhaber und der Geliebten stattgefunden haben. Da ist immer so ein Winkelchen, das der ganzen Welt verborgen bleibt und nur den beiden bekannt ist. Können Sie garantieren, daß Awdotja bei meinem Anblicke einen wirklichen Widerwillen empfunden hat?"

„Aus manchen Worten und Andeutungen in Ihrer Erzählung

entnehme ich, daß Sie auch jetzt noch Ihre Absichten in betreff meiner Schwester eifrig verfolgen, und selbstverständlich sind es ganz gemeine Absichten."

„Wie? Mir sollten solche Worte und Andeutungen entschlüpft sein?" fragte Swidrigailow höchst naiv, ohne das Beiwort, das seinen Absichten beigelegt war, im geringsten zu beachten.

„Auch jetzt in diesem Augenblicke verraten Sie sich. Warum sind Sie denn zum Beispiel so ängstlich? Warum erschraken Sie jetzt eben auf einmal?"

„Ich bin ängstlich und erschrecke? Vor Ihnen erschrecke ich? Eher hätten Sie Anlaß, vor mir Angst zu haben, cher ami. Aber was rede ich nur für dummes Zeug zusammen . . . Ich sehe, ich bin betrunken; beinahe hätte ich wieder zuviel gesagt. Hol der Teufel den Wein! Heda, Wasser!"

Er ergriff die Flasche und schleuderte sie ohne Umstände zum Fenster hinaus. Philipp brachte Wasser.

„Das ist alles Unsinn," sagte Swidrigailow, während er ein Handtuch anfeuchtete und es sich gegen den Kopf drückte. „Ich kann Sie mit einem einzigen Worte widerlegen und Ihren ganzen Verdacht als nichtig erweisen. Wissen Sie wohl auch, daß ich mich wieder verheirate?"

„Sie haben es mir schon früher gesagt."

„So? Nun, ich habs vergessen. Aber damals konnte ich es noch nicht mit voller Sicherheit sagen; denn ich hatte die Braut noch nicht einmal gesehen. Damals war es nur erst ein Plan. Na, aber jetzt habe ich bereits eine Braut, und die Sache ist abgemacht; und wenn ich jetzt bloß nicht unaufschiebbare Geschäfte hätte, so würde ich Sie jedenfalls sofort zu den Leuten hinführen, — denn ich möchte Sie dabei um Ihren Rat bitten. Ach, Donnerwetter! Ich habe ja nur noch zehn Minuten Zeit. Hier ist meine Uhr; sehen Sie selbst. Aber ich will es Ihnen doch noch erzählen; denn

es ist ein hübscher kleiner Spaß, meine Heirat meine ich, so in ihrer Art, . . . aber wo wollen Sie denn hin? Wieder weg?"

„Nein, jetzt habe ich nicht mehr die Absicht, von Ihnen wegzugehen."

„Überhaupt nicht? Na, wir wollen sehen! Ich werde Sie hinführen, ganz bestimmt, und Ihnen meine Braut zeigen; nur nicht jetzt gleich. Jetzt müssen wir bald gehen, Sie nach rechts, ich nach links. Kennen Sie diese Frau Rößlich? Die Frau Rößlich, bei der ich jetzt wohne, ja? Wissen Sie, das ist dieselbe, von der man erzählt, daß sich bei ihr ein kleines Mädchen das Leben genommen hat, ins Wasser gegangen ist. Na, nun hören Sie mal zu! Die hat mir also diese ganze Heiratsaffäre arrangiert. ‚Du langweilst dich immer so,' sagte sie zu mir; ‚zerstreue dich doch ein bißchen!' Ich bin nämlich ein finsterer, trübsinniger Mensch. Sie denken, ich sei lustig? Nein, ich bin ein finsterer Mensch; ich tue niemandem etwas zuleide, aber ich sitze still in einer Ecke und rede manchmal drei Tage lang kein Wort. Aber diese Rößlich ist ein abgefeimtes Frauenzimmer, kann ich Ihnen sagen; sie spekuliert nämlich so: ich werde meiner Frau bald überdrüssig werden, sie im Stich lassen und wegfahren; und meine Frau wird dann ihr anheimfallen, und sie wird sie in unserer gesellschaftlichen Sphäre, und auch noch in höheren, als Handelsobjekt benutzen. ‚Da ist,' sagte sie zu mir, ‚so ein gelähmter Vater, ein verabschiedeter Beamter; der sitzt schon seit mehr als zwei Jahren im Lehnsessel und kann seine Beine nicht bewegen. Und da ist auch eine Mutter,' sagte sie, ‚eine vernünftige Dame, ein gutes Mamachen. Sie haben einen Sohn, der irgendwo in der Provinz Beamter ist; der unterstützt aber seine Eltern nicht. Eine Tochter ist verheiratet und läßt sich bei ihnen nicht mehr blicken. Die haben aber sogar noch zwei kleine Neffen auf dem Halse (als ob sie an ihrer eigenen Familie nicht Sorge genug hätten). Ihre jüngste

Tochter haben sie aus dem Mädchengymnasium fortnehmen müssen, noch ehe sie es durchgemacht hatte; sie wird in einem Monat sechzehn Jahre alt; also können ihr die Eltern in einem Monat einen Mann geben.‘ Und dieser Mann sollte ich sein. Wir fuhren also hin; der Besuch verlief höchst komisch. Ich stellte mich vor: Gutsbesitzer, Witwer, aus geachteter Familie, mit guten Konnexionen und hübschem Vermögen; — daß ich fünfzig Jahre alt bin und das junge Mädchen noch nicht einmal sechzehn, kam dabei weiter nicht in Betracht; wer nimmt daran Anstoß? Na, das war doch alles sehr verlockend, nicht wahr? Überaus verlockend, ha=ha! Sie hätten mich sehen sollen, wie ich mit dem Papa und der Mama ein angeregtes Gespräch führte! Schon der bloße Anblick, wie ich da redete, war gar nicht zu bezahlen. Nun kam die Tochter ins Zimmer, machte einen Knicks; na, Sie können sichs vorstellen: noch in kurzem Kleidchen, ein Knöspchen, das sich noch nicht geöffnet hat. Sie errötete; ihr Gesichtchen war wie in Glut getaucht (der Zweck meines Besuches war ihr natürlich mitgeteilt worden). Ich weiß nicht, was Sie in bezug auf Frauengesichter für einen Geschmack haben. Aber meines Erachtens verdienen diese sechzehn Jahre, diese noch kindlichen Augen, diese Schüchternheit und diese Tränchen der Verschämtheit weitaus den Vorzug vor einer reifen Schönheit. Und dazu kommt noch, daß gerade dieses Mädchen ein reizendes Persönchen ist. Hellblondes Haar, zu kleinen Löckchen gekräuselt (Lämmerfrisur!), volle, weiche Lippchen, kirschrot, und die Füßchen, — alles entzückend! ... Na, ich und die Kleine machten miteinander Bekanntschaft; ich erklärte, daß meine häuslichen Verhältnisse mir eine Beschleunigung wünschenswert machten, und am nächsten Tage, das heißt vorgestern, erteilten uns die Eltern ihren Segen. Seitdem nehme ich meine Braut, sowie ich hinkomme, sofort auf den Schoß und lasse sie nicht mehr herunter ... Na,

sie wird blutrot; ich aber küsse sie alle Augenblicke. Die Mama hat ihr natürlich eingeprägt: ‚Das ist dein künftiger Mann, und das ist ganz in der Ordnung‘; kurz, es ist eine wahre Lust! Und vielleicht bin ich jetzt, wo ich ihr Bräutigam bin, glücklicher als später, wenn ich ihr Mann sein werde. Hier habe ich, was man so nennt, la nature et la vérité. Ha=ha! Ich habe mich mit ihr ein paarmal unterhalten, — es ist eine kluge kleine Krabbe; manchmal blickt sie mich so verstohlen an, das brennt ordentlich. Wissen Sie, sie hat ein Gesichtchen im Genre der Raffaelschen Madonna. Die Sixtinische Madonna hat doch so ein verzücktes Gesicht, das Gesicht einer leidenden Schwärmerin; ist Ihnen das niemals aufgefallen? Na also, an die erinnert sie. Gleich am anderen Tage nach unserer Verlobung brachte ich ihr für anderthalbtausend Rubel Geschenke mit: einen Brillantschmuck, einen aus Perlen, einen silbernen Toilettenkasten — so groß! — mit allerlei Inhalt; das Gesichtchen der kleinen Madonna färbte sich ganz rosig. Ich setzte sie gestern auf meinen Schoß, aber wahrscheinlich doch gar zu ungeniert; denn sie wurde blutrot, und die Tränchen perlten ihr hervor. Aber sie wollte es nicht zeigen; sie glühte über das ganze Gesicht. Die andern waren alle für ein Weilchen aus dem Zimmer hinausgegangen, und ich war mit ihr ganz allein geblieben; da fiel sie mir auf einmal um den Hals (zum ersten Male ganz von selbst), umschlang mich mit ihren beiden Ärmchen, küßte mich und schwur, sie werde mir eine gehorsame, treue, gute Frau sein; sie wolle mich glücklich machen; dazu werde sie ihr ganzes Leben, jede Minute ihres Lebens verwenden; alles, alles wolle sie dafür zum Opfer bringen, und für all das wünsche sie nur meine Achtung zu besitzen; ‚weiter,‘ sagte sie, ‚brauche ich nichts, nichts, gar nichts, keine Geschenke!‘ Das müssen Sie doch selbst sagen: ein solches Geständnis unter vier Augen anzuhören von einem sechzehnjährigen Engelchen im Tüllkleidchen,

mit krausen Löckchen, mit der Röte mädchenhafter Verschämtheit auf dem Gesichte und mit Tränen holder Schwärmerei in den Augen, — das müssen Sie doch selbst sagen, das hat einen großen Reiz! Nicht wahr, einen großen Reiz! Das ist doch noch einmal etwas Wertvolles, nicht? Nicht wahr? Na, . . . na, hören Sie, . . . wir wollen einmal zu meiner Braut hinfahren, . . . nur nicht jetzt gleich!"

„Kurz gesagt, gerade dieser ungeheuerliche Abstand in den Jahren und in der geistigen Entwicklung erregt Ihre Sinnlichkeit! Haben Sie denn wirklich vor, das Mädchen zu heiraten?"

„Aber warum denn nicht? Ganz bestimmt! Jeder sorgt für sich, und am lustigsten lebt derjenige, der sich selbst am besten zu betrügen versteht. Ha-ha! Aber Sie sind ja wohl so ein ganz besonderer Tugendbold? Haben Sie Nachsicht mit mir, Väterchen! Ich bin ein sündiger Mensch. He-he-he!"

„Sie haben aber doch für Katerina Iwanownas Kinder gesorgt. Indessen, Sie werden wohl auch dafür Ihre Gründe gehabt haben; . . . ich verstehe jetzt alles."

„Kinder habe ich überhaupt lieb; ich mag Kinder sehr gern," erwiderte Swidrigailow lachend. „In dieser Hinsicht kann ich Ihnen sogar ein höchst interessantes, kleines Erlebnis mitteilen, das auch jetzt noch nicht seinen Abschluß gefunden hat. Am ersten Tage nach meiner Ankunft besuchte ich verschiedene Sumpflokale; na, nach sieben Jahren der Entbehrung stürzte ich mich mit Wonne da hinein. Sie haben wohl schon gemerkt, daß ich es nicht eilig habe, mit meiner früheren Sippschaft, meinen ehemaligen Freunden und Bekannten, wieder in Verkehr zu treten. Na, ich will suchen, möglichst lange ohne sie auszukommen. Wissen Sie, als ich bei Marfa Petrowna auf dem Lande wohnte, bin ich oft ganz krank geworden vor sehnsüchtiger Erinnerung an

all diese geheimnisvollen Lokale und Lokälchen, wo jemand, der darin Routine hat, gar manches zu finden vermag. Ein tolles Leben hier in Petersburg: das niedere Volk säuft; die gebildete Jugend überläßt sich einem untätigen Müßiggange, verpufft ihre Kraft in unerfüllbaren Träumereien und Schwärmereien und verkrüppelt geistig durch das ewige Theoretisieren; die Juden, die hier von überallher zusammenströmen, scharren heimlich Geld zusammen, und alles übrige sumpft. Gleich bei meiner Ankunft war es mir, als ob mir der wohlbekannte Geruch dieser Stadt entgegenschlüge. Ich besuchte zufällig eine sogenannte Tanzsoiree — es war ein schauderhaftes Sumpflokal (aber solche Lokale sind mir je unsauberer um so lieber); na, natürlich wurde ein Kankan getanzt, wie man ihn sich nicht ärger denken kann, und wie er zu meiner Zeit überhaupt noch gar nicht existierte. Ja, darin kann man wirklich einen großen Fortschritt konstatieren. Da sah ich auf einmal, wie ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, sehr hübsch gekleidet, mit einem ganz extravaganten Kankantänzer tanzte; und einen andern von derselben Sorte hatte sie als Visavis. An der Wand auf einem Stuhle saß ihre Mutter. Na, Sie können sich vorstellen, was das für ein toller Kankan war! Das Mädchen wurde verlegen, errötete, schließlich fühlte sie sich gekränkt und fing an zu weinen. Ihr Tänzer packte sie und begann sie herumzuwirbeln und ihr gegenüber seine Kapriolen zu machen. Alles ringsumher lachte (ich habe meine Freude daran, wie sich bei solchen Gelegenheiten Ihr Petersburger Publikum benimmt, auch wenn es nur ein Kankanpublikum ist), alle lachten und schrien: ‚Bravo, so ists recht! Kinder gehören nicht hierher!‘ Na, ich mischte mich da weiter nicht ein; mich gings ja auch nichts an, ob das Amüsement der Leute über diesen Vorfall logisch oder unlogisch war. Ich hatte sofort gemerkt, wie ich die Sache anzugreifen hatte, setzte mich zu der Mutter und begann damit,

ich wäre hier auch fremd, und wie unhöflich hier die Menschen wären, und daß sie für Personen, die wirklich etwas Besseres wären, so gar kein Verständnis besäßen und ihnen gar nicht die gebührende Achtung erwiesen; ich deutete an, daß ich viel Geld hätte, und machte den Vorschlag, die Damen in meinem Wagen nach Hause zu bringen. Das geschah denn auch; ich wurde mit ihnen bekannt (sie bewohnen ein kleines möbliertes Stübchen und sind erst ganz kürzlich in Petersburg angekommen). Die Mutter erklärte mir, sie und ihre Tochter könnten sich meine Bekanntschaft nur zur größten Ehre anrechnen. Ich erfuhr, daß sie fast mittellos sind und die Reise hierher unternommen haben, um bei einer Behörde etwas zu erwirken. Ich bot ihnen meine Dienste und eine pekuniäre Beihilfe an. Ich hörte auch, daß sie nur irrtümlicherweise zu der Tanzsoiree gegangen waren, in dem Glauben, es würde dort wirklich Tanzunterricht erteilt. Ich erklärte mich meinerseits bereit, zu der Ausbildung des jungen Mädchens behilflich zu sein, indem ich ihr Unterricht im Französischen und im Tanzen geben ließe. Das nahmen sie mit tausend Freuden an; sie halten es für eine Ehre, und ich verkehre noch immer bei ihnen ... Wenn Sie wollen, können wir einmal hinfahren, nur nicht jetzt gleich."

„Hören Sie auf mit Ihren gemeinen, schändlichen Geschichten, Sie liederlicher, schändlicher, sinnlicher Mensch!"

„Sie sind ein Schiller, ein russischer Schiller! Où va-t-elle la vertu se nicher? Wissen Sie was? Ich werde Ihnen absichtlich noch mehr solche Geschichten erzählen, bloß um Ihre Äußerungen der Entrüstung zu hören. Das ist mir ein wahrer Genuß!"

„Zweifellos! Ich komme mir ja selbst in diesem Augenblicke lächerlich vor," murmelte Raskolnikow ärgerlich.

Swidrigailow lachte aus vollem Halse; schließlich rief er Philipp, zahlte und stand auf.

„Na, aber was bin ich betrunken! Assez causé!" sagte er. „Es ist mir ein wahrer Genuß gewesen!"

„Sehr begreiflich, daß es für Sie ein Genuß war!" rief Raskolnikow und erhob sich gleichfalls. „Wie sollte es denn auch für einen alten Wüstling nicht ein Genuß sein, von solchen Erlebnissen zu erzählen, während er sich dabei schon wieder mit einem andern unnatürlichen Vorhaben derselben Art beschäftigt, und noch dazu unter diesen Umständen und einem Menschen, wie ich, gegenüber. Das kitzelt!"

„Na, wenn dem so ist," erwiderte Swidrigailow einigermaßen erstaunt und sah Raskolnikow forschend an, „wenn dem so ist, so sind Sie selbst ein arger Frechling. Wenigstens haben Sie im höchsten Grade das Zeug dazu. Sie sind ein starker Theoretiker, ein sehr starker, . . . na, und auch zum praktischen Handeln sind Sie ja sehr wohl befähigt. Aber nun genug davon. Ich bedaure aufrichtig, daß ich mich nur so kurze Zeit habe mit Ihnen unterhalten können; aber Sie laufen mir ja nicht davon . . . Warten Sie nur! . . ."

Swidrigailow verließ das Restaurant, und Raskolnikow folgte ihm. Swidrigailow war nicht erheblich betrunken; der Champagner war ihm nur für einen Augenblick zu Kopfe gestiegen, und der Rausch verflog mit jeder Minute mehr. Ein offenbar sehr wichtiges Vorhaben beschäftigte ihn stark, und er machte ein sehr ernstes Gesicht. Irgendwelche Erwartung regte ihn augenscheinlich auf und versetzte ihn in Unruhe. Raskolnikow gegenüber hatte er in den letzten Minuten auf einmal sein Benehmen geändert und war von Minute zu Minute gröber und spöttischer geworden. Raskolnikow hatte das alles recht wohl bemerkt und war nun gleichfalls in unruhiger Erregnng. Swidrigailow erschien ihm sehr verdächtig; er beschloß, ihm nachzugehen.

Sie traten auf das Trottoir.

„Sie gehen also nach rechts und ich nach links, oder meinetwegen auch umgekehrt. Jedenfalls adieu, bon plaisir, auf fröhliches Wiedersehen!“

Damit ging er nach rechts in der Richtung auf den Heumarkt zu.

V

Raskolnikow ging hinter ihm her.

„Was soll denn das bedeuten?“ rief Swidrigailow, sich umwendend. „Ich habe Ihnen ja doch wohl gesagt . . .“

„Das bedeutet, daß ich jetzt bei Ihnen bleiben werde.“

„Wa—as?“

Beide blieben stehen und blickten einander etwa eine Minute lang an, als ob einer den andern messen wollte.

„Aus allem, was Sie in Ihrer halben Betrunkenheit gesagt haben,“ begann Raskolnikow in scharfem Tone, „schließe ich mit Bestimmtheit, daß Sie Ihre nichtswürdigen Anschläge gegen meine Schwester nicht nur nicht aufgegeben haben, sondern sich sogar mehr als je vorher damit beschäftigen. Ich weiß, daß meine Schwester heute früh einen Brief erhalten hat. Auch Ihr unruhiges Wesen jetzt während unseres ganzen Zusammenseins ist mir verdächtig. Sehr möglich allerdings, daß es sich bei Ihnen um irgendeine andere Frauensperson handelt, die Sie irgendwo en passant gefunden haben; aber diese Möglichkeit ist für mich belanglos. Ich wünsche mir persönlich Gewißheit zu verschaffen . . .“

Raskolnikow wäre wohl selbst kaum imstande gewesen genauer anzugeben, was er eigentlich vorhatte und wovon er sich persönlich Gewißheit zu verschaffen wünschte.

„Nun sehen Sie mal! Wenn Sie es wünschen, werde ich gleich die Polizei rufen.“

„Tun Sie das!“

Wieder standen sie einander eine Minute lang gegenüber. Schließlich veränderte Swidrigailows Gesicht seinen Ausdruck. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß Raskolnikow sich vor dieser Drohung nicht fürchtete, nahm er auf einmal eine sehr heitere, freundschaftliche Miene an.

„Was sind Sie für eine eigentümlicher Mensch! Ich habe absichtlich mit Ihnen noch nicht über Ihre eigene Angelegenheit gesprochen, obwohl mich natürlich die Neugier plagt. Das ist ja eine ganz romanhafte Geschichte. Ich wollte es eigentlich auf eine andere Gelegenheit verschieben; aber Sie bekommen es ja wahrhaftig fertig, sogar einen Toten in Harnisch zu bringen ... Na, dann kommen Sie mit; aber ich sage Ihnen im voraus: ich gehe jetzt nur für einen Augenblick zu mir nach Hause, um mir Geld einzustecken; dann schließe ich die Wohnung zu, nehme mir eine Droschke und fahre für den ganzen Abend nach den Inseln. Also, was haben Sie davon, mich zu begleiten?"

„Zunächst will ich nach Ihrer Wohnung mitgehen, aber nicht zu Ihnen, sondern zu Sofja Semjonowna, um mich zu entschuldigen, daß ich nicht an der Beerdigung ihrer Stiefmutter teilgenommen habe."

„Ganz, wie es Ihnen beliebt; aber Sofja Semjonowna ist nicht zu Hause. Sie ist mit den drei Kindern zu einer Dame gegangen, zu einer vornehmen alten Dame, mit der ich noch von früher her bekannt bin und die zum Patronat mehrerer Waisenhäuser gehört. Ich habe diese Dame ganz bezaubert, indem ich ihr für die drei Kleinen der verstorbenen Katerina Iwanowna eine Summe Geldes brachte; außerdem habe ich auch noch den Waisenanstalten eine Zuwendung gemacht. Schließlich habe ich ihr noch Sofja Semjonownas Geschichte erzählt, mit allen Details, ohne etwas zu verschleiern. Das machte auf sie ganz gewaltigen Eindruck. Darum ist nun auch Sofja Semjonowna

heute nach dem ...schen Hotel hinbestellt worden, wo meine Bekannte bei der Heimkehr von der Sommerfrische in die Stadt einstweilen wohnt."

„Schadet nichts; ich komme doch mit."

„Wie es Ihnen beliebt; nur kann ich mich Ihnen heute nicht länger widmen. Aber mich gehts ja nichts an, was Sie tun! Da sind wir schon gleich zu Hause. Sagen Sie mal, ich bin überzeugt, Sie sind eben deshalb so mißtrauisch gegen mich, weil ich bisher so zartfühlend war, Sie nicht mit Fragen zu belästigen, ... Sie verstehen mich wohl? Das war Ihnen gewiß gar zu auffällig; ich möchte darauf wetten, daß die Sache so zusammenhängt. Na, wenn man das davon hat, da soll einer nun noch zartfühlend sein!"

„Und an der Tür horchen!"

„Aha, damit kommen Sie mir!" erwiderte Swidrigailow lachend. „Ich hätte mich auch wirklich gewundert, wenn Sie unter den vorliegenden Umständen diesen Punkt unerwähnt gelassen hätten. Ha-ha! Ich habe zwar einiges verstanden, was Sie damals dort für Faxen machten, und was Sie dem jungen Mädchen selbst erzählten; aber wie war denn das Ganze eigentlich? Ich bin vielleicht ein ganz rückständiger Mensch und kann nichts mehr ordentlich begreifen. Erklären Sie mir die Sache, liebster Freund, ich bitte Sie inständigst! Erleuchten Sie meinen Geist mit den neuesten Ideen!"

„Sie haben gar nichts hören können; was Sie da sagen, ist alles gelogen!"

„Ich rede ja gar nicht von dem faktischen Inhalte des Gehörten (wiewohl ich übrigens wirklich einiges gehört habe), sondern bloß davon, daß Sie immer ächzen und seufzen und stöhnen! Der Schiller in Ihnen wird alle Augenblicke rege. Jetzt verlangen Sie nun sogar, daß man nicht einmal mehr an der Tür horchen

soll. Wenn Sie so streng denken, dann gehen Sie doch zur Behörde hin und erklären Sie: ‚So und so ist es mir ergangen, ich habe das und das getan; es war mir in der Theorie ein kleiner Irrtum passiert.‘ Wenn Sie aber der Ansicht sind, an der Tür dürfe man nicht horchen, wohl aber dürfe man alte Weiber mit irgendeinem Gegenstande, der einem gerade in die Hände kommt, zu seinem Vergnügen totschlagen, dann fahren Sie schleunigst nach Amerika! Fliehen Sie, junger Mann! Vielleicht ist noch Zeit dazu. Ich rate es Ihnen aufrichtig. Haben Sie etwa kein Geld zur Reise? Ich will Ihnen welches geben."

„Das liegt durchaus nicht in meiner Absicht!" unterbrach ihn Raskolnikow ärgerlich.

„Ich verstehe (übrigens, machen Sie sich keine Unbequemlichkeiten: Sie haben ja nicht nötig, viel zu reden, wenn Sie nicht mögen); ich kann mir auch denken, mit was für Fragen Sie sich jetzt beschäftigen: doch wohl mit moralischen, nicht wahr? Mit Fragen über Rechte und Pflichten in der bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft? Lassen Sie doch dergleichen Überlegungen jetzt beiseite; warum wollen Sie sich damit jetzt noch abgeben? He=he! Etwa, weil Sie immer noch Bürger und Mensch geblieben sind? Aber wenn das der Fall ist, hätten Sie sich nicht mit solchen Geschichten befassen sollen; von Sachen, mit denen man nicht Bescheid weiß, muß man die Finger weglassen. Na, schießen Sie sich doch tot; wie wärs? Oder haben Sie keine Lust?"

„Es scheint, Sie wollen mich absichtlich reizen, damit ich Sie jetzt nur verlasse . . ."

„Sie sind ein wunderlicher Kauz; aber da sind wir ja schon an Ort und Stelle; bitte schön, steigen Sie die Treppe hinauf. Sehen Sie, hier ist der Eingang zu Sofja Semjonownas Wohnung; sehen Sie, es ist niemand da! Sie glauben es nicht? Fragen

Sie doch bei Kapernaumows; da pflegt sie den Schlüssel abzugeben. Da ist ja auch madame de Kapernaumow selbst; da können wir ja gleich fragen. Was? (Sie spricht etwas undeutlich.) Ausgegangen ist sie? Wohin? Nun, haben Sie es jetzt gehört? Sie ist nicht zu Hause und kommt vielleicht erst spät am Abend zurück. Na, dann kommen Sie jetzt zu mir mit herein. Sie wollten ja doch auch zu mir kommen, nicht wahr? Na, sehen Sie, da sind wir in meiner Wohnung. Frau Rößlich ist nicht zu Hause. Diese Frau ist fortwährend in geschäftlicher Tätigkeit; aber sie ist eine gute Frau, kann ich Sie versichern. ... Vielleicht könnte sie Ihnen nützlich sein, wenn Sie ein bißchen vernünftiger sein wollten. Na, sehen Sie, bitte: ich nehme aus dem Schreibtisch dieses fünfprozentige Staatspapier (sehen Sie mal, wieviel ich noch von derselben Sorte habe), und dieses wandert noch heute zum Bankier. Na, haben Sie gesehen? Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren. Der Schreibtisch wird zugeschlossen, die Wohnung wird zugeschlossen, und nun sind wir wieder auf der Treppe. Na, wenns Ihnen recht ist, nehmen wir uns eine Droschke. Ich will ja nach den Inseln. Haben Sie nicht Lust, eine kleine Spazierfahrt zu machen? Hier, ich nehme diese Droschke nach der Jelagin-Insel. Wie? Sie wollen nicht? Also bleiben Sie Ihrer Absicht doch nicht treu? Lassen Sie uns doch fahren; warum denn nicht? Es scheint allerdings, als ob ein Regen kommt; aber das schadet nichts; wir lassen das Verdeck in die Höhe schlagen ..."

Swidrigailow saß bereits im Wagen. Raskolnikow kam zu der Ansicht, daß sein Verdacht, wenigstens für den Augenblick, unbegründet sei. Ohne ein Wort zu antworten, drehte er sich um und ging wieder zurück in der Richtung nach dem Heumarkte zu. Hätte er sich auch nur ein einziges Mal umgewendet, so würde er noch gesehen haben, wie Swidrigailow, nachdem er nicht

mehr als hundert Schritte gefahren war, den Kutscher ablohnte und auf das Trottoir ging. Gleich darauf bog Raskolnikow um eine Ecke, so daß er nun auch gar nicht mehr die Möglichkeit hatte, den andern zu beobachten. Ein Gefühl tiefen Ekels trieb ihn dazu, sich von Swidrigailow zu entfernen. „Wie konnte ich auch nur einen Augenblick lang von diesem rohen Bösewicht, von diesem gemeinen Wüstling und Schurken etwas erwarten!" rief er unwillkürlich. Freilich war dieses sein Urteil zu eilig und leichtfertig. Es war in Swidrigailows ganzem Wesen etwas, was ihm wenigstens eine gewisse Originalität, man könnte fast sagen, etwas Geheimnisvolles verlieh. Was aber seine Schwester betraf, so verblieb Raskolnikow doch mit Bestimmtheit bei seiner Überzeugung, daß Swidrigailow nicht gesonnen war, sie in Ruhe zu lassen. Es wurde ihm aber jetzt gar zu schwer, ja, geradezu unerträglich, an all dies zu denken und es immer wieder zu überlegen!

Seiner Gewohnheit gemäß war er, sobald er allein geblieben war, schon nach zwanzig Schritten tief in Gedanken versunken. Als er auf die Brücke trat, blieb er am Geländer stehen und blickte auf das Wasser hinab. Unterdessen stand Awdotja Romanowna in einiger Entfernung hinter ihm.

Er war ihr am Anfang der Brücke begegnet, war aber an ihr vorbeigegangen, ohne sie zu beachten. Awdotja hatte ihn noch nie in diesem Zustande auf der Straße gesehen und war überrascht und erschrocken. Sie blieb stehen und wußte nicht, ob sie ihn anrufen sollte oder nicht. Auf einmal bemerkte sie den von der Richtung des Heumarktes her eilig herankommenden Swidrigailow.

Aber dieser schien sich bei seiner Annäherung großer Vorsicht und Heimlichkeit zu befleißigen. Er betrat die Brücke nicht, sondern blieb seitwärts auf dem Trottoir stehen und gab sich die

größte Mühe, von Raskolnikow nicht gesehen zu werden. Awdotja hatte er schon längst bemerkt und machte ihr Zeichen. Wie es ihr schien, bat er sie mit seinen Zeichen, den Bruder nicht anzurufen, sondern in Ruhe zu lassen, und forderte sie auf, zu ihm hinzukommen.

Awdotja tat dies. Sachte ging sie um ihren Bruder herum und trat zu Swidrigailow.

„Lassen Sie uns recht schnell gehen," flüsterte ihr dieser zu. „Ich möchte nicht, daß Rodion Romanowitsch von unserer Zusammenkunft etwas merkt. Ich habe mit ihm nicht weit von hier in einem Restaurant gesessen, wo er mich selbst aufgesucht hatte, und habe mich nur mit Mühe von ihm wieder losgemacht. Er hat aus einer mir unbekannten Quelle von meinem Briefe an Sie Kenntnis erhalten und argwöhnt daher etwas. Sie haben ihm doch jedenfalls nichts davon gesagt? Aber wenn Sie es nicht getan haben, wer kann es sonst gewesen sein?"

„Da sind wir ja schon um die Ecke," unterbrach ihn Awdotja, „und mein Bruder kann uns nicht mehr sehen. Ich erkläre Ihnen, daß ich nicht weiter mit Ihnen gehe. Sagen Sie mir alles hier; das läßt sich alles auch auf der Straße sagen."

„Erstens läßt sich das schlechterdings nicht auf der Straße sagen; zweitens müssen Sie auch Sofja Semjonowna anhören; drittens will ich Ihnen gewisse Beweismittel zeigen ... Na, und schließlich, wenn Sie nicht einwilligen, mit in meine Wohnung zu kommen, so lehne ich es ab, Ihnen irgendwelche Mitteilungen zu machen, und entferne mich sofort. Dabei bitte ich Sie, nicht zu vergessen, daß das höchst interessante Geheimnis Ihres geliebten Bruders völlig in meinen Händen ist."

Awdotja blieb unentschlossen stehen und schaute Swidrigailow forschend an.

„Wovor fürchten Sie sich denn?" bemerkte er ruhig. „Wir sind

hier in einer Stadt und nicht auf dem Lande. Und auf dem Lande haben Sie mir mehr Schaden zugefügt als ich Ihnen; hier aber ..."

„Ist Sofja Semjonowna von meinem Kommen benachrichtigt?"

„Nein, ich habe ihr keine Silbe davon gesagt und bin nicht einmal ganz sicher, ob sie auch jetzt zu Hause ist. Aber sie ist wahrscheinlich da. Sie hat heute ihre Stiefmutter beerdigt; an einem solchen Tage pflegt man keine Besuche zu machen. Vorläufig will ich noch mit niemand über diese Angelegenheit reden und bereue sogar zum Teil, daß ich Ihnen davon Mitteilung gemacht habe. Die geringste Unvorsichtigkeit kann hierbei die Wirkung einer Denunziation haben. Ich wohne gleich hier, in diesem Hause; Sie sehen, wir sind schon da. Da steht der Hausknecht, der zu unserem Hause gehört; der kennt mich ganz genau; sehen Sie, er grüßt; er sieht, daß ich mit einer Dame komme, und hat sich sicherlich bereits Ihr Gesicht gemerkt; das kann Ihnen aber zustatten kommen, wenn Sie sich nun einmal so sehr fürchten und mir Böses zutrauen. Entschuldigen Sie, daß ich so unzart rede. Ich selbst wohne in einer möblierten Wohnung. Sofja Semjonowna wohnt neben mir Wand an Wand, gleichfalls in einem möblierten Zimmer. Die ganze Etage ist in dieser Weise vermietet. Also haben Sie keinen Anlaß, sich wie ein kleines Kind zu ängstigen. Oder bin ich wirklich ein so furchtbarer Mensch?"

Swidrigailows Gesicht verzog sich zu einem freundlich überlegenen Lächeln; aber in Wirklichkeit war ihm nicht nach Lächeln zumute. Das Herz pochte ihm heftig, und der Atem stockte ihm in der Brust. Er sprach absichtlich recht laut, um seine wachsende Aufregung zu verbergen; aber Awdotja nahm diese besondere Aufregung gar nicht wahr; seine Bemerkung, daß sie sich wie ein kleines Kind vor ihm ängstige und daß er ihr als ein furchtbarer Mensch erscheine, hatte sie gar zu sehr gereizt.

„Obwohl ich weiß, daß Sie ein . . . ehrloser Mensch sind, fürchte ich mich dennoch nicht vor Ihnen. Gehen Sie voran!“ sagte sie anscheinend ruhig, aber ihr Gesicht war sehr blaß.

Swidrigailow blieb bei Sofjas Wohnung stehen.

„Erlauben Sie, daß ich nachsehe, ob sie zu Hause ist . . . Nein. Schade! Aber ich weiß, daß sie wahrscheinlich sehr bald zurückkommen wird. Wenn sie ausgegangen ist, so kann sie nur zu einer mir bekannten Dame gegangen sein, um mit ihr über die Waisen Rücksprache zu nehmen, die nun auch ihre Mutter verloren haben. Ich habe mich auch da der Sache angenommen und Fürsorge getroffen. Sollte Sofja Semjonowna nicht binnen zehn Minuten zurückgekehrt sein, so werde ich sie nachher zu Ihnen nach Ihrer Wohnung schicken; wenn Sie es wünschen, heute noch. Na, und da ist auch meine Wohnung. Da sind meine beiden Zimmer. Nebenan, durch diese Tür verbunden, befindet sich die Wohnung meiner Wirtin, einer Frau Rößlich. Nun sehen Sie hierher, ich will Ihnen meine wichtigsten Beweismittel zeigen: aus meinem Schlafzimmer führt diese Tür hier nach zwei ganz leeren Stuben, die zu vermieten sind. Hier sind sie, . . . dies müssen Sie sich mit besonderer Aufmerksamkeit ansehen . . .“

Swidrigailow bewohnte zwei ziemlich geräumige möblierte Zimmer. Awdotja blickte mißtrauisch um sich, bemerkte aber nichts Auffälliges, weder in der Ausstattung noch in der Lage der Zimmer, wiewohl sie allerdings etwas hätte bemerken können, zum Beispiel daß Swidrigailows Wohnung zwischen zwei anderen Wohnungen lag, von denen die eine unbewohnt, die andere so gut wie unbewohnt war. Sie hatte ihren Eingang nicht unmittelbar vom Korridor aus, sondern durch zwei fast leere Zimmer der Wirtin. Vom Schlafzimmer aus zeigte Swidrigailow, nachdem er eine verschlossene Tür aufgeschlossen hatte, dem jungen Mädchen eine gleichfalls leere Wohnung, die zu

vermieten war. Awdotja wollte auf der Schwelle stehen bleiben, da sie nicht begriff, warum er sie aufforderte, das anzusehen; aber Swidrigailow beeilte sich, ihr dies zu erklären.

„Hier, sehen Sie einmal dorthin, in dieses zweite große Zimmer. Beachten Sie die Tür dort; sie ist verschlossen. Neben der Tür steht ein Stuhl, der einzige Stuhl in beiden Zimmern. Den habe ich aus meiner Wohnung dorthin gebracht, um es beim Zuhören bequemer zu haben. Dort gleich hinter der Tür steht Sofja Semjonownas Tisch; da saß sie und sprach mit Rodion Romanowitsch. Ich aber saß hier auf dem Stuhle und horchte, zwei Abende hintereinander, jedesmal etwa zwei Stunden lang, — da konnte ich doch gewiß etwas erfahren, meinen Sie nicht?"

„Sie horchten?"

„Ja, allerdings; aber nun kommen Sie in meine Wohnung; hier ist nicht einmal eine Sitzgelegenheit."

Er führte Awdotja Romanowna in sein erstes Zimmer zurück, das ihm als Wohnzimmer diente, und bot ihr einen Stuhl an. Er selbst setzte sich an das andere Ende des Tisches, gegen sieben Fuß von ihr entfernt; aber in seinen Augen leuchtete schon eben jenes Feuer, vor dem sie früher einmal so heftig erschrocken war. Sie fuhr zusammen und sah sich noch einmal mißtrauisch um. Sie tat das ganz unwillkürlich; ihr Mißtrauen zu zeigen, lag offenbar nicht in ihrer Absicht. Aber die einsame Lage von Swidrigailows Wohnung war ihr nun doch schließlich aufgefallen. Sie wollte ihn schon fragen, ob nicht wenigstens seine Wirtin zu Hause sei, unterließ es aber ... aus Stolz. Außerdem quälte ein anderes, unvergleichlich viel größeres Leid als die Furcht für ihre eigene Person ihr Herz. Sie duldete unerträgliche Qualen.

„Da ist Ihr Brief," begann sie und legte den Brief auf den Tisch. „Ist denn das, was Sie da schreiben, überhaupt möglich? Sie deuten auf ein Verbrechen hin, das mein Bruder begangen

habe. Sie deuten zu bestimmt darauf hin; wagen Sie nicht etwa, sich jetzt herauszureden. Schon vor Ihrer Mitteilung habe ich von diesem dummen Gerede gehört; aber ich glaube kein Wort davon. Es ist eine schändliche, lächerliche Verdächtigung; ich weiß, wie und woher sie entstanden ist. Beweise können Sie nicht haben; Sie machten sich anheischig, mir Beweise zu liefern: nun, so reden Sie denn! Aber ich sage Ihnen im voraus, daß ich Ihnen nicht glauben werde. Ich werde Ihnen nicht glauben!"

Awdotja sagte das schnell und hastig, und für einen Augenblick stieg ihr das Blut ins Gesicht.

„Wenn Sie es für so ganz ausgeschlossen gehalten hätten, daß Sie es glauben könnten, so hätten Sie es doch gewiß nicht riskiert, allein zu mir zu kommen. Warum sind Sie denn gekommen? Nur aus Neugier?"

„Foltern Sie mich nicht, reden Sie, reden Sie!"

„Das muß man sagen: Sie sind ein tapferes Mädchen. Ich habe wahrhaftig gedacht, Sie würden Herrn Rasumichin bitten, Sie hierher zu begleiten. Aber er war auf der Straße weder bei Ihnen noch in der Nähe; ich habe gut Umschau gehalten. Das ist kühn von Ihnen; Sie wollten offenbar Rodion Romanowitsch schonen. Ja, Sie sind in jeder Hinsicht ein himmlisches Wesen . . . Was nun Ihren Bruder anlangt, ja, was soll ich Ihnen da sagen? Sie haben ihn ja diesen Augenblick selbst gesehen. Wie sieht er nur aus!"

„Das ist doch wohl nicht das einzige, worauf sich Ihre Behauptung gründet?"

„Gewiß nicht, vielmehr auf seine eigenen Worte. Zwei Abende nacheinander ist er zu Sofja Semjonowna hierher gekommen. Ich habe Ihnen gezeigt, wo sie gesessen haben. Er hat ihr eine vollständige Beichte abgelegt. Er ist ein Mörder. Er hat eine alte Beamtenwitwe, eine Wucherin, bei der auch er einige

Sachen versetzt hatte, ermordet; desgleichen hat er deren Schwester ermordet, eine Händlerin namens Lisaweta, die unvermutet bei der Mordtat dazukam. Er hat sie beide mit einem Beile, das er mitgebracht hatte, erschlagen. Er hat sie ermordet, um sie zu berauben, und er hat auch geraubt; er hat Geld und einige Wertsachen weggenommen . . . Er selbst hat das alles Wort für Wort Sofja Semjonowna erzählt; sie ist die einzige, die von dem Geheimnisse weiß. Aber sie ist bei dem Morde weder durch Rat noch durch Tat beteiligt gewesen, erschrak vielmehr über die Mitteilung gerade ebenso wie Sie jetzt. Sie können beruhigt sein: sie wird ihn nicht verraten."

„Es ist nicht möglich!" murmelte Awdotja mit leichenblassen Lippen, nach Atem ringend. „Es ist nicht möglich. Er hatte ja dazu nicht den geringsten Grund, gar keinen Anlaß . . . Es ist eine Lüge, eine Lüge!"

„Er wollte rauben, das ist der ganze Grund. Er hat Geld und Wertsachen genommen. Allerdings hat er, nach seiner eigenen Aussage, weder von dem Gelde noch von den Wertsachen Gebrauch gemacht, sondern sie irgendwo unter einen Stein gelegt, wo sie noch liegen. Aber das hat er eben nur deshalb getan, weil er sich nicht getraute, davon Gebrauch zu machen."

„Aber ist es denn denkbar, daß er sollte imstande gewesen sein zu stehlen und zu rauben? Daß ihm so etwas auch nur hätte in den Sinn kommen können?" rief Awdotja und sprang von ihrem Stuhle auf. „Sie kennen ihn ja doch, Sie haben ihn gesehen; kann denn ein Mensch wie er ein Dieb sein?"

Ihr Ton klang, als ob sie Swidrigailow anflehte; all ihre Angst hatte sie vergessen.

„Da gibt es tausend und abertausend verschiedene Arten und Schattierungen, Awdotja Romanowna. Der gewöhnliche Dieb stiehlt mit dem Bewußtsein, daß er ein Schuft ist; ich habe aber

auch schon einmal gehört, daß ein Mann besseren Standes die Post überfallen und ausgeplündert hatte; wer weiß, ob der nicht tatsächlich der Ansicht war, etwas ganz Anständiges getan zu haben! Selbstverständlich hätte auch ich es ebensowenig wie Sie geglaubt, wenn ich es von irgendeinem anderen gehört hätte. Aber meinen eigenen Ohren mußte ich glauben. Er hat Sofja Semjonowna auch alle seine Beweggründe auseinandergesetzt; die wollte zuerst sogar ihren Ohren nicht trauen; aber ihren Augen, ihren eigenen Augen mußte sie schließlich doch Glauben schenken. Er selbst hat es ihr ja alles persönlich erzählt."

„Was waren das für ... Beweggründe?"

„Das ist eine lange Geschichte, Awdotja Romanowna. Es liegt dabei (ja, wie soll ich Ihnen das nur klarmachen?) eine eigenartige Theorie zugrunde, dieselbe Anschauung, nach der auch ich zum Beispiel finde, daß eine einzige Übeltat erlaubt ist, wenn der Hauptzweck ein guter ist. Eine einzige üble Tat gegenüber hundert guten! Auch ist es sicherlich für einen jungen Mann von hervorragender Begabung und maßlosem Ehrgeiz ein empörender Gedanke, sich sagen zu müssen, daß seine ganze Laufbahn, all seine künftigen Lebensziele sich anders gestalten würden, wenn er nur dreitausend Rubel hätte, daß er aber diese dreitausend Rubel eben nicht hat. Nehmen Sie als anstachelnde Momente noch hinzu: den Hunger, die enge Wohnung, die deutliche Erkenntnis der Kläglichkeit seiner eigenen sozialen Stellung und im Verein damit der Stellung seiner Schwester und seiner Mutter. Die Hauptursachen aber waren Eitelkeit und Stolz, vielleicht indessen, Gott mags wissen, neben besseren Motiven. Ich breche nicht den Stab über ihn; bitte, glauben Sie das nicht; das steht mir auch gar nicht zu. Es spielte dabei auch eine besondere Theorie eine Rolle (eine Theorie, die nach etwas klingt), nach der die Menschen in zwei Gruppen eingeteilt werden, sehen

Sie wohl, in Material und in besondere Menschen, das heißt solche Menschen, für die wegen ihrer hohen geistigen Stellung die Gesetze nicht geschrieben sind, sondern die vielmehr selbst für die übrigen Menschen, für dieses Material, für den Kehricht, Gesetzgeber sind. Man muß sagen: eine ganz leidliche Theorie, une théorie comme une autre. Ganz gewaltig hat ihm Napoleon imponiert, das heißt eigentlich hat ihm das imponiert, daß so viele geniale Menschen kein Bedenken trugen, eine einzelne Übeltat zu begehen, sondern, ohne erst lange zu reflektieren, über die Schranken hinwegschritten. Er scheint sich eingebildet zu haben, daß auch er ein genialer Mensch sei; ich meine, er ist eine Zeitlang davon überzeugt gewesen. Sehr niederdrückend war ihm und ist ihm auch noch der Gedanke, daß er zwar verstanden habe eine Theorie aufzustellen, aber nicht imstande gewesen sei über die Schranken ohne lange Reflexionen hinwegzuschreiten, und daß er somit kein genialer Mensch sei. Na, und das ist für einen ehrgeizigen jungen Mann demütigend, namentlich in unserem Zeitalter ..."

„Und sollte er keine Gewissensbisse gehabt haben? Sie sprechen ihm also alles moralische Gefühl ab? So ein Mensch ist er doch nicht!"

„Ach, Awdotja Romanowna, diese Begriffe sind jetzt bei uns arg in Verwirrung geraten; übrigens, eine besondere Ordnung hat wohl nie darin geherrscht. Die Russen haben überhaupt eine schrankenlose Natur, Awdotja Romanowna, ganz wie ihr Land, und neigen außerordentlich stark zum Phantastischen, Ordnungslosen; aber eine solche Neigung zur Schrankenlosigkeit ist, wenn sich nicht besondere Genialität damit vereint, ein Unglück. Wissen Sie wohl noch, wie oft wir beide in ebendiesem Sinne über ebendieses Thema gesprochen haben, wenn wir nach dem Abendessen im Garten auf der Terrasse saßen? Gerade diese Neigung

zur Schrankenlosigkeit machten Sie mir damals noch zum Vorwurf. Wer weiß, vielleicht haben wir manchmal gerade in derselben Zeit davon gesprochen, wo er hier lag und sich seinen Plan ausdachte. Bei uns in der gebildeten Gesellschaft gibt es ja eigentlich keine durch das Herkommen geheiligten Grundsätze, Awdotja Romanowna; es müßte denn sein, daß sich jemand dergleichen aus Büchern zusammenstellt oder aus Chroniken ausgräbt. Aber das sind doch meist nur Gelehrte, und, wissen Sie, das sind in ihrer Art rechte Schlafmützen, so daß es für einen Mann von Welt unpassend wäre, es ihnen nachzutun. Übrigens kennen Sie ja meine Anschauungen über diese ganze Frage; ich stehe entschieden auf dem Standpunkte, niemand zu verurteilen. Ich selbst bin ein Nichtstuer und halte an diesem Lebensprinzip fest. Wir haben uns darüber ja schon wiederholentlich unterhalten. Ich hatte sogar das Glück, durch meine Ansichten Ihr Interesse zu erregen . . . Aber Sie sind ja so blaß, Awdotja Romanowna!"

„Ich kenne diese Theorie meines Bruders. Ich habe in einer Zeitschrift eine Abhandlung von ihm gelesen über Menschen, denen alles erlaubt ist . . . Rasumichin hat sie mir gebracht."

„Rasumichin? Eine Abhandlung Ihres Bruders? In einer Zeitschrift? Hat er eine solche Abhandlung geschrieben? Das war mir nicht bekannt. Die wird gewiß sehr interessant sein! Aber wo wollen Sie denn hin, Awdotja Romanowna?"

„Ich will mit Sofja Semjonowna sprechen," antwortete Awdotja mit schwacher Stimme. „Wie komme ich zu ihr? Sie ist vielleicht schon zurückgekehrt; ich will unter allen Umständen so schnell wie möglich mit ihr sprechen. Mag sie . . ."

Awdotja Romanowna war nicht imstande den Satz zu Ende zu sprechen; es versagte ihr geradezu der Atem.

„Sofja Semjonowna wird erst spät am Abend zurückkommen.

Ich muß das annehmen; es war zu erwarten, daß sie sehr bald zurückkommen würde oder, wenn nicht, erst sehr spät."

„Ah, du lügst also! Ich sehe, . . . du lügst, . . . du hast alles gelogen! . . . Ich glaube dir nicht! Nein! Nein!" rief Awdotja in wahrer Wut und ganz außer sich.

Fast ohnmächtig sank sie auf einen Stuhl nieder, den ihr Swidrigailow schnell hinrückte.

„Was ist Ihnen, Awdotja Romanowna? Kommen Sie doch zu sich! Hier ist Wasser! Trinken Sie einen Schluck!"

Er bespritzte sie mit Wasser. Awdotja zuckte zusammen und kam wieder zum Bewußtsein.

„Das hat stark gewirkt!" murmelte Swidrigailow mit finsterem Gesichte vor sich hin. „Beruhigen Sie sich, Awdotja Romanowna! Denken Sie daran, daß er Freunde hat. Wir wollen ihn schon retten, ihm durchhelfen. Wenn Sie es wünschen, bringe ich ihn ins Ausland. Ich habe Geld; in längstens drei Tagen beschaffe ich ihm einen Paß. Und was den Mord betrifft, den er begangen hat, so wird er in seinem Leben noch viele gute Taten tun, so daß das alles wieder wettgemacht wird; darüber mögen Sie ruhig sein. Er kann noch ein großer Mann werden. Nun, wie geht es Ihnen jetzt? Wie fühlen Sie sich?"

„Schlechter Mensch! Sie höhnen noch! Lassen Sie mich . . ."

„Wohin? Wo wollen Sie denn hin?"

„Zu ihm. Wo ist er? Sie wissen es? Wie kommt es, daß diese Tür verschlossen ist? Wir sind doch durch diese Tür hereingekommen, und jetzt ist sie verschlossen. Ich habe gar nicht gemerkt, daß Sie sie zuschlossen; wann haben Sie das getan?"

„Ich mußte doch verhüten, daß das, was wir hier besprachen, von anderen Leuten gehört würde. Ich höhne ganz und gar nicht; aber ich bin es allerdings überdrüssig, in dem bisherigen Tone weiterzureden. Wohin wollen Sie in dieser Verfassung

geben? Oder wollen Sie bewirken, daß seine Schuld bekannt wird? Sie werden ihn zur Raserei bringen, und er wird sich selbst angeben. Ich muß Ihnen sagen, daß man ihn bereits verfolgt, ihm auf der Fährte ist. Sie werden ihn bloß verraten. Warten Sie doch: ich habe ihn eben gesehen und mit ihm gesprochen; er ist noch zu retten. Warten Sie doch, setzen Sie sich, wir wollen es zusammen überlegen. Darum habe ich Sie ja eben gebeten, zu mir zu kommen, um darüber mit Ihnen allein Rücksprache zu nehmen und alles ordentlich zu überlegen. Aber so setzen Sie sich doch hin!"

„Auf welche Weise können Sie ihn retten? Ist denn noch Rettung möglich?"

Awdotja setzte sich. Swidrigailow setzte sich neben sie.

„Das alles wird von Ihnen abhängen, von Ihnen, von Ihnen allein," begann er mit funkelnden Augen, fast im Flüstertone; er war so erregt und verwirrt, daß er manche Worte nicht deutlich herausbekam.

Awdotja wich erschrocken weiter von ihm zurück. Auch er zitterte am ganzen Körper.

„Sie . . . ein einziges Wort von Ihnen, und er ist gerettet! Ich . . . ich werde ihn retten. Ich habe Geld und Freunde. Ich werde ihn sofort wegbringen; ich selbst werde ihm einen Paß besorgen, oder zwei Pässe, einen für ihn, einen für mich. Ich habe Freunde, ich stehe mit geschäftskundigen Leuten in Beziehung . . . Wollen Sie? Auch für Sie will ich einen Paß nehmen, . . . auch für Ihre Mutter . . . Wozu brauchen Sie diesen Rasumichin? Ich liebe Sie auch, . . . ich liebe Sie grenzenlos. Lassen Sie mich den Saum Ihres Kleides küssen, ich bitte Sie darum! Ich bitte Sie darum! Ich kann es nicht mehr anhören, wie es raschelt. Sagen Sie mir: ‚tue das!' und ich tue es! Alles will ich tun. Ich will das Unmögliche vollbringen.

Woran Sie glauben, daran will auch ich glauben. Ich will alles, alles tun! Sehen Sie mich nicht so an, sehen Sie mich nicht so an! Sie töten mich mit diesem Blicke . . ."

Er redete wie im Fieber. Es war, als wäre er plötzlich trunken geworden. Awdotja sprang auf und stürzte zur Tür hin.

„Aufmachen! Aufmachen!" rief sie durch die Türe, um jemand herbeizurufen, und rüttelte mit den Händen an der Tür. „Aufmachen! Ist niemand da?"

Swidrigailow kam wieder zu sich und stand auf. Ein boshaftes, höhnisches Lächeln kam langsam auf seinen immer noch zitternden Lippen zum Ausdruck; dann sagte er leise und in abgebrochenen Sätzen:

„Da ist niemand zu Hause. Die Wirtin ist ausgegangen, und es ist vergebliche Mühe, so zu schreien. Sie regen sich unnütz auf."

„Wo ist der Schlüssel? Öffne sofort die Tür, sofort, du gemeiner Mensch!"

„Den Schlüssel habe ich verloren und kann ihn nicht wiederfinden."

„Ah! Das ist Gewalt!" rief Awdotja, die leichenblaß geworden war, und stürzte nach einer Ecke hin, wo sie schleunigst hinter einem dort stehenden Tischchen Deckung suchte.

Sie schrie nicht, sondern heftete ihren Blick fest auf ihren Peiniger und verfolgte scharf jede seiner Bewegungen. Auch Swidrigailow rührte sich nicht von seinem Platze und stand ihr gegenüber am anderen Ende des Zimmers. Er hatte wieder die Herrschaft über sich gewonnen, wenigstens äußerlich. Aber sein Gesicht war bleich wie vorher, und das höhnische Lächeln war nicht verschwunden.

„Sie sagten soeben ‚Gewalt', Awdotja Romanowna. Wenn ich wirklich Gewalt beabsichtigen sollte, so können Sie sich wohl selbst sagen, daß ich auch die erforderlichen Maßregeln getroffen

haben werde. Sofja Semjonowna ist nicht zu Hause; bis zu Kapernaumows ist es sehr weit; da liegen drei leere, verschlossene Zimmer dazwischen. Schließlich bin ich mindestens noch einmal so stark wie Sie, und außerdem habe ich nichts zu befürchten; denn Sie können auch nachher keine Klage gegen mich anstrengen: Sie werden doch wahrhaftig nicht Ihren Bruder verraten wollen? Auch wird Ihnen nicht einmal jemand glauben: weshalb sollte denn ein junges Mädchen allein zu einem alleinstehenden Manne in die Wohnung gegangen sein? Also selbst wenn Sie Ihren Bruder preisgäben, würden Sie doch nichts gegen mich beweisen können: eine Vergewaltigung ist sehr schwer zu beweisen, Awdotja Romanowna."

„Schurke!" flüsterte Awdotja entrüstet.

„Nennen Sie mich, wie Sie wollen; aber bitte, beachten Sie, daß ich von Gewalt nur im Sinne einer bloßen Annahme gesprochen habe. Nach meiner persönlichen Überzeugung haben Sie vollkommen recht: eine Vergewaltigung ist eine Gemeinheit. Ich habe von der äußeren Möglichkeit einer Gewalttat auch nur deshalb gesprochen, um Ihnen bemerklich zu machen, daß Sie sich in Ihrem Gewissen nicht beschwert zu fühlen brauchen, wenn Sie ... wenn Sie sich entschließen, Ihren Bruder freiwillig in der von mir vorgeschlagenen Weise zu retten. Sie haben sich dann einfach den Umständen gefügt, na, meinetwegen auch der Gewalt, wenn dieses Wort nun einmal unentbehrlich ist. Überlegen Sie es sich ein Weilchen: das Schicksal Ihres Bruders und Ihrer Mutter liegt in Ihren Händen. Ich aber werde Ihr Sklave sein ... mein ganzes Leben lang ... Ich will hier warten."

Swidrigailow setzte sich auf das Sofa, etwa acht Schritte von Awdotja entfernt. Für sie bestand nicht der geringste Zweifel an seiner unerschütterlichen Entschlossenheit. Dazu kannte sie ihn zu gut.

Plötzlich zog sie einen Revolver aus der Tasche, spannte den

Hahn und legte die Hand mit dem Revolver auf das Tischchen. Swidrigailow sprang von seinem Platze auf.

„Aha! Ei, sehen Sie mal!" rief er erstaunt mit boshaftem Lächeln. „Nun, das gibt ja der Sache allerdings eine ganz andere Wendung! Sie erleichtern mir dadurch mein Vorhaben außerordentlich, Awdotja Romanowna! Aber wo haben Sie denn den Revolver her? Etwa von Herrn Rasumichin? Nein doch! Das ist ja mein Revolver! Ein alter Bekannter! Und ich habe damals so danach gesucht! ... Der Unterricht im Schießen, den ich auf dem Lande Ihnen zu erteilen die Ehre hatte, ist also doch nicht unnütz gewesen!"

„Der Revolver gehörte nicht dir, sondern Marfa Petrowna, die du ermordet hast, du Bösewicht! Du hattest in ihrem ganzen Hause nichts Eigenes. Ich nahm ihn an mich, sobald ich merkte, wozu du fähig bist. Wage es, mir auch nur einen Schritt näherzukommen, so erschieße ich dich; das schwöre ich dir!"

Awdotja befand sich in rasender Erregung. Den Revolver hielt sie schußbereit.

„Na, und was soll aus Ihrem Bruder werden? Ich frage nur so aus Neugier!" sagte Swidrigailow, der immer noch an seinem Platze stehen geblieben war.

„Denunziere ihn, wenn du willst! Nicht von der Stelle! Rühre dich nicht! Ich schieße! Du hast deine Frau vergiftet, das weiß ich; du bist selbst ein Mörder!"

„Wissen Sie das auch ganz bestimmt, daß ich Marfa Petrowna vergiftet habe?"

„Du hast es getan! Du hast mir selbst Andeutungen darüber gemacht; du hast mir gegenüber von Gift gesprochen, ... ich weiß, du bist weggefahren, um dir welches zu beschaffen, ... du hattest es bereitliegen ... Du hast es getan ... Zweifellos hast du es getan, ... du Schurke!"

„Und selbst wenn es wahr wäre, so hätte ich es doch nur um deinetwillen . . . so wärest doch nur du die Ursache gewesen.“

„Du lügst! Ich habe dich immer gehaßt, immer . . .“

„Ei, ei, Awdotja Romanowna, Sie haben offenbar vergessen, wie Sie damals in Ihrem Bekehrungseifer schon nachgiebiger wurden und auftauten . . . Ich habe Ihnen das an den Augen angesehen; erinnern Sie sich noch: eines Abends, bei Mondschein, die Nachtigall flötete?“

„Du lügst!“ (Awdotjas Augen funkelten vor Wut.) „Du lügst, Verleumder!“

„Ich lüge? Na, meinetwegen auch das! Ich habe also gelogen. Es schickt sich nicht, Frauen an solche Dinge zu erinnern.“ (Er lächelte.) „Ich weiß, daß du schießen wirst, du reizende Tigerin! Na, dann schieße also!“

Awdotja hob den Revolver in die Höhe; sie war totenbleich, die blasse Unterlippe bebte, die großen schwarzen Augen funkelten wie Feuer. Entschlossen blickte sie ihn an und wartete auf die erste Bewegung von seiner Seite. Noch nie hatte er sie so schön gesehen. Er hatte die Empfindung, als ob das Feuer, das in diesem Augenblick aus ihren Augen sprühte, ihn versengte, und sein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen. Er trat einen Schritt vorwärts, und der Schuß ertönte. Die Kugel hatte ihm das Haar gestreift und war hinter ihm in die Wand gefahren. Er blieb stehen und lachte leise auf.

„Die Wespe hat gestochen! So ein Mädchen, zielt gerade nach dem Kopfe! . . . Was ist das? Blut!“

Er zog das Taschentuch heraus, um das Blut abzuwischen, das in feinem Streifen über seine rechte Schläfe rann; augenscheinlich hatte die Kugel die Kopfhaut eben nur geritzt. Awdotja ließ den Revolver sinken und blickte Swidrigailow an, nicht sowohl erschreckt, sondern in einer Art von scheuem Staunen. Es

war, als begreife sie selbst nicht, was sie getan hatte und was geschehen war.

„Na ja, das war vorbeigeschossen! Schießen Sie noch einmal; ich warte," sagte Swidrigailow leise; er lächelte immer noch, aber sein Lächeln hatte jetzt etwas Düsteres, Trübes. „Wenn Sie so stehen bleiben, kann ich Sie ja packen, ehe Sie dazu kommen, den Hahn zu spannen!"

Awdotja fuhr zusammen, spannte schnell den Hahn und hob den Revolver wieder in die Höhe.

„Lassen Sie von mir ab!" rief sie verzweifelt. „Ich schwöre Ihnen, ich schieße noch einmal; ich . . . werde Sie töten . . ."

„Na, schön, ... auf drei Schritt Entfernung kann es ja eigentlich gar nicht fehlen, daß man einen totschießt. Na, aber wenn Sie mich nicht totschießen, . . . dann . . ."

Seine Augen funkelten, und er trat noch zwei Schritte näher.

Awdotja drückte ab; aber der Schuß versagte.

„Sie haben nicht sorgfältig geladen. Aber es tut nichts! Sie haben noch eine Patrone darin. Machen Sie Ihren Fehler wieder gut; ich warte."

Er stand in einer Entfernung von zwei Schritten vor ihr, wartete und sah sie mit wilder Entschlossenheit an; seine Augen flammten in tiefer Leidenschaft. Awdotja konnte nicht zweifeln, daß er eher sterben als von ihr ablassen werde. „Und . . . und nun, auf zwei Schritt, werde ich ihn sicher töten!" sagte sie sich.

Plötzlich schleuderte sie den Revolver von sich.

„Sie hat ihn fortgeworfen!" sagte Swidrigailow erstaunt und holte tief Atem.

Ihm war, als hätte sich ihm auf einmal eine Last vom Herzen gelöst, und es war wohl nicht allein der Druck der Todesfurcht; die hatte er in diesem Augenblicke vielleicht überhaupt kaum empfunden. Es war die Befreiung von einem anderen, krank-

haften, düsteren Gefühle, das er in seiner ganzen Bedeutung selbst nicht hätte definieren können.

Er trat an Awdotja heran und legte leise seinen Arm um ihre Taille. Sie widersetzte sich ihm nicht; aber sie blickte ihn, am ganzen Körper wie Espenlaub zitternd, mit flehenden Augen an. Er wollte etwas sagen; aber es verzogen sich nur seine Lippen; zu sprechen war er nicht imstande.

„Laß mich!" sagte Awdotja flehend.

Swidrigailow zuckte zusammen: dieses Du war in ganz anderem Tone gesprochen als vorher.

„Du liebst mich also nicht?" fragte er leise.

Awdotja schüttelte verneinend den Kopf.

„Und ... du wirst es auch nie können? ... Niemals?" flüsterte er voll Verzweiflung.

„Nein, niemals!" flüsterte Awdotja.

In Swidrigailows Seele ging einen Augenblick lang ein furchtbarer, stummer Kampf vor sich. Mit einem unbeschreiblichen Blicke schaute er sie an. Plötzlich löste er seinen Arm von ihrem Körper, wandte sich ab, ging schnell zum Fenster und blieb dort stehen, dem Zimmer den Rücken zuwendend.

Es verging noch ein Moment.

„Hier ist der Schlüssel!" Er zog ihn aus der linken Überziehertasche und legte ihn hinter sich auf den Tisch, ohne sich umzudrehen und ohne Awdotja anzublicken. „Nehmen Sie ihn und gehen Sie schnell fort!"

Er blickte starr durch das Fenster.

Awdotja trat an den Tisch, um den Schlüssel zu nehmen.

„Schnell! Schnell!" rief Swidrigailow, der sich immer noch nicht rührte und nicht umwandte.

Aber in diesem „Schnell!" war ein furchtbarer Ton deutlich hindurchzuhören.

Awdotja verstand diesen Ton, ergriff den Schlüssel, stürzte zur Tür, schloß sie schnell auf und eilte aus dem Zimmer. Einen Augenblick darauf lief sie wie wahnsinnig und ohne von sich selbst zu wissen aus dem Hause und rannte am Kanal entlang nach der ...schen Brücke zu.

Swidrigailow blieb noch etwa drei Minuten lang am Fenster stehen; endlich wandte er sich langsam um, blickte um sich und fuhr sich sachte mit der Hand über die Stirn. Ein sonderbares Lächeln verzerrte sein Gesicht, ein klägliches, trauriges, mattes Lächeln, ein Lächeln der Verzweiflung. Das Blut, das bereits einzutrocknen anfing, hatte ihm bei jener Bewegung die Handfläche beschmutzt; ärgerlich betrachtete er den Fleck; dann befeuchtete er ein Handtuch und wusch sich die Schläfe rein. Auf einmal fiel ihm der Revolver in die Augen, den Awdotja von sich geworfen hatte und der gegen die Tür geflogen war. Er hob ihn auf und besah ihn. Es war ein kleiner, dreischüssiger Taschenrevolver alten Systems; es waren darin noch zwei Patronen und ein Zündhütchen vorhanden. Einmal konnte man also noch damit schießen. Er überlegte ein Weilchen, schob dann den Revolver in die Tasche, ergriff seinen Hut und ging hinaus.

VI

Er verbrachte diesen ganzen Abend bis zehn Uhr in allerlei Restaurants und unanständigen Lokalen, indem er von dem einen zum andern wanderte. In einem solchen Lokale traf er auch Katja, die wieder einen Gassenhauer sang, diesmal einen anderen, in dem eine Stelle vorkam wie: „Der arge Schurke und Tyrann, zu küssen fing er Katja an.“ Swidrigailow traktierte Katja und den Drehorgelspieler mit Getränken, ebenso die Chorsänger, die Kellner und zwei Schreiber. Mit diesen Schreibern hatte er sich eigentlich nur deswegen eingelassen, weil sie beide

schiefe Nasen hatten: bei dem einen stand die Nase nach rechts schief, bei dem andern nach links. Das hatte Swidrigailows Interesse erweckt. Schließlich schleppten sie ihn mit sich nach einem Vergnügungsgarten, wo er für sie auch das Eintrittsgeld bezahlte. In diesem Garten befanden sich nur eine dünne, dreijährige Tanne und drei Sträuche. Außerdem war darin ein Restaurant eingerichtet, das in Wirklichkeit nur eine Kneipe war; aber man konnte dort auch Tee bekommen. Ferner standen in dem Garten einige grün angestrichene Tische und Stühle. Ein elender Sängerchor und ein betrunkener, rotnasiger Deutscher aus München, eine Art von Possenreißer, der aber, Gott weiß warum, sehr trübsinnig war, sorgten für das Amüsement des Publikums. Die Schreiber gerieten mit ein paar anderen Schreibern in Streit, und es fehlte nicht viel, daß es zur Prügelei kam. Swidrigailow wurde von ihnen zum Schiedsrichter erwählt. Wohl eine Viertelstunde mühte er sich damit ab, die Parteien zu vernehmen; aber sie schrien so, daß es schlechterdings unmöglich war, etwas klarzustellen. Am wahrscheinlichsten hing die Sache so zusammen: einer von ihnen hatte etwas gestohlen und es sogar schon an einen plötzlich auf der Bildfläche erschienenen Juden verkauft, wollte nun aber den Erlös nicht mit seinen Kollegen teilen. Es ergab sich schließlich, daß der verkaufte Gegenstand ein dem „Restaurant" gehöriger Teelöffel war. In dem „Restaurant" war der Löffel bereits vermißt worden, und die Sache schien sehr kompliziert und schwierig zu werden. Swidrigailow bezahlte den Löffel, stand auf und verließ den Garten. Es war gegen zehn Uhr. Er selbst hatte die ganze Zeit über keinen Tropfen Branntwein getrunken und sich nur in dem „Restaurant" Tee geben lassen, und auch das eigentlich nur um des Anstandes willen. Der Abend war schwül und trübe. Um zehn Uhr zogen von allen Seiten furchtbare Gewitterwolken zusammen; ein Un-

wetter brach los, und der Regen stürzte wie ein Wasserfall hernieder. Das Wasser fiel nicht in Tropfen, sondern rauschte in ganzen Strahlen auf die Erde herab. Fortwährend flammten Blitze; mitunter konnte man bis zu fünf fast gleichzeitig zählen. Als Swidrigailow nach Hause kam, war er durchnäßt bis auf den letzten Faden; er schloß sich ein, öffnete seinen Schreibtisch, nahm sein ganzes Geld heraus und zerriß einige Papiere. Er überlegte einen Augenblick, ob er die Kleider wechseln sollte; aber nachdem er das Fenster geöffnet und gesehen und gehört hatte, wie es noch immer donnerte und regnete, verwarf er diese Absicht mit einer geringschätzigen Handbewegung, steckte das Geld in die Tasche, ergriff seinen Hut und ging, ohne seine Wohnung zuzuschließen, hinaus. Er begab sich geradeswegs zu Sofja. Diese war zu Hause.

Sie war nicht allein; vier kleine Kapernaumowsche Kinder waren bei ihr, und sie gab ihnen Tee zu trinken. Sie empfing Swidrigailow schweigend und respektvoll, bemerkte mit Erstaunen, daß seine Kleider ganz durchnäßt waren, sagte aber kein Wort. Die Kinder liefen sämtlich sofort in größter Angst davon.

Swidrigailow setzte sich an den Tisch und bat Sofja, sich neben ihn zu setzen. Schüchtern schickte sie sich an, ihm zuzuhören.

„Sofja Semjonowna, ich reise vielleicht nach Amerika," sagte Swidrigailow, „und da ich Sie wahrscheinlich zum letzten Male sehe, bin ich gekommen, um noch einiges zu ordnen. Nun, Sie haben also heute diese Dame besucht? Ich weiß, was sie zu Ihnen gesagt hat; Sie brauchen es mir nicht zu wiederholen." (Sofja machte eine Bewegung und errötete.) „Diese Sorte Menschen hat nun einmal so eine bestimmte Anschauungsweise. Was Ihre Schwesterchen und Ihr Brüderchen anlangt, so sind sie sicher untergebracht, und das für sie bestimmte Geld ist von

mir für einen jeden gegen Quittung gehörigen Ortes zu zuverlässigen Händen eingezahlt worden. Nehmen Sie übrigens diese Quittungen an sich, ich meine bloß . . . für jeden Fall. Hier, nehmen Sie! Na, das ist also jetzt erledigt. Hier sind drei fünfprozentige Staatsschuldscheine im Gesamtbetrage von dreitausend Rubeln. Nehmen Sie das für sich, ausschließlich für sich, und lassen Sie es unter uns bleiben; sagen Sie von dieser Summe niemandem etwas, was auch immer Ihnen zu Ohren kommen mag. Sie werden das Geld gebrauchen können, Sofja Semjonowna; denn so zu leben wie bisher ist unwürdig; das werden Sie nun nicht mehr nötig haben."

„Sie haben mir so viele, große Wohltaten erwiesen, und auch den Waisen und der Verstorbenen," stammelte Sofja hastig. „Wenn ich Ihnen bisher nur so wenig dafür gedankt habe, so . . . wollen Sie nicht meinen . . ."

„Ach, hören Sie auf, hören Sie auf!"

„Aber dieses Geld, Arkadi Iwanowitsch, . . . ich bin Ihnen sehr dankbar; aber ich habe es jetzt wirklich nicht nötig. Mich allein kann ich immer durchbringen. Halten Sie es nicht für Undankbarkeit; aber wenn Sie schon eine so große Wohltat spenden wollen, so könnte dieses Geld . . ."

„Es ist für Sie bestimmt, Sofja Semjonowna, für Sie; und bitte, ohne Hin- und Herreden, denn ich habe dazu auch gar keine Zeit mehr. Sie werden es aber gebrauchen können. Rodion Romanowitsch hat nur zwei Wege vor sich: entweder eine Kugel vor den Kopf, oder nach Sibirien." (Sofja blickte ihn scheu an und fing an zu zittern.) „Beunruhigen Sie sich nicht; ich weiß alles, aus seinem eigenen Munde; aber ich bin kein Schwätzer und werde es niemandem sagen. Sie haben sehr gut daran getan, daß Sie ihm rieten, er möchte hingehen und sich selbst anzeigen. Das wird für ihn bei weitem das Beste sein. Na, wenn es also

zur Verschickung nach Sibirien kommt, dann werden Sie doch mit ihm gehen? Nicht wahr? Nicht wahr? Na, in diesem Falle werden Sie das Geld recht gut gebrauchen können. Für ihn werden Sie es gebrauchen können, verstehen Sie? Wenn ich es Ihnen gebe, so ist das ganz dasselbe, als gäbe ich es ihm. Außerdem haben Sie ja auch, wie ich gehört habe, der Wirtin Amalia Iwanowna versprochen, ihr die rückständige Miete zu bezahlen. Warum nehmen Sie unbedachtsamerweise solche Verpflichtungen auf sich, Sofja Semjonowna? Katerina Iwanowna war doch dieser Deutschen das Geld schuldig geblieben, und nicht Sie; da sollten Sie sich den Kuckuck um dieses deutsche Frauenzimmer kümmern. So kommt man in der Welt nicht vorwärts. Na, und wenn jemand, so etwa morgen oder übermorgen, nach mir fragen sollte (und bei Ihnen wird man gewiß nachfragen), dann erwähnen Sie nichts davon, daß ich jetzt bei Ihnen gewesen bin, und zeigen Sie unter keinen Umständen das Geld, und sagen Sie niemandem, daß ich Ihnen welches gegeben habe. Nun also, jetzt auf Wiedersehen!" (Er erhob sich von seinem Stuhle.) „Grüßen Sie Rodion Romanowitsch! Dabei fällt mir ein: übergeben Sie doch das Geld, wollen mal sagen, Herrn Rasumichin zur vorläufigen Aufbewahrung. Sie kennen doch Herrn Rasumichin. Jedenfalls werden Sie ihn kennen. Das ist ein ganz verständiger junger Mann. Bringen Sie es ihm morgen, oder . . wenn es an der Zeit sein wird. Bis dahin verwahren Sie es ordentlich!"

Sofja sprang gleichfalls vom Stuhle auf und sah ihn erschrocken an. Gern hätte sie etwas gesagt, etwas gefragt; aber sie wagte es im ersten Augenblicke nicht und wußte auch nicht, wie sie anfangen sollte.

„Aber . . . aber wollen Sie denn jetzt bei diesem Regen ausgehen?"

„Na, wenn einer nach Amerika reisen will, dann darf er sich doch nicht vor einem Regen fürchten, he-he! Leben Sie wohl, meine liebe Sofja Semjonowna! Möchte Ihnen ein langes Leben beschieden sein; Sie werden auch anderen nützen. Noch eins: sagen Sie doch Herrn Rasumichin, daß ich mich ihm empfehlen lasse. Bestellen Sie so: ‚Arkadi Iwanowitsch Swidrigailow läßt sich Ihnen empfehlen.‘ Aber vergessen Sie es nicht!“

Er ging hinaus; erstaunt, erschrocken und von einem unklaren, quälenden Argwohn erfüllt blieb Sofja zurück.

Es stellte sich später heraus, daß er an ebendiesem Abend nach elf Uhr noch einen sehr ungewöhnlichen, unerwarteten Besuch gemacht hatte. Der Regen hielt immer noch an. Ganz durchnäßt betrat er zwanzig Minuten nach elf Uhr die beschränkte Wohnung der Eltern seiner Braut auf der Wasili-Insel in der dritten Linie beim Kleinen Prospekt. Nur mit großer Mühe hatte er sich durch Klopfen Eingang verschafft und hatte zuerst große Bestürzung hervorgerufen; aber Arkadi Iwanowitsch war, wenn er es darauf anlegte, ein Mann von bezauberndem Wesen, so daß die ursprüngliche (obwohl an sich sehr scharfsinnige) Vermutung der verständigen Eltern der Braut, Arkadi Iwanowitsch habe sich wohl bereits irgendwo derartig betrunken, daß er nicht mehr von sich selbst wisse, sofort in sich zusammenfiel. Den gelähmten Vater rollte seine treue Pflegerin, die verständige Mutter der Braut, im Lehnsessel zu Arkadi Iwanowitsch ins Zimmer herein und begann nach ihrer Gewohnheit sofort mit weit ausholenden Fragen. Diese Frau fragte niemals einfach und geradezu, sondern sie fing immer zunächst damit an, zu lächeln und sich die Hände zu reiben; und darauf, wenn ihr daran gelegen war, etwas unter allen Umständen und zuverlässig in Erfahrung zu bringen, zum Beispiel welchen Termin Arkadi Iwanowitsch für die Hochzeit in Aussicht genommen habe, begann sie mit den

neugierigsten, eifrigsten Fragen über Paris und das dortige Hofleben und gelangte dann so ganz allmählich auch zur dritten Linie auf der Wasili-Insel. Zu anderer Zeit verhielt sich Swidrigailow diesem schlauen Verfahren gegenüber ja natürlich sehr respektvoll; aber diesmal bekundete er eine besondere Ungeduld und wünschte energisch, so schnell wie nur irgend möglich seine Braut zu sehen, obgleich ihm gleich anfangs gesagt war, daß diese sich bereits schlafen gelegt habe. Natürlich erschien die Braut. Arkadi Iwanowitsch teilte ihr ohne Umschweife mit, er müsse aus sehr wichtigem Anlasse Petersburg für einige Zeit verlassen; er habe ihr daher fünfzehntausend Rubel in allerlei Wertpapieren mitgebracht und bäte sie, diese Summe von ihm als Geschenk anzunehmen, da er schon längst vorgehabt habe, ihr diese Kleinigkeit vor der Hochzeit zu schenken. Ein eigentlicher logischer Zusammenhang zwischen dem Geschenke und der eiligen Abreise und der unbedingten Notwendigkeit, deswegen im Regen und mitten in der Nacht herzukommen, wurde durch diese Erklärungen natürlich in keiner Weise nachgewiesen; aber die Angelegenheit wurde dennoch sehr glatt erledigt. Die Familienmitglieder ließen sich sogar schnell dazu bringen, mit den unvermeidlichen Ausrufen des Staunens und den verwunderten Fragen Maß zu halten und demnächst aufzuhören; dafür aber wurde die Dankbarkeit in den feurigsten Ausdrücken bekundet und von der so außerordentlich verständigen Mutter sogar noch durch Tränen bekräftigt. Arkadi Iwanowitsch stand auf, lachte, küßte seine Braut, klopfte ihr auf das Bäckchen, versicherte, daß er bald zurückkommen werde, und als er in ihren Augen neben der kindlichen Neugier doch auch eine sehr ernste stumme Frage las, wurde er einen Augenblick nachdenklich, küßte sie noch einmal und verspürte gleichzeitig einen wirklichen Ärger im Herzen darüber, daß sein Geschenk sogleich der verständigsten aller Mütter zur Aufbe-

wahrung unter Verschluß werde übergeben werden. Er ging weg und ließ alle in einem Zustande größter Aufregung zurück. Aber die gute Mama wußte im Flüstertone und mit großer Zungenfertigkeit sofort einige der Punkte zu erledigen, die das größte Staunen erregt hatten. Arkadi Iwanowitsch sei ein Mann in bedeutender Stellung, der vielerlei Geschäfte und Beziehungen habe, dazu ein reicher Mann. Gott möge wissen, was er im Kopfe habe, wenn er plötzlich auf den Einfall gekommen sei, wegzureisen und so viel Geld fortzugeben; aber darüber erstaunt zu sein, dazu sei kein Anlaß. Allerdings sei es sonderbar, daß er so ganz durchnäßt zu ihnen gekommen sei; aber die Engländer zum Beispiel benähmen sich oft noch extravaganter, und Leute aus den höheren Kreisen kümmerten sich überhaupt nicht darum, was über sie geredet würde, und genierten sich nicht. Vielleicht gehe er sogar absichtlich so in der Regennacht umher, um zu zeigen, daß ihm alle Menschen ganz egal seien. Die Hauptsache aber sei: von diesem Besuche dürfe niemandem ein Wort gesagt werden; denn man könne nicht wissen, was das für Folgen haben könne. Und das Geld müsse so schnell wie möglich weggeschlossen werden, und es sei dabei noch ein wahres Glück, daß das Dienstmädchen Fedosja in der Küche gewesen sei und nichts gemerkt habe. Und namentlich dürfe diese Gaunerin, die Rößlich, nichts davon erfahren, ja nicht, ja nicht, ja nicht! Und so redete sie noch lange fort. Bis zwei Uhr saßen die Eltern zusammen und flüsterten; die Braut, erstaunt über das Erlebte und etwas traurig, war schon weit früher schlafen gegangen.

Unterdessen ging Swidrigailow ziemlich genau um Mitternacht über die Tutschkow-Brücke in der Richtung nach dem Stadtteil Peterburgskaja. Der Regen hatte aufgehört; aber ein starker Wind brauste. Er begann zu zittern und betrachtete eine Minute lang mit besonderem Interesse und sogar wie fragend das schwarze

Wasser der Kleinen Newa. Aber bald wurde es ihm zu kalt, so über dem Wasser zu stehen; er drehte sich weg und ging den ...-Prospekt entlang. Lange, beinahe eine halbe Stunde lang, wanderte er auf diesem endlosen Prospekte hin, stolperte mehrmals auf dem Holzpflaster, suchte aber fortwährend eifrig etwas auf der rechten Seite des Prospektes. Dort irgendwo, schon ziemlich am Ende des Prospektes, hatte er, als er kürzlich einmal vorbeifuhr, ein Gasthaus bemerkt, ein geräumiges Holzhaus; es hatte, soweit er sich erinnerte, ungefähr so wie „Zur Stadt Adrianopel" geheißen. Er hatte sich nicht geirrt; das Gasthaus bildete in dieser öden, stillen Gegend einen so auffallenden Punkt, daß es selbst in der Dunkelheit nicht zu verfehlen war. Es war ein langes, hölzernes, vom Alter bereits schwarz gewordenes Gebäude, in dem trotz der späten Stunde noch Licht brannte und einiges Leben zu spüren war. Er trat ein und fragte einen schäbig gekleideten Kellner, den er auf dem Flure traf, ob er ein Zimmer bekommen könne. Dieser musterte den Ankömmling flüchtig, schüttelte sich, um munter zu werden, und führte ihn sofort nach einem weit abgelegenen Zimmer. Dieses war dumpf und eng und lag ganz am Ende des Korridors in einer Ecke unter einer Treppe. Aber es war kein anderes zu haben; alle waren besetzt. Der schäbige Kellner sah den Gast fragend an.

„Kann ich Tee bekommen?" fragte Swidrigailow.

„Jawohl."

„Was ist sonst noch zu haben?"

„Kalbfleisch, Schnaps, kalter Aufschnitt."

„Dann bring mir Kalbfleisch und Tee."

„Befehlen Sie weiter nichts?" fragte der Kellner erstaunt.

„Nein, weiter nichts!"

Der Kellner entfernte sich ganz verdutzt.

„Das scheint ja ein nettes Lokal zu sein," dachte Swidrigailow.

„Sonderbar, daß ich es nicht gekannt habe. Ich sehe wahrscheinlich auch so aus wie einer, der aus einem Café chantant kommt, aber unterwegs schon seine Erlebnisse gehabt hat. Indes wäre es doch interessant zu erfahren, was für Leute hier einkehren und übernachten."

Er zündete eine Kerze an und besah das Zimmer genauer. Dieses enge Behältnis war so niedrig, daß Swidrigailow darin kaum aufrecht stehen konnte, und hatte nur ein Fenster; ein sehr schmutziges Bett, ein einfacher, gestrichener Tisch und ein Stuhl nahmen fast den ganzen Raum ein. Die Wände schienen aus zusammengenagelten Brettern zu bestehen, die mit bereits sehr defekten Tapeten beklebt waren; diese waren so verstaubt und beschmutzt, daß man nur gerade noch die ursprüngliche gelbe Farbe erraten, das Muster aber schlechterdings nicht mehr erkennen konnte. Ein Teil einer Wand und der Decke war schräg abgeschnitten, wie das bei Mansardenstuben gewöhnlich der Fall ist; hier aber befand sich oberhalb der schrägen Fläche die Treppe. Swidrigailow stellte die Kerze hin, setzte sich auf das Bett und überließ sich seinen Gedanken. Aber ein seltsames, fortwährendes Flüstern in der Kammer daneben, das sich manchmal fast bis zu einem Schreien steigerte, zog schließlich seine Aufmerksamkeit auf sich. Dieses Flüstern hatte von dem Augenblicke an, wo er ins Zimmer getreten war, ununterbrochen fortgedauert. Er horchte: jemand schalt einen andern und machte ihm fast unter Tränen Vorwürfe; aber es war immer nur die eine Stimme zu hören. Swidrigailow stand auf, verdeckte die Kerze mit der Hand, und sofort leuchtete an der Wand eine Ritze auf; er trat heran und schaute hindurch. In dem Zimmer, das etwas größer war als sein eigenes, befanden sich zwei Gäste. Einer von ihnen, ohne Rock, mit sehr krausem Haar und erhitztem, rotem Gesichte, stand in der Haltung eines Redners da; er hielt die Beine auseinander=

gespreizt, um das Gleichgewicht zu bewahren, schlug sich häufig mit der Hand vor die Brust und hielt dem andern in pathetischem Tone vor, daß dieser ein Bettler sei und nicht einmal einen amtlichen Rang besitze; er habe ihn aus dem Elend herausgezogen und könne ihn, wenn er wolle, jeden Augenblick fortjagen, und alles sehe nur allein „der Finger des Allerhöchsten". Der gescholtene Freund saß auf einem Stuhle und machte ein Gesicht, als möchte er gar zu gern niesen, brächte es aber nicht fertig. Mitunter blickte er den Redner mit dem trüben Blicke eines Hammels an, hatte aber offenbar keine Ahnung, worüber dessen Rede handelte, und hörte wohl überhaupt kaum etwas davon. Auf dem Tische brannte der Stumpf einer Kerze; auch stand dort eine fast ausgetrunkene Flasche Schnaps, Gläser, Brot und Teegeschirr, das bereits leer war. Nachdem Swidrigailow dieses Bild aufmerksam betrachtet hatte, trat er teilnahmlos wieder von der Ritze weg und setzte sich wieder auf das Bett.

Der schäbige Kellner brachte den Tee und das Kalbfleisch und konnte sich nicht enthalten, noch einmal zu fragen: „Befehlen Sie weiter nichts?" Als er wieder eine verneinende Antwort erhalten hatte, entfernte er sich für die Dauer. Swidrigailow griff gierig nach dem Tee, um sich zu erwärmen, und trank ein Glas davon; zu essen aber vermochte er keinen Bissen, da ihm der Appetit vollständig vergangen war. Es bildete sich bei ihm augenscheinlich ein Fieber heraus. Er zog den Überzieher und das Jakett aus, wickelte sich in die Bettdecke und legte sich auf das Bett. Er ärgerte sich; „es wäre doch besser, wenn ich für diesen Zweck gesund wäre," dachte er und lächelte dabei. Im Zimmer war eine dumpfige Luft; die Kerze brannte trübe; draußen brauste der Wind; irgendwo in der Ecke raschelte eine Maus; auch glaubte er im ganzen Zimmer einen Geruch nach Mäusen und nach Leder zu spüren. Er lag da wie im Halbtraum: ein

Gedanke löste den andern ab. Er gab sich Mühe, sich mit seinen Vorstellungen an einen bestimmten Gegenstand anzuklammern. „Vor dem Fenster muß wohl ein Garten sein," dachte er, „es rauschen da Bäume. Baumrauschen bei Nacht, im Sturm und in der Dunkelheit, mag ich gar nicht leiden; eine widerwärtige Empfindung!" Und er erinnerte sich, mit welchem Widerwillen er vorhin an den Petrowski-Park, an dem er vorbeigekommen war, gedacht hatte. Dabei fielen ihm auch die Tutschkow-Brücke und die Kleine Newa ein, und er bekam wieder ein Kältegefühl, wie ein Weilchen vorher, als er auf das Wasser hinunterblickte. „Das Wasser habe ich nie in meinem Leben leiden können, nicht einmal auf Landschaftsbildern," dachte er und mußte plötzlich wieder bei einem sonderbaren Gedanken lächeln: „Jetzt sollte mir doch wohl eigentlich alles, was sich auf Ästhetik und Bequemlichkeit bezieht, ganz gleichgültig sein; aber gerade jetzt bin ich wählerisch geworden, wie ein Tier des Waldes, das sich in ähnlicher Situation auch erst einen besonderen Platz aussucht. Ich hätte einfach vorhin in den Petrowski-Park einbiegen sollen! Aber da war es mir wohl zu dunkel und zu kalt, he-he! Als ob dabei angenehme Empfindungen nötig wären! . . . Und warum lösche ich denn eigentlich das Licht nicht aus?" (Er blies es aus.) „Die Leute nebenan haben sich auch hingelegt," dachte er, da er an der vorher benutzten Ritze keinen Lichtschimmer mehr wahrnahm. „Jetzt, Marfa Petrowna, jetzt hätten Sie die beste Gelegenheit, mir einen Besuch zu machen: es ist dunkel, eine sehr geeignete Örtlichkeit, ein hochinteressanter Augenblick. Aber gerade jetzt kommen Sie nicht . . ."

Plötzlich, ohne klaren Zusammenhang, mußte er daran denken, wie er vorhin, eine Stunde bevor er seinen Anschlag gegen Awdotja ins Werk setzte, ihrem Bruder geraten hatte, sie der Obhut Rasumichins anzuvertrauen. „In Wirklichkeit habe ich das da-

mals hauptsächlich wohl nur gesagt, um meine Eifersucht aufzureizen, und Raskolnikow hat das auch durchschaut. Ein Schlaufuchs, dieser Raskolnikow, wahrhaftig! Hat doch viel auf seine Schultern genommen! Kann mit der Zeit ein großartiger Halunke werden, wenn er seine verrückten Ideen los wird; jetzt klammert er sich noch zu sehr an das Leben. In diesem Punkte ist doch diese ganze Sorte Menschen feige. Na, hol ihn der Teufel; mag er tun, was er will; was kümmerts mich!"

Einschlafen konnte er noch immer nicht. Allmählich schimmerte vor seinem geistigen Auge Awdotjas Gestalt auf, wie er sie vor kurzem gesehen hatte, und ein Zittern lief ihm durch den ganzen Körper. „Nein, diese Gedanken muß ich jetzt denn doch über Bord werfen," dachte er, sich zusammennehmend, „jetzt muß ich an etwas anderes denken. Es ist doch eigentlich sonderbar und lächerlich: ich habe nie gegen jemand einen starken Haß empfunden, auch nie ein besonderes Verlangen gehabt, mich an irgend jemand zu rächen; das ist doch ein schlechtes Zeichen, ein schlechtes Zeichen, ein schlechtes Zeichen! Streiten habe ich auch nie gemocht und habe mich auch nie ereifert, — gleichfalls ein schlechtes Zeichen! Und was habe ich ihr vorhin nicht alles versprochen, — pfui Teufel! Wer weiß, vielleicht hätte sie doch noch aus mir einen anderen Menschen gemacht!" Er hielt wieder mit seinem Selbstgespräche inne und preßte die Zähne aufeinander: wieder stand ihm Awdotjas Bild in den kleinsten Einzelheiten vor Augen, wie sie damals, als sie den ersten Schuß abgefeuert hatte, so furchtbar erschrak, den Revolver sinken ließ und ihn leichenblaß anstarrte, so daß er zweimal Zeit gehabt hätte, sie zu packen, ohne daß sie die Hand zu ihrer Verteidigung hätte erheben können, wenn er sie nicht selbst daran erinnert hätte. Er dachte daran, wie leid sie ihm in jenem Augenblicke getan hatte, so daß sich ihm ordentlich das Herz zusammengekrampft hatte.

... „Donnerwetter! Schon wieder diese Gedanken! Die muß ich alle über Bord werfen, jawohl, über Bord werfen! ..."

Nun begann ihm das Bewußtsein zu schwinden; das fieberhafte Zittern ließ nach; auf einmal war es ihm, als ob unter der Bettdecke ihm etwas über die Hand und über das Bein liefe. Er fuhr zusammen. „Pfui Teufel! das war wohl eine Maus!" dachte er. „Das kommt davon, daß ich das Fleisch habe auf dem Tische stehen lassen ..." Er hatte eine große Scheu davor, sich aus der Decke herauszuwickeln, aufzustehen und zu frieren; plötzlich aber lief wieder etwas mit unangenehmem Krabbeln an seinem Bein entlang; er warf die Decke von sich und steckte die Kerze an. Zitternd vor Fieberfrost bückte er sich, um das Bett zu untersuchen, — es war nichts zu sehen; er schüttelte die Decke aus, und plötzlich sprang eine Maus heraus und auf das Laken. Er mühte sich, sie zu greifen; aber die Maus sprang nicht vom Bette herunter, sondern huschte im Zickzack nach allen Seiten hin und her, glitt ihm zwischen den Fingern durch, lief ihm über die Hand und schlüpfte auf einmal unter das Kopfkissen; er warf das Kopfkissen auf den Fußboden, fühlte aber in demselben Augenblicke, wie ihm etwas vorn an der Brust unter das Hemd sprang, am Körper entlang krabbelte und nun schon am Rücken unter dem Hemd herumarbeitete. Ein nervöses Zittern überkam ihn, und — er erwachte. Im Zimmer war es dunkel; er lag in die Decke eingewickelt auf dem Bette wie vorher; draußen vor dem Fenster heulte der Wind. „So eine ekelhafte Geschichte!" dachte er ärgerlich.

Er stand auf und setzte sich auf den Rand des Bettes, mit dem Rücken nach dem Fenster zu. „Da schlafe ich lieber überhaupt nicht," sagte er sich. Vom Fenster kam aber eine kalte, feuchte Zugluft her; ohne von seinem Platze aufzustehen, schlug er die Decke um sich und wickelte sich darin ein. Die Kerze steckte er

nicht an. Er dachte an nichts und wollte auch an nichts denken. Aber allerlei Traumbilder tauchten eins nach dem andern in seinem Gehirne auf; Bruchstücke von Gedanken, ohne Anfang und Ende und ohne Zusammenhang huschten ihm durch den Kopf. Er versank in einen Halbschlummer. War es nun die Kälte oder die Dunkelheit oder die Feuchtigkeit oder der Wind, der draußen vor dem Fenster heulte und die Bäume schüttelte, — irgend etwas rief in ihm ein romantisches Sehnen und Verlangen hervor, das gar nicht weichen wollte: er sah nur Blumen, Blumen und lauter Blumen. Eine reizende, blumige Landschaft stand ihm vor Augen: ein heller, warmer, beinahe heißer Tag, ein Festtag, ein Pfingsttag. Eine elegante, luxuriöse Villa in englischem Geschmack, rings von duftenden Blumenbeeten umgeben; eine Freitreppe, von Schlinggewächsen umrankt, mit Rosensträuchen in Kübeln besetzt; drinnen eine helle, kühle Treppe, mit einem prächtigen Teppich belegt, auf allen Stufen zur Seite seltene Blumen in chinesischen Porzellangefäßen. Seine besondere Beachtung erregten an den Fenstern in wassergefüllten Vasen Sträuße zarter weißer Narzissen, deren Blüten sich von den hellgrünen, kräftigen, langen Stielen niederbeugten und einen starken, aromatischen Duft ausströmten. Lange konnte er sich gar nicht von ihnen losreißen; endlich stieg er doch die Treppe hinan und trat in einen großen, hohen Saal, und wieder standen auch hier überall, an den Fenstern, neben der geöffneten Tür, die nach einem weiten Balkon führte, auf dem Balkon selbst, Blumen, überall Blumen. Der Fußboden war mit frisch gemähtem, duftigem Grase bestreut, die Fenster geöffnet; ein frischer, leichter, kühler Lufthauch drang in den Saal; Vögel zwitscherten vor den Fenstern; aber mitten in dem Saale, auf einem Tische, der mit einer weißen Atlasdecke behängt war, stand ein Sarg. Dieser Sarg war mit weißem Seidenstoff ausge-

schlagen, mit dichten, weißen Rüschen garniert und rings mit Blumengirlanden umwunden. Ganz in Blumen gebettet lag darin ein Mädchen, in weißem Tüllkleide, die wie aus Marmor gemeißelten Hände zusammengefaltet und auf die Brust gelegt. Aber ihr aufgelöstes, hellblondes Haar war feucht; ein Kranz aus Rosen schlang sich um ihren Kopf. Ihr Gesicht mit den strengen, schon starr gewordenen Zügen war gleichfalls wie aus Marmor gearbeitet; aber in dem Lächeln der blassen Lippen lag ein nicht kindliches, grenzenloses Leid und eine furchtbare, ergreifende Klage. Swidrigailow kannte dieses Mädchen; weder Heiligenbilder noch brennende Kerzen umgaben diesen Sarg, auch wurden keine Gebete bei ihm gemurmelt. Das Mädchen war eine Selbstmörderin: sie hatte sich ertränkt. Sie war erst vierzehn Jahre alt gewesen; aber es war ihr bereits das Herz gebrochen; und so hatte sie sich selbst den Tod gegeben, aufs tiefste verletzt durch eine ihr angetane Schmach, die dieses junge, kindliche Gemüt mit staunendem Entsetzen erfüllt, ihre engelreine Seele mit unverdienter Schande bedeckt und ihr einen letzten Schrei der Verzweiflung entrissen hatte, der keine Erhörung fand, sondern durch rohe Schimpfworte erwidert wurde, in dunkler, kalter Nacht, bei feuchtem Tauwetter, als der Wind heulte ...

Swidrigailow kam wieder zur Besinnung, stand vom Bette auf und trat ans Fenster. Tastend fand er den Riegel und öffnete das Fenster. Der Wind drang wild tobend in die enge Kammer hinein und bedeckte ihm wie mit eisigem Reif das Gesicht und die Brust unter dem bloßen Hemde. Vor dem Fenster war wirklich eine Art Garten, und zwar wieder ein Vergnügungslokal; wahrscheinlich produzierten sich auch hier bei Tage Chorsänger, und es wurde an kleinen Tischen Tee getrunken. Jetzt flogen von den Bäumen und Sträuchen Wassertropfen durch das Fenster herein; es war eine Finsternis wie in einem Keller, so daß sich

kaum einige dunkle Flecke als Andeutungen dort befindlicher Gegenstände abhoben. Swidrigailow bog sich, die Ellbogen auf das Fensterbrett stützend, hinaus und starrte nun schon fünf Minuten lang unverwandt in diese Finsternis hinein. Da ertönte in dem nächtlichen Dunkel ein Kanonenschuß, nach ihm ein zweiter.

„Aha, das Signal! Das Wasser steigt!" dachte er. „Gegen Morgen wird es an den tiefer liegenden Stellen die Straßen überschwemmen, die Keller und Souterrains anfüllen; die Kellerratten werden herausgeschwommen kommen, und die Menschen werden in Regen und Wind schimpfend und durchnäßt ihren Trödel nach den höheren Stockwerken hinaufschleppen ... Was mag wohl jetzt die Uhr sein?" Kaum hatte er das gedacht, als irgendwo in der Nähe eine Wanduhr mit hastigen Schlägen, als hätte sie es überaus eilig, drei schlug. „So, in einer Stunde wird es also schon hell werden! Worauf warte ich noch? Ich will gleich von hier weggehen und geradeswegs nach dem Petrowski-Park. Da suche ich mir ein großes Gebüsch aus, das ganz mit Regentropfen behangen ist, so daß einem, wenn man nur mit der Schulter anstreift, Tausende von Tropfen über den ganzen Kopf rieseln ..." Er trat vom Fenster zurück, schloß es, zündete die Kerze an, zog sich Jakett und Überzieher an, setzte den Hut auf und ging mit dem Lichte auf den Korridor, um den Kellner, der wohl irgendwo in einem Kämmerchen zwischen allerlei Gerümpel und Lichtstumpfen schlafen mochte, aufzusuchen, ihm das Zimmer und das Essen zu bezahlen und dann das Gasthaus zu verlassen. „Es ist jetzt der passendste Augenblick; einen besseren kann ich gar nicht finden!"

Lange ging er auf dem ganzen langen, schmalen Korridor hin und her, ohne jemand zu finden, und wollte schon laut rufen, als er plötzlich in einer dunklen Ecke zwischen einem alten Schranke

und einer Tür einen sonderbaren Gegenstand erblickte, der etwas Lebendes zu sein schien. Er beugte sich mit der Kerze darüber hin und sah ein Kind: ein kleines Mädchen von nicht mehr als etwa fünf Jahren, zitternd und weinend, das Kleidchen triefend naß wie ein Scheuerlappen. Sie schien sich vor Swidrigailow gar nicht zu fürchten, sondern blickte ihn in verständnislosem Staunen mit ihren großen schwarzen Äuglein an und schluchzte zuweilen auf, wie Kinder, die lange geweint, aber dann bereits aufgehört und sich sogar schon beruhigt haben und nun doch noch ab und zu plötzlich aufschluchzen. Das Gesichtchen der Kleinen war blaß und abgemagert; sie war von der Kälte ganz erstarrt. „Aber wie ist sie nur hierher geraten?" fragte er sich. „Sie hat sich wohl hier versteckt und die ganze Nacht nicht geschlafen." Er begann sie auszufragen. Das kleine Mädchen wurde auf einmal lebhaft und erzählte ihm mit großer Geschwindigkeit etwas in ihrem kindlichen Kauderwelsch. Es kam darin etwas von Mama vor, und daß Mama sie schlagen werde, und von einer Tasse, die sie zerbrochen habe. Das Mädchen redete immerzu weiter, ohne Pause; aus ihrer Erzählung war mit einiger Mühe zu entnehmen, daß ihre Mutter, eine fortwährend betrunkene Köchin, wahrscheinlich aus ebendiesem Gasthause, sie nicht leiden könne, sondern sie immer schlage und in steter Angst erhalte; daß die Kleine die Tasse der Mama zerbrochen und darüber einen solchen Schreck bekommen habe, daß sie schon gestern abend weggelaufen sei. Wahrscheinlich hatte sie sich lange irgendwo auf dem Hofe im Regen versteckt gehalten, sich endlich hierher geschlichen, sich hinter dem Schranke verborgen und in dieser Ecke weinend und zitternd vor Nässe, vor Furcht wegen der Dunkelheit und vor Angst, nun für alles Getane grausam gezüchtigt zu werden, die ganze Nacht zugebracht. Er nahm sie auf den Arm, ging mit ihr in sein Zimmer, setzte sie auf das Bett und kleidete sie aus. Die zer-

löcherten Schuhchen, die sie auf den bloßen Füßen trug, waren so naß, als hätten sie die ganze Nacht hindurch in einer Pfütze gelegen. Nachdem er die Kleine entkleidet hatte, legte er sie auf das Bett, breitete die Decke über sie und wickelte sie ganz und gar mitsamt dem Kopfe darin ein. Sie schlief sofort. Nachdem er dies erledigt hatte, versank er wieder in seine ingrimmigen Überlegungen.

„Ein dummer Einfall von mir, mich mit dem Kinde abzugeben!" dachte er verdrossen und höhnisch. „So ein Unsinn!" Ärgerlich ergriff er die Kerze, um hinauszugehen, unter allen Umständen den Kellner ausfindig zu machen und möglichst schnell das Haus zu verlassen. „Was schert mich das kleine Mädchen!" dachte er mit einem Fluche und öffnete schon die Tür; aber er kehrte doch noch einmal um, um nach der Kleinen zu sehen, ob sie wohl schliefe, und wie sie schliefe. Vorsichtig lüftete er die Decke. Das Mädchen lag in festem, gesundem Schlafe. Sie war unter der Decke warm geworden, und ihre blassen Bäckchen hatten schon wieder rote Farbe bekommen. Aber sonderbar: diese Röte sah greller und dunkler aus, als es sonst bei Kindern gewöhnlich ist. „Das ist eine fieberhafte Röte," dachte Swidrigailow, „das ist eine Röte wie von Branntwein, als hätte jemand sie ein ganzes Glas austrinken lassen. Die roten Lippen brennen und glühen ja nur so; aber was ist das?" Es schien ihm auf einmal, als ob ihre langen, schwarzen Wimpern zuckten und zwinkerten, als ob sie sich höben und ein schlaues, scharfes, sehr unkindlich blinzelndes Auge unter ihnen hervorschaute, als ob das Mädchen nicht schliefe, sondern sich nur so stellte. Ja, und so war es auch: ihre Lippen öffneten sich zu einem Lächeln; die Mundwinkel zuckten, wie wenn die Kleine sich noch beherrschen wollte. Aber nun gab sie dieses Bemühen völlig auf; das war schon ein Lachen, ein deutliches Lachen; ein frecher, herausfordernder Ausdruck leuchtete

in diesem ganz unkindlichen Gesichte auf; das war die Unzucht, das Gesicht einer Dirne, das freche Gesicht einer feilen französischen Dirne. Da, jetzt öffneten sich ohne weitere Zurückhaltung beide Augen; sie richteten sich mit einem feurigen, schamlosen Blicke auf ihn, forderten ihn auf und lachten ... Etwas unendlich Abstoßendes und Empörendes lag in diesem Lachen, in diesen Augen, in der ganzen Gemeinheit, die sich auf diesem Kindergesichte ausprägte. „Wie? Ein fünfjähriges Kind!" flüsterte Swidrigailow wahrhaft entsetzt. „Wie ... wie ist das nur möglich?" Aber da wandte sie sich schon mit dem glühendheißen Gesichtchen ganz zu ihm hin, sie streckte die Hände nach ihm aus ... „Ha, du verruchtes Wesen!" rief Swidrigailow entsetzt und hob die Hand, um ihr einen Schlag zu versetzen ... Aber in demselben Augenblicke erwachte er.

Er lag immer noch auf dem Bette, noch ebenso in die Decke eingewickelt wie vorher; die Kerze war nicht angezündet; aber durch das Fenster schien bereits der helle Tag herein.

„Wirre Träume die ganze Nacht hindurch!" Er erhob sich ärgerlich und fühlte sich völlig wie zerschlagen; alle Knochen taten ihm weh. Draußen lag ein dichter Nebel, und es war nichts zu erkennen. Es war bald fünf Uhr; er hatte länger geschlafen, als ihm lieb war. Er stand auf und zog sich das Jakett und den Überzieher an, die noch feucht waren. Dann tastete er in der Tasche nach dem Revolver, nahm ihn heraus und brachte das Zündhütchen in Ordnung; hierauf setzte er sich hin, zog ein Notizbuch aus der Tasche und schrieb auf die vorderste Seite, die zuerst ins Auge fallen mußte, mit großer Schrift einige Zeilen. Nachdem er sie noch einmal durchgelesen hatte, stützte er einen Ellbogen auf den Tisch und versank in Gedanken. Der Revolver und das Notizbuch lagen auch auf dem Tisch, neben seinem Ellbogen. Die Fliegen waren auch schon aufgewacht und krochen

auf dem Kalbfleisch umher, das er unangerührt auf dem Tische hatte stehen lassen. Er schaute ihnen lange zu und machte schließlich mit der freien rechten Hand den Versuch, eine von ihnen zu fangen. Lange mühte er sich mit Anstrengung ab, konnte aber keine bekommen. Als er sich endlich dieser interessanten Beschäftigung bewußt wurde, sammelte er seine Gedanken, raffte sich zusammen, stand auf und ging entschlossen aus dem Zimmer hinaus. Eine Minute darauf war er bereits auf der Straße.

Ein milchweißer, dichter Nebel lagerte über der Stadt. Swidrigailow schritt auf dem schlüpfrigen, schmutzigen Holzpflaster hin, in der Richtung nach der Kleinen Newa zu. Er mußte immer an das über Nacht stark gestiegene Wasser der Kleinen Newa denken, an die Petrowski-Insel, die feuchten Fußwege, das feuchte Gras, die feuchten Bäume und Sträucher und schließlich an eben jenes Gebüsch, das er sich in der Nacht ausgemalt hatte ... Aber das ärgerte ihn, und um auf andere Gedanken zu kommen, begann er die Häuser zu betrachten. Weder einen Fußgänger noch eine Droschke traf er auf dem Prospekt. Trübselig und schmutzig sahen die kleinen hellgelben Holzhäuser mit den geschlossenen Fensterläden drein. Ein Gefühl der Kälte und der Feuchtigkeit breitete sich über seinen ganzen Körper aus, und es begann ihn zu frösteln. Ab und zu fiel sein Blick auf die Schilder von Kaufläden und Grünkramgeschäften, und er las dann jedes mit großer Sorgfalt. Nun war das Holzpflaster zu Ende. Er kam schon bei einem großen, steinernen Hause vorbei. Ein schmutziger, vor Kälte zitternder Hund mit eingezogenem Schwanze lief ihm über den Weg. Ein völlig betrunkener Mann in einem Mantel lag mit dem Gesichte nach unten quer über dem Trottoir. Er betrachtete ihn einen Augenblick und ging weiter. Nach links zu wurde ihm ein hoher Feuerwehrturm sichtbar.

„Ach was!" dachte er. „Das ist ja hier auch ein guter Platz;

wozu soll ich da erst nach dem Petrowski-Park gehen? Wenigstens habe ich da gleich einen offiziellen Zeugen . . ."

Er lächelte beinahe über diesen neuen Gedanken und bog in die . . . skaja-Straße ein. Hier stand ein großes Haus und der Feuerwehrturm. An dem großen geschlossenen Tore des Hauses stand, mit der Schulter dagegen gelehnt, ein kleines Männchen, in einen grauen Uniformmantel eingehüllt, auf dem Kopfe einen Messinghelm mit hohem Kamm, einen sogenannten Achilleshelm. Mit schläfrigem, kühlem Blicke schielte er nach dem sich nähernden Swidrigailow hin. Auf seinem Gesichte war jener ewige mürrische Kummer sichtbar, der bei der jüdischen Rasse allen Gesichtern ohne Ausnahme einen so säuerlichen Ausdruck verleiht. Beide, Swidrigailow und Achilles, blickten einander eine Weile schweigend an. Schließlich fand Achilles es nicht in der Ordnung, daß ein Mann, der nicht betrunken war, sich drei Schritte von ihm entfernt hinstellte, ihn starr ansah und nichts redete.

„Sie! Was haben Se hier ße suchen?" fragte er, ohne sich zu rühren und seine Stellung zu verändern.

„Gar nichts weiter, Bruder! Guten Tag!" antwortete Swidrigailow.

„Hier is kei Platz fer Sie!"

„Ich reise nach einem fernen Lande, Bruder."

„Nach å fernen Lande?"

„Ja, nach Amerika."

„Nach Amerika?"

Swidrigailow zog den Revolver heraus und spannte den Hahn. Achilles zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Sie! Was tun Se da! Für solche Späßche is hier nich der Ort!"

„Warum soll hier nicht der Ort dafür sein?"

„Weil hier nich der Ort fer sowas is."

„Na, Bruder, das ist ganz einerlei. Der Ort ist gut. Wenn du nachher gefragt wirst, so antworte nur, ich hätte gesagt, daß ich nach Amerika reisen wollte."

Er setzte den Revolver an seine rechte Schläfe.

„Das derf hier nich sein; hier is nich der Ort fer so was!" rief erschrocken Achilles, dessen Pupillen sich immer mehr erweiterten.

Swidrigailow drückte den Hahn ab.

VII

An demselben Tage, aber erst am Abend, zwischen sechs und sieben Uhr, ging Raskolnikow nach der Wohnung seiner Mutter und seiner Schwester, nach eben jener Wohnung im Bakalejewschen Hause, die ihnen Rasumichin besorgt hatte. Die Treppe hatte ihren Eingang von der Straße her. Noch als Raskolnikow sich bereits der Wohnung näherte, ging er nur zögernden Schrittes und schien zu schwanken, ob er hineingehen sollte oder nicht. Aber er wäre um keinen Preis umgekehrt; sein Entschluß war gefaßt.

„Zudem ist es ja auch ganz gleich," dachte er. „Sie wissen noch nichts und sind es schon gewohnt, mich für einen wunderlichen Gesellen zu halten . . ."

Seine Kleidung sah schrecklich aus: alles war schmutzig und verdrückt, da er die ganze Nacht im Regen zugebracht hatte. Sein Gesicht war ganz entstellt infolge der Ermüdung, des Unwetters, der physischen Erschöpfung und eines fast vierundzwanzig Stunden währenden Seelenkampfes. Diese ganze Nacht über war er allein gewesen, Gott mochte wissen wo. Aber wenigstens war er zu einem Entschlusse gelangt.

Er klopfte an die Tür, die Mutter öffnete ihm. Awdotja war nicht zu Hause. Auch das Dienstmädchen war gerade nicht da.

Pulcheria Alexandrowna war zuerst ganz sprachlos vor freudigem Erstaunen; dann ergriff sie ihn an der Hand und zog ihn ins Zimmer hinein.

„Nun, da bist du ja auch!" begann sie, vor Freude stotternd. „Sei mir nicht böse, Rodion, daß ich dich so dumm begrüße, mit Tränen: aber ich lache ja nur, ich weine nicht. Denkst du, ich weine? Nein, ich freue mich bloß; aber das ist so eine dumme Angewohnheit bei mir, daß mir dann gleich die Tränen kommen. Das habe ich seit dem Tode deines Vaters so an mir: alles bringt mich zum Weinen. Setz dich, lieber Sohn, du bist gewiß müde, das sehe ich. Ach, was hast du dich schmutzig gemacht!"

„Ich bin gestern im Regen aus gewesen, Mama . . .", begann Raskolnikow.

„Nicht doch! Nicht doch!" fiel ihm Pulcheria Alexandrowna lebhaft ins Wort. „Du denkst wohl, ich fange gleich an, dich auszufragen, wie ich das früher nach Weiberart zu tun pflegte; aber sei unbesorgt! Ich sehe ja ein, daß das nicht passend war; ich sehe das durchaus ein; jetzt habe ich schon die hiesigen Sitten gelernt, und wirklich, ich muß selbst gestehen, daß die verständiger sind. Ich habe mir ein für allemal gesagt: wie kann ich deine Ideen fassen und von dir Rechenschaft verlangen? Du hast vielleicht Gott weiß was für Unternehmungen und Pläne im Kopfe, oder es keimen und wachsen da so allerlei Gedanken; wie darf ich dich da immer in die Seite stoßen mit der Frage: ‚Woran denkst du?' Siehst du, ich . . . Ach, mein Gott! Was schwatze ich denn da in die Kreuz und Quer wie verdreht . . . Weißt du, Rodion, deinen Aufsatz in der Zeitschrift lese ich jetzt schon zum dritten Male; Dmitri Prokofjitsch hat ihn mir gebracht. ‚Ach so, ach so!' rief ich aus, als ich ihn las. ‚Was bin ich für eine Närrin!' dachte ich bei mir. ‚Also mit solchen Dingen beschäftigt er sich! Das ist die Lösung des Rätsels! Die Gelehrten sind alle so. Er hat viel-

leicht gerade neue Gedanken im Kopfe und überlegt sich die, und da komme ich ihm dazwischen und quäle und belästige ihn!' Ich lese deinen Aufsatz, lieber Sohn, aber verstehen tue ich natürlich nicht viel davon. Das ist ja auch ganz natürlich; wie sollte ich denn auch!"

„Zeigen Sie ihn mir doch einmal, Mama."

Raskolnikow nahm die Zeitschrift und warf einen flüchtigen Blick auf seinen Aufsatz. So wenig das auch zu seiner Lage und zu seinem Zustande passen wollte, so empfand er doch jenes eigentümliche, wonnig kitzelnde Gefühl, welches ein Verfasser durchkostet, der sich zum ersten Male gedruckt sieht; auch wirkten dabei seine dreiundzwanzig Jahre mit. Indes dauerte das nur einen Augenblick. Nachdem er einige Zeilen gelesen hatte, verfinsterte sich sein Gesicht, und ein furchtbarer Gram preßte ihm das Herz zusammen. Der ganze seelische Kampf, den er in den letzten Monaten durchgemacht hatte, kam ihm auf einmal wieder ins Gedächtnis. Voll Widerwillen und Ärger warf er die Zeitschrift auf den Tisch.

„Aber wenn ich auch noch so dumm bin, Rodion, das kann ich doch beurteilen, daß du sehr bald in unserer Gelehrtenwelt einer der ersten Männer, wenn nicht der allererste sein wirst. Und da haben die Leute gewagt zu meinen, du wärest geistesgestört! Ha-ha-ha! Du weißt das nicht; aber sie haben das gedacht! Ach, dieses niedrige Gewürm; die haben ja keine Ahnung davon, was Verstand ist. Und Awdotja, Awdotja hat es auch beinahe geglaubt, — was sagst du dazu? Dein seliger Vater hat zweimal etwas an Zeitschriften eingesandt, das erstemal Gedichte (ich habe das Heft aufbewahrt und will es dir bei Gelegenheit einmal zeigen) und das zweitemal eine ganze Novelle (er hatte mir auf meine Bitte erlaubt, sie selbst ins Reine zu schreiben). Und wie haben wir beide gebetet, daß die Einsendungen möchten angenommen werden; aber sie wurden nicht angenommen! Ach,

Rodion, vor sechs, sieben Tagen war ich so tieftraurig, als ich deine Kleidung sah, und wie du wohnst, und was du ißt. Aber jetzt sehe ich ein, daß auch das wieder einmal dumm von mir war; denn wenn du nur wolltest, so könntest du jetzt mit einem Schlage alles durch deinen Verstand und durch dein Talent erreichen. Aber du willst das vorläufig nur nicht und bist mit weit wichtigeren Dingen beschäftigt ..."

„Ist Awdotja nicht zu Hause, Mama?"

„Nein, Rodion. Sie ist jetzt sehr oft von Hause weg und läßt mich allein. Dmitri Prokofjitsch kommt häufig heran und sitzt ein Weilchen bei mir; dafür bin ich ihm sehr dankbar. Er spricht immer von dir; der liebt und schätzt dich sehr, lieber Sohn. Was deine Schwester angeht, so kann ich von ihr nicht sagen, daß sie gerade respektlos gegen mich wäre. Ich beklage mich nicht über sie. Sie hat eben ihren eigenen Charakter und ich den meinigen. Sie hat jetzt irgendwelche Geheimnisse vor mir; na, ich meinerseits habe vor euch keine Geheimnisse. Ich bin ja natürlich der festen Überzeugung, daß Awdotja ein sehr kluges Mädchen ist und außerdem mich und dich liebt, ... aber ich weiß wirklich nicht, welchen Ausgang das alles noch nehmen wird. Zum Beispiel jetzt: du hast mich glücklich gemacht, Rodion, dadurch daß du hergekommen bist; aber sie ist durch ihre ewigen Spaziergänge dieser Freude verlustig gegangen. Wenn sie wiederkommt, will ich aber auch zu ihr sagen: ‚Als du weg warst, ist dein Bruder hier gewesen; aber du, wo hast du wieder die Zeit verbracht?' Verwöhne mich nur auch nicht zu sehr, Rodion: wenn du kommen kannst, so komm; kannst du nicht, nun, dann ist eben nichts zu machen, dann muß ich warten. Ich weiß ja doch, daß du mich liebst, und das genügt mir. Siehst du, ich werde deine Abhandlungen lesen und von allen Leuten etwas über dich hören, und ab und zu kommst du auch selbst einmal heran, um mich zu be-

suchen; was will ich mehr? Du bist ja auch jetzt gekommen, um deiner Mutter eine Freude zu machen; das sehe ich ja . . ."

Hier brach Pulcheria Alexandrowna plötzlich in Tränen aus.

„Da weine ich schon wieder! Achte nicht auf mich Närrin! Ach Gott, was sitze ich denn hier!" schrie sie auf und sprang von ihrem Platze in die Höhe. „Es ist ja Kaffee da, und ich setze dir keinen vor! Ja, ja, da sieht man recht, daß alte Frauen immer nur an sich selbst denken. Sofort, sofort!"

„Lassen Sie, lassen Sie, liebe Mama, ich gehe gleich wieder. Darum bin ich nicht gekommen. Bitte, hören Sie mich an."

Pulcheria Alexandrowna trat schüchtern zu ihm heran.

„Liebe Mama, was auch geschehen mag, was Sie auch über mich hören mögen, was man Ihnen auch über mich sagen mag, — werden Sie mich trotzdem so lieb behalten wie jetzt?" fragte er so recht aus überquellendem Herzen, ohne seine Worte zu bedenken und abzuwägen.

„Aber Rodion, Rodion, was ist mit dir? Wie kannst du nur so fragen! Und wer wird mir denn auch etwas Ungünstiges über dich sagen? Ich würde es ja auch niemandem glauben; wer mit so etwas zu mir käme, dem würde ich einfach die Türe weisen."

„Ich bin hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie immer geliebt habe, und ich bin jetzt froh, daß wir beide allein sind; ja, ich bin sogar froh, daß Awdotja nicht hier ist," fuhr er in demselben herzlichen Tone fort. „Ich bin hergekommen, um Ihnen frei und offen zu sagen, daß, wenn Sie auch unglücklich werden sollten, Sie doch überzeugt sein können, daß Ihr Sohn Sie jetzt mehr liebt als sich selbst und daß alles, was Sie von mir gedacht haben, als wäre ich hartherzig und hätte Sie nicht mehr lieb, daß das alles unrichtig ist. Ich werde nie aufhören, Sie zu lieben . . . Nun aber genug; ich glaubte, Ihnen dies sagen und damit beginnen zu müssen . . ."

Pulcheria Alexandrowna umarmte ihn schweigend, drückte ihn an ihre Brust und weinte still.

„Ich weiß nicht, was mit dir ist, Rodion," sagte sie endlich. „Ich habe die ganze Zeit her gedacht, wir wären dir einfach langweilig geworden; jetzt aber sehe ich aus allem, was du sagst, daß dir ein großes Leid bevorsteht und du deshalb so bekümmert bist. Ich habe das schon lange geahnt, Rodion. Verzeih mir, daß ich davon angefangen habe; aber ich denke immerzu daran und kann keine Nacht schlafen. Die letzte ganze Nacht hat auch deine Schwester fortwährend phantasiert und immer von dir gesprochen. Ich habe einige Worte davon verstanden, konnte mich aber nicht daraus vernehmen. Den ganzen Vormittag bin ich umhergegangen wie eine zum Tode Verurteilte; ich erwartete etwas, ahnte etwas, und nun ist es eingetreten! Rodion, Rodion, wo willst du hin? Willst du vielleicht irgendwohin reisen?"

„Ja, ich verreise."

„Das habe ich mir doch gedacht! Aber da könnte ich doch mit dir reisen, wenn du mich brauchen kannst. Und Awdotja auch; sie hat dich lieb, sehr lieb; auch Sofja Semjonowna kann ja in Gottes Namen mit uns mitfahren, wenn es nötig ist; siehst du, ich will sie gern an Tochter Statt aufnehmen. Dmitri Prokofjitsch wird uns behilflich sein, daß wir alle zusammen rechtzeitig fertig werden ... Aber ... wohin willst du denn reisen?"

„Leben Sie wohl, liebe Mama."

„Wie? Heute schon?" rief sie erschrocken, als sollte sie ihn für immer verlieren.

„Ich muß; ich habe keine Zeit mehr; es ist durchaus notwendig."

„Kann ich dich denn nicht begleiten?"

„Nein; aber knien Sie nieder und beten Sie für mich. Vielleicht findet Ihr Gebet Erhörung."

„Komm, ich will dich bekreuzen und segnen! So! So! O Gott, was sollen wir nur tun!"

Ja, er war froh, sehr froh, daß niemand weiter da war, daß er mit der Mutter allein war. Es war, als ob im Rückschlage von dieser ganzen schrecklichen Zeit sein Herz nun auf einmal weich geworden wäre. Er fiel vor ihr nieder, er küßte ihre Füße; weinend hielten sie beide einander umschlungen. Und nun war sie nicht mehr erstaunt und fragte ihn nach nichts mehr. Es war ihr schon lange klar geworden, daß mit ihrem Sohne etwas Schreckliches vorging und nun ein furchtbarer Augenblick für ihn heranrückte.

„Rodion, mein Lieber, mein Erstgeborener," sagte sie schluchzend, „jetzt bist du wieder so, wie du als kleiner Knabe warst; da kamst du ebenso zu mir und umarmtest mich und küßtest mich. Damals, als noch dein Vater lebte und er und ich zusammen darbten, war schon allein das ein Trost für uns, daß wir dich um uns hatten; und als ich deinen Vater begraben hatte, wie oft habe ich da an seinem Grabe dich ebenso umschlungen gehalten und geweint! Und daß ich jetzt schon so lange weine, das kommt daher, daß mein Mutterherz dein Unglück geahnt hat. So wie ich dich damals zum ersten Male erblickt hatte (erinnerst du dich? am Abend, gleich nachdem wir hier angekommen waren), da erriet ich gleich alles aus deinem bloßen Blicke, und es gab mir gleich einen Stich ins Herz; und heute, als ich dir aufmachte, da sah ich, — ‚Jetzt,' dachte ich, ‚ist sicher die verhängnisvolle Stunde gekommen!' Rodion, Rodion, du wirst doch nicht jetzt gleich wegreisen?"

„Nein."

„Du kommst noch einmal her?"

„Ja, . . . ich komme."

„Rodion, sei mir nicht böse, ich darf dich ja nicht zu viel fragen.

Ich weiß, daß ich es nicht darf; aber nur ein paar kleine Wörtchen sage mir: reisest du weit von hier fort?"

„Sehr weit."

„Was hast du denn dort? Bekommst du da ein Amt? Beginnst du da deine Laufbahn?"

„Ich nehme hin, was Gott mir sendet . . . Beten Sie nur für mich . . ."

Raskolnikow ging zur Tür; aber sie hielt ihn fest und schaute ihm mit einem verzweiflungsvollen Blick in die Augen. Ihr Gesicht war ganz entstellt von Angst.

„Nun laß es genug sein, liebe Mama!" sagte Raskolnikow und bereute tief, daß er auf den Gedanken gekommen war, hierher zu gehen.

„Du gehst doch nicht für immer fort? Doch noch nicht für immer? Du wirst doch noch einmal herkommen? Kommst du morgen her?"

„Ja, ich komme, ich komme! Leben Sie wohl!"

Endlich riß er sich los.

Der Abend war frisch, warm und heiter; das Wetter hatte sich seit dem Vormittage aufgeklärt. Raskolnikow ging nach seiner Wohnung; er eilte. Vor Sonnenuntergang wollte er alles erledigt haben. Bis dahin wollte er mit niemand mehr zusammensein. Als er zu seiner Wohnung hinaufstieg, bemerkte er, daß Nastasja von dem Samowar, mit dem sie beschäftigt war, aufschaute, ihn aufmerksam anblickte und mit den Augen verfolgte. „Es wird doch nicht etwa jemand bei mir sein?" dachte er. Der Gedanke an Porfiri Petrowitsch fuhr ihm durch den Kopf und erregte ihm heftigen Widerwillen. Aber als er zu seinem Zimmer gelangt war und die Tür öffnete, erblickte er Awdotja. Sie saß ganz allein, tief in Gedanken versunken, da und mochte schon lange auf ihn gewartet haben. Er blieb auf der Schwelle stehen.

Sie erschrak, erhob sich langsam vom Sofa und blieb aufgerichtet vor ihm stehen. Ihr starr auf ihn gerichteter Blick drückte Angst und untröstlichen Kummer aus. Schon allein an diesem Blicke erkannte er sofort, daß sie alles wußte.

„Soll ich zu dir hereinkommen, oder soll ich wieder weggehen?" fragte er unsicher.

„Ich habe den ganzen Tag bei Sofja Semjonowna gesessen; wir haben dort beide auf dich gewartet. Wir dachten, du würdest sicher dorthin kommen."

Raskolnikow trat ins Zimmer und setzte sich völlig erschöpft auf einen Stuhl.

„Ich bin etwas schwach, Awdotja, sehr müde; und doch möchte ich gern, wenigstens für diese Minute, meiner Kraft vollständig mächtig sein."

Er warf ihr einen mißtrauischen Blick zu.

„Wo bist du denn die ganze Nacht gewesen?"

„Ich kann mich nicht mehr recht erinnern. Siehst du, Schwester, ich wollte zu einem definitiven Entschlusse gelangen und bin lange Zeit an der Newa auf und ab gegangen; daran erinnere ich mich. Ich wollte gleich dort ein Ende machen; aber . . . ich konnte mich nicht dazu entschließen . . .", flüsterte er und sah dabei Awdotja wieder mißtrauisch an.

„Gott sei Dank! Und wie wir beide, ich und Sofja Semjonowna, gerade das gefürchtet haben! Also hast du den Glauben an das Leben doch noch nicht verloren; Gott sei Dank, Gott sei Dank!"

Raskolnikow lächelte bitter.

„Diesen Glauben hatte ich freilich nicht; aber ich bin soeben bei unserer Mutter gewesen, und wir haben uns umarmt und zusammen geweint. Ich erhoffe vom Leben nichts mehr; aber doch habe ich sie gebeten, für mich zu beten. Gott weiß, wie das alles zusammenstimmt, Awdotja; ich begreife nichts davon."

„Du bist bei der Mutter gewesen? Du hast es ihr gesagt?“ rief Awdotja erschrocken. „Hast du es wirklich übers Herz gebracht, es ihr zu sagen?“

„Nein, ich habe es ihr nicht gesagt, ... nicht mit ausdrücklichen Worten; aber sie hat manches davon durchschaut. Sie hat in der Nacht gehört, wie du im Traum gesprochen hast. Ich bin überzeugt, daß sie bereits die Hälfte versteht. Ich habe vielleicht übel daran getan, daß ich zu ihr gegangen bin. Ich weiß eigentlich auch nicht, warum ich es getan habe. Ich bin ein gemeiner Mensch, Awdotja!“

„Du ein gemeiner Mensch und bist doch willens, hinzugehen und das Leid auf dich zu nehmen! Du willst doch hingehen?“

„Ja, ich will hingehen. Sogleich. Um dieser Schande zu entgehen, wollte ich mich schon ertränken, Awdotja; aber als ich schon am Wasser stand, dachte ich: ‚Hast du dich bis jetzt für stark gehalten, so darfst du dich jetzt auch nicht vor der Schande fürchten.‘ Das war Stolz, Awdotja.“

„Ja, das war Stolz, Rodion.“

Es war, als leuchtete ein Feuer in seinen matten Augen auf; er schien sich darüber zu freuen, daß er noch stolz sein konnte.

„Und du glaubst nicht, Schwester, daß ich einfach Angst vor dem Wasser hatte?“ fragte er und blickte ihr mit einem entstellenden Lächeln ins Gesicht.

„O, Rodion, hör auf!“ rief Awdotja bitter.

Sie schwiegen etwa zwei Minuten lang. Er saß mit gesenktem Kopfe da und blickte auf den Fußboden; Awdotja stand am anderen Ende des Tisches und betrachtete ihn mit tiefem Mitleide. Plötzlich stand er auf:

„Es ist schon spät, es wird Zeit! Ich gehe sogleich hin und gebe mich an. Aber warum ich das tue, das weiß ich nicht.“

Große Tränen liefen über Awdotjas Wangen.

„Du weinst, Schwester? Kannst du es über dich gewinnen, mir die Hand zu geben?"

„Hast du daran gezweifelt?"

Sie umarmte ihn innig.

„Machst du nicht dadurch, daß du hingehst und dich dem Leide darbietest, dein Verbrechen schon zur Hälfte wieder gut?" rief sie, indem sie ihn fest an sich drückte und küßte.

„Mein Verbrechen? Was für ein Verbrechen?" rief er auf einmal in einer Art von plötzlichem Wutanfall. „Daß ich eine garstige, gemeinschädliche Laus getötet habe, eine alte Wucherin, die niemandem etwas nütze war, für deren Ermordung einem eigentlich viele Sünden vergeben werden müßten, die armen Leuten das Lebensblut aussog, das soll ein Verbrechen sein? Ich halte es nicht dafür und habe gar nicht vor, es wieder gut zu machen. Warum schreit man mir denn von allen Seiten zu: ‚Ein Verbrechen, ein Verbrechen!' Jetzt erst erkenne ich klar, wie grundtöricht mein Kleinmut war, jetzt, wo ich mich schon entschlossen habe, ganz unnötigerweise diese Schande auf mich zu nehmen! Lediglich weil ich ein geringwertiger, talentloser Mensch bin, habe ich mich dazu entschlossen, und vielleicht auch noch, weil ich dadurch auf einen Vorteil spekuliere, wie mir das dieser ... Porfiri ... nahegelegt hat! ..."

„Bruder, Bruder! Was redest du da! Du hast doch Blut vergossen!" rief Awdotja verzweiflungsvoll.

„Blut vergießen sie alle," fiel er ihr fast rasend ins Wort. „Blut wird in der Welt vergossen massenhaft wie ein Wasserfall und ist immer so vergossen worden; Blut wird vergossen wie Champagner, und für das Blutvergießen wird man auf dem Kapitol gekrönt und nachher ein Wohltäter der Menschheit genannt. Mach doch nur die Augen auf und sieh genauer hin! Ich selbst wollte den Menschen Gutes erweisen und hätte hundert, tausend

gute Taten vollbracht zum Ausgleich für diese eine Dummheit, die nicht einmal eine Dummheit war, sondern lediglich eine Ungeschicklichkeit; denn der ganze Gedanke war gar nicht so dumm, wie er jetzt nach dem Mißlingen aussieht . . . (was mißlingt, sieht immer dumm aus!). Durch diese Dummheit wollte ich mir nur eine unabhängige Position schaffen, den ersten Schritt tun, die Mittel erlangen, und später wäre dann alles durch einen unverhältnismäßig viel größeren Nutzen aufgewogen worden . . . Aber meine Kraft hat nicht einmal für den ersten Schritt ausgereicht, weil ich eben nur so ein Lump bin. Das ist der Kernpunkt! Ich kann die Sache nicht von eurem Standpunkte aus ansehen; wäre es mir gelungen, so würde man mich bekränzen; aber jetzt muß ich in den Kerker!"

„Aber die Sache liegt doch anders, ganz anders! Bruder, was redest du da nur!"

„Aha, es war wohl nicht die richtige Form, keine ästhetisch schöne Form! Nun, ich kann schlechterdings nicht absehen, warum es eine anständigere Form sein soll, wenn man die Menschen mit Bomben oder mittelst einer regulären Belagerung ums Leben bringt. Die ängstliche Rücksicht auf die Ästhetik ist das erste Zeichen von Schwäche! . . . Niemals, niemals habe ich das klarer begriffen als jetzt, und weniger als je verstehe ich, worin denn mein Verbrechen bestehen soll! Niemals, niemals war ich fester in meiner Überzeugung als jetzt!"

Sein blasses, abgemagertes Gesicht hatte ordentlich Farbe gewonnen. Aber als er den letzten Satz sprach, begegnete sein Blick unversehens dem Blicke Awdotjas, und er las darin so viel qualvolles Mitleid mit ihm, daß er unwillkürlich wieder zur Besinnung kam. Er fühlte, daß er trotz seiner schönen Theorien diese beiden armen Frauen unglücklich gemacht hatte; er blieb immer doch die Ursache ihres Leides.

„Awdotja, liebe Schwester! Bin ich schuldig, so vergib mir (freilich, wenn ich wirklich schuldig bin, so kann ich eigentlich gar keine Vergebung finden). Lebe wohl! Wir wollen nicht miteinander streiten! Es ist Zeit für mich, hohe Zeit. Folge mir nicht, ich bitte dich dringend; ich muß noch zu jemand herangehen. ... Sondern geh jetzt und setze dich sogleich zu unserer Mutter. Darum bitte ich dich inständig! Das ist meine letzte, größte Bitte an dich. Weiche diese ganze Zeit über nicht von ihr; ich habe sie in einer Unruhe verlassen, die sie kaum überstehen wird: sie wird entweder sterben oder den Verstand verlieren. Bleibe um sie. Rasumichin wird euch eine Stütze sein; ich habe ihn darum gebeten ... Weine nicht um mich; ich werde mich bemühen, mannhaft und ehrenhaft zu sein mein ganzes Leben lang, obgleich ich ein Mörder bin. Vielleicht hörst du noch einmal meinen Namen. Ich werde euch keine Schande machen, das sollst du sehen; ich werde schon noch zeigen, daß ich ... Jetzt vorläufig auf Wiedersehen!" schloß er hastig, da er bei seinen letzten Worten und Versprechungen wieder einen eigentümlichen Ausdruck in Awdotjas Augen bemerkte. „Warum weinst du denn so? Weine nicht, weine nicht; wir trennen uns ja nicht für immer! ... Ach ja, warte, das hatte ich vergessen!"

Er trat an den Tisch, ergriff ein dickes, verstaubtes Buch, schlug es auf und nahm ein kleines Porträt heraus, das zwischen den Blättern lag. Es war ein auf Elfenbein gemaltes Aquarell und stellte die Tochter seiner Wirtin dar, seine frühere Braut, die am Fieber gestorben war, eben jenes seltsame junge Mädchen, das in ein Kloster hatte gehen wollen. Etwa eine Minute lang betrachtete er dieses ausdrucksvolle, kränkliche Gesichtchen; dann küßte er das Bild und reichte es Awdotja hin.

„Mit diesem Mädchen habe ich viel auch über meine Ideen gesprochen, mit ihr allein," sagte er, in Nachsinnen verloren. „Dieser

treuen Seele habe ich viel von dem mitgeteilt, was später in so häßlicher Weise zur Wirklichkeit geworden ist. Beunruhige dich nicht," wandte er sich an Awdotja, „sie stimmte mir nicht bei, ebensowenig wie du, und ich freue mich, daß sie nicht mehr am Leben ist. Die Hauptsache ist, daß jetzt alles einen neuen Anfang nimmt, mein ganzes bisheriges Dasein zerbrochen und beseitigt wird," rief er plötzlich, wieder in seine verzweifelte Stimmung zurücksinkend, „mein ganzes bisheriges Dasein! Aber bin ich auch dazu vorbereitet? Ist das auch mein eigener Wille? Es heißt, es sei notwendig zu meiner Prüfung! Aber wozu, wozu all diese sinnlosen Prüfungen? Wozu sind sie? Werde ich denn nach zwanzigjähriger Zwangsarbeit, niedergebeugt durch die Qualen und das stumpfsinnige Leben, ein vorzeitiger, kraftloser Greis, werde ich denn dann ein besseres Verständnis haben als jetzt? Und wozu soll ich dann noch leben? Warum willige ich denn jetzt ein, so zu leben? O, ich wußte, daß ich ein Lump bin, als ich heute im Morgengrauen an der Newa stand!"

Endlich gingen sie beide hinaus. So schwer es ihr der Bruder machte, Awdotja liebte ihn dennoch! Sie ging weg; nachdem sie aber fünfzig Schritte gegangen war, wandte sie sich noch einmal um, um ihm nachzusehen. Er war noch sichtbar. Aber als er an die Straßenecke gelangt war, wandte er sich gleichfalls um, und ihre Blicke trafen sich zum letzten Male. Sowie er jedoch bemerkte, daß sie nach ihm sah, winkte er ihr ungeduldig, ja ärgerlich mit der Hand, sie möchte weitergehen, und bog selbst kurz um die Ecke.

„Ich habe einen schlechten Charakter, das sehe ich wohl," dachte er eine Minute darauf, indem er sich seiner Handbewegung gegen Awdotja schämte. „Aber weshalb lieben mich denn meine Mutter und meine Schwester so, wenn ich es nicht verdiene? Ach, hätte ich doch allein dagestanden, und hätte niemand mich geliebt, und

hätte ich selbst nie jemand geliebt! Dann wäre das alles nicht geschehen! Ich möchte wohl wissen, ob diese bevorstehenden fünfzehn oder zwanzig Jahre meine Seele so niederbeugen werden, daß ich dann demütig vor den Leuten herumwinsele und mich selbst fortwährend einen Räuber nenne. Jedenfalls! Darum eben schicken sie mich ja jetzt nach Sibirien; gerade das bezwecken sie ... Da rennen nun alle die Menschen auf den Straßen hin und her, und jeder von ihnen ist schon seiner ganzen Charakteranlage nach ein Schurke und Räuber, ja noch Schlimmeres: ein Idiot! Aber das Gericht sollte einmal versuchen, mir die Verschickung nach Sibirien zu ersparen, — da würden sie alle aus der Haut fahren vor edler Entrüstung! O, wie ich sie alle hasse!"

Er versank in Nachdenken über die Frage, durch welchen Entwicklungsprozeß es wohl dahin kommen könne, daß er sich schließlich vor allen diesen Menschen widerspruchslos demütige, sich aus Überzeugung demütige. „Nun ja," sagte er sich, „warum sollte es denn auch nicht dahin kommen? Gewiß, das muß ja so sein. Als ob zwanzig Jahre ununterbrochenen Druckes einen Menschen nicht gründlich mürbe machen könnten! Steter Tropfen höhlt den Stein. Aber wozu, wozu soll ich denn dann nach alledem noch weiterleben? Warum gehe ich jetzt hin, wenn ich doch selbst weiß, daß alles genau so kommen wird, wie es im Buche steht, und nicht anders!"

Er legte sich diese Frage seit dem vorhergehenden Abend vielleicht schon zum hundertsten Male vor; aber er ging dennoch hin.

VIII

Als er zu Sofja ins Zimmer trat, begann es schon zu dämmern. Den ganzen Tag über hatte Sofja in schrecklicher Aufregung auf ihn gewartet, zusammen mit Awdotja. Diese war schon am Mor-

gen zu ihr gekommen, da sie sich der Angabe Swidrigailows erinnerte, daß Sofja über Raskolnikows Tat alles wisse. Wir beabsichtigen nicht, das Gespräch der beiden Mädchen in seinen Einzelheiten zu schildern, auch nicht, wie sie miteinander weinten, und wie sie einander seelisch näherrückten. Awdotja nahm von diesem Zusammensein wenigstens den einen Trost mit, daß ihr Bruder nicht allein sein werde: zu Sofja war er zuerst mit seiner Beichte gegangen; in ihr hatte er einen Menschen gesucht, als er einen Menschen brauchte; und sie war auch entschlossen, ihm zu folgen, wohin auch immer das Schicksal ihn führen würde. Awdotja fragte danach gar nicht erst; sie wußte, daß es so sein werde. Sie blickte auf Sofja sogar mit einer Art von Ehrfurcht und setzte diese am Anfang durch ihr respektvolles Benehmen stark in Verwirrung. Sofja war nahe daran, in Tränen auszubrechen; sie hielt sich ihrerseits für unwürdig, Awdotja auch nur anzublicken. Das schöne Bild Awdotjas, wie diese bei ihrer ersten Begegnung in Raskolnikows Zimmer sich so höflich und achtungsvoll von ihr verabschiedete, hatte sich seitdem ihrer Seele für das ganze Leben eingeprägt, als eine der schönsten, beglückendsten Erinnerungen.

Awdotja hatte es schließlich nicht länger aushalten können und war von Sofja weggegangen, um ihren Bruder in seiner Wohnung zu erwarten; sie meinte immer, dorthin würde er doch zuerst kommen. Als Sofja allein geblieben war, begann sie sich sogleich mit dem Gedanken zu ängstigen, er werde vielleicht wirklich Selbstmord begehen. Dieselbe Befürchtung hegte auch Awdotja. Aber die beiden Mädchen hatten den ganzen Tag über mit allen möglichen Gründen wetteifernd einander zu überzeugen gesucht, daß dies ausgeschlossen sei, und hatten sich ruhiger gefühlt, solange sie beisammen waren. Jetzt aber, sowie sie sich getrennt hatten, hatte sowohl die eine wie die andere keinen anderen Gedanken. Sofja erinnerte sich, wie Swidrigailow

gestern zu ihr gesagt hatte, Raskolnikow habe nur zwei Wege vor sich: Sibirien oder —. Zudem kannte sie seine Eitelkeit, seinen Hochmut, sein Ehrgefühl und seinen Unglauben.

„Sind denn wirklich Kleinmut und Furcht vor dem Tode die einzigen Beweggründe, die ihn veranlassen können weiterzuleben?" dachte sie schließlich verzweiflungsvoll.

Unterdes war die Sonne schon tief gesunken. Sofja stand traurig am Fenster und blickte unverwandt hinaus; aber da war nichts zu sehen als die ungetünchte, fensterlose Seitenmauer des vorspringenden Nachbarhauses. Endlich, als sie von dem Tode des Unglücklichen schon ganz fest überzeugt war, trat er zu ihr ins Zimmer. Ein Freudenschrei entrang sich ihrer Brust. Aber als sie ihm forschend ins Gesicht blickte, wurde sie plötzlich blaß.

„Nun ja," sagte Raskolnikow lächelnd, „ich komme, mir dein Kreuz zu holen, Sofja. Du hast mich ja selbst auf den Kreuzweg geschickt; ist dir etwa jetzt, wo es so weit ist, bange geworden?"

Sofja blickte ihn bestürzt an. Dieser Ton erschien ihr so seltsam; ein Frostzittern lief über ihren Körper hin; aber einen Augenblick darauf durchschaute sie es schon, daß dieser Ton und diese Worte erkünstelt waren. Auch sah er, während er zu ihr sprach, nach einer Ecke hin und vermied es anscheinend, ihr ins Gesicht zu blicken.

„Siehst du, Sofja, ich habe mir gesagt, daß es so für mich wohl auch am vorteilhaftesten sein wird. Es kommt nämlich in Betracht . . . Aber es dauert zu lange, das auseinanderzusetzen, und es hat auch keinen Zweck. Weißt du, mich ärgert bloß eines. Was mich ärgert, ist, daß alle diese dummen, viehischen Fratzen mich sofort umringen und mit ihren Glotzaugen anstarren werden, daß diese Bande mir ihre dummen Fragen vorlegen wird, auf die ich dann Antwort geben muß, und daß die Leute mit Fingern auf mich zeigen werden . . . Pfui Teufel! Weißt du, ich werde

nicht zu Porfiri gehen; den habe ich satt bekommen. Ich will lieber zu meinem Freunde Schießpulver gehen; den werde ich in Erstaunen versetzen; da werde ich einen ganz eigenartigen Effekt erzielen. Ich müßte nur mehr Kaltblütigkeit dabei zeigen; aber ich bin in der letzten Zeit gar zu reizbar geworden. Kannst du das glauben: ich habe soeben meiner Schwester beinahe mit der Faust gedroht, bloß weil sie sich umwandte, um mir noch einen letzten Blick zuzuwerfen. Ein ganz abscheulicher Zustand! Ja, ja, so weit ist es mit mir gekommen! Nun also, wo hast du die Kreuze?"

Er hatte sich selbst gar nicht in der Gewalt. Nicht einen Augenblick konnte er ruhig auf einem Flecke stehen, konnte seine Aufmerksamkeit nicht auf einen einzelnen Gegenstand konzentrieren; seine Gedanken hüpften einer über den anderen weg; er verwirrte sich beim Reden; seine Hände zitterten leise.

Sofja nahm schweigend aus einem Kasten zwei Kreuze heraus, eines aus Zypressenholz und ein kupfernes, bekreuzte sich selbst, bekreuzte ihn, und hängte ihm das aus Zypressenholz auf die Brust.

„Das ist also nun ein Symbol dafür, daß ich das Kreuz auf mich nehme, he-he! Als hätte ich bis jetzt nur wenig gelitten! Aus Zypressenholz, wie es gewöhnliche Leute tragen; das kupferne hat also Lisaweta gehört; das nimmst du nun für dich; zeig es doch mal her! Also das hat Lisaweta früher umgehabt... Ich besinne mich auch auf zwei ähnliche solche Kreuze und ein silbernes Heiligenbildchen. Ich warf sie damals dem alten Weibe auf die Brust. Die würden mir jetzt zupaß kommen, wahrhaftig, die sollte ich mir umhängen ... Aber ich schwatze und schwatze und vergesse den Zweck meines Besuches; ich bin so zerstreut!... Siehst du, Sofja, ich bin eigentlich bloß hergekommen, um es dir vorher mitzuteilen, damit du es weißt ... Also das war der

ganze Zweck . . . Bloß deshalb bin ich hergekommen. (Hm! Ich dachte übrigens, ich würde dir noch mehr zu sagen haben.) Du hast ja doch selbst gewollt, daß ich hingehen sollte; na, da werde ich nun also im Gefängnis sitzen, und dein Wunsch wird erfüllt werden. Aber warum weinst du denn? Du auch? Hör doch auf, laß es genug sein; ach, wie schwer ist das alles für mich!"

Indes ward doch bei ihm das Mitleid rege; sein Herz zog sich bei ihrem Anblicke schmerzlich zusammen. „Auch die weint? Auch die? Warum?" dachte er bei sich. „Was bin ich ihr? Warum weint sie? Warum ist sie um mich besorgt wie die Mutter und Awdotja? Sie wird wohl meine Kinderfrau werden!"

„Bekreuze dich und bete doch nur ein einziges Mal!" bat Sofja mit zitternder, schüchterner Stimme.

„O, meinetwegen, soviel du nur wünschest! Und ich tue es von Herzen, Sofja, von Herzen . . ."

Indessen wollte er eigentlich etwas ganz anderes sagen.

Er bekreuzte sich mehrere Male. Sofja ergriff ihr Tuch und legte es sich um den Kopf. Es war ein grünes Tuch von drap de dame, wahrscheinlich dasselbe, von dem Marmeladow damals gesprochen hatte, das Familientuch. Eine flüchtige Erinnerung daran kam Raskolnikow in den Sinn; aber er fragte weiter nicht. Er begann sich nun seiner schrecklichen Zerstreutheit und ungewöhnlichen Aufregung bewußt zu werden und bekam einen großen Schreck darüber. Auch überraschte es ihn, daß Sofja mit ihm mitgehen wollte.

„Was hast du denn? Wo willst du hin? Bleib nur hier, bleib hier! Ich gehe allein!" rief er ängstlich und ärgerlich und ging beinahe erbost zur Tür. „Was soll ich denn da mit einer ganzen Eskorte!" murmelte er beim Hinausgehen.

Sofja blieb mitten im Zimmer stehen. Er hatte nicht einmal Abschied von ihr genommen und dachte schon gar nicht mehr an

sie; nur ein peinigender, rebellischer Zweifel versetzte seine Seele in arge Unruhe.

„Ist das auch wirklich das Richtige?“ dachte er wieder, während er die Treppe hinunterging. „Kann ich nicht noch einhalten und alles wieder umändern ... und diesen Gang unterlassen?“

Aber er ging trotzdem. Es kam ihm auf einmal die bestimmte Empfindung, daß es zwecklos sei, sich weitere Fragen vorzulegen. Als er auf die Straße hinaustrat, fiel ihm ein, daß er von Sofja nicht Abschied genommen hatte und daß sie mitten im Zimmer in ihrem grünen Tuche stehen geblieben war und nicht gewagt hatte sich zu rühren, nachdem er sie so angefahren hatte. Diese Erinnerung ließ ihn einen Augenblick stehen bleiben. Aber gleichzeitig leuchtete in seinem Gehirn grell noch ein anderer Gedanke auf, der nur auf diesen Zeitpunkt gewartet zu haben schien, um ihn vollständig aus der Fassung zu bringen.

„Nun, warum, wozu bin ich jetzt eben bei ihr gewesen? Ich habe zu ihr gesagt, mein Besuch hätte einen Zweck; was hatte er denn für einen Zweck? Überhaupt gar keinen! Ihr mitzuteilen, daß ich nun hingehe, nicht wahr? Diese Mitteilung war auch höchst nötig! Liebe ich etwa dieses Mädchen? Doch wohl nicht! Ich habe sie ja soeben wie einen Hund von mir gewiesen. War es mir denn ein wirkliches Bedürfnis, von ihr das Kreuz zu bekommen? O, wie tief bin ich gesunken! Nein, ich hatte das Bedürfnis, ihre Tränen und ihre Angst zu sehen; ich wollte sehen, wie ihr das Herz weh tut, und wie sie leidet! Ich hatte das Bedürfnis, mich an irgend etwas anzuklammern, die Ausführung meines Entschlusses noch hinzuzögern, noch einen Menschen zu sehen! Und ich, ich habe es gewagt, so gewaltige Hoffnungen auf mich zu setzen, mich so phantastischen Träumereien über meine Zukunft hinzugeben, — und bin ein armseliges, wertloses Subjekt, ein Lump, ein Lump!“

Er schritt die Kanalstraße entlang und hatte nicht mehr weit bis zu seinem Ziele. Als er aber bis zur Brücke gekommen war, blieb er stehen, bog zur Seite ab auf die Brücke und ging nach dem Heumarkte.

Begierig schaute er nach rechts und nach links und richtete mit Anstrengung seine Blicke auf einen jeden Gegenstand, konnte aber mit seiner Aufmerksamkeit bei keinem ausharren; alles entglitt ihm sofort wieder. „In einer Woche, in einem Monat werde ich im Gefängniswagen über diese Brücke fahren; mit welchen Gefühlen werde ich dann auf diesen Kanal blicken? Ich sollte mir sein Bild bis dahin einprägen!" fuhr es ihm durch den Kopf. „Dieses Ladenschild da, mit welchen Gefühlen werde ich dann diese selben Buchstaben lesen? In der Aufschrift ist ein orthographischer Fehler, ein falsches a; ich möchte mir diesen Buchstaben a merken und ihn nach einem Monat wieder ansehen; mit welchen Gefühlen werde ich es dann wohl tun? Was werde ich dann empfinden und denken? . . . Mein Gott, wie unwürdig und gemein das alles ist, . . . daß ich mich um solche Dinge jetzt noch kümmere! Freilich, dies alles ist auch wieder sehr interessant . . . in seiner Art . . . (Ha-ha-ha! Was kommen mir bloß für Gedanken in den Kopf!) Ich werde geradezu zum Kinde und tue vor mir selber groß. Na, aber warum schelte ich mich deswegen? O, o! Was ist hier für ein Gedränge! Da, der dicke Kerl, der mich gestoßen hat (gewiß ein Deutscher), ob der wohl weiß, wen er gestoßen hat? Hier bettelt eine Frau mit einem Kinde; es ist doch interessant, daß sie mich für glücklicher hält als sich. Der Kuriosität halber sollte ich ihr etwas geben. Sieh, da hat sich ja noch ein Fünfkopekenstück in meiner Tasche erhalten; wie geht das zu? Da, nimm, Mütterchen, da!"

„Gott lohne es Ihnen!" erwiderte die Bettlerin in weinerlichem Tone.

Er betrat den Heumarkt. Es war ihm unangenehm, sehr unangenehm, sich zwischen dem Volke herumzudrängen; aber er ging geflissentlich dahin, wo das größte Gewühl war. Er hätte wer weiß was darum gegeben, allein zu sein; aber er fühlte selbst, daß er es nicht einen Augenblick allein würde aushalten können. Inmitten eines Volkshaufens vollführte ein Betrunkener seine Narrheiten: er versuchte fortwährend zu tanzen, fiel aber immer seitwärts auf die Erde. Ein dichter Kreis von Zuschauern umgab ihn. Raskolnikow drängte sich durch den Haufen hindurch, sah dem Betrunkenen ein Weilchen zu und lachte plötzlich kurz und scharf auf. Einen Augenblick darauf hatte er ihn bereits vergessen; ja, er sah ihn gar nicht mehr, wiewohl er die Augen auf ihn gerichtet hielt. Er trat schließlich zurück, ohne daß er sich bewußt gewesen wäre, wo er sich überhaupt befand; aber als er bis zur Mitte des Platzes gelangt war, ging plötzlich in seinem Innern eine Bewegung vor; eine bestimmte Empfindung ergriff ihn mit einem Male und nahm ihn mit Leib und Seele in ihren Bann.

Es waren ihm Sofjas Worte eingefallen: „Geh zu einem Kreuzwege, verbeuge dich vor allem Volke, küsse die Erde, weil du dich auch gegen sie versündigt hast, und sage laut zu der ganzen Welt: ‚Ich bin ein Mörder!‘“ Er zitterte am ganzen Körper bei dieser Erinnerung. Und bis zu dem Grade hatte ihn die verzweifelte Angst und Unruhe dieser ganzen Zeit, und besonders der letzten Stunden, bereits mürbe gemacht, daß er sich mit einer wahren Begierde in diese reine, neue, kräftige Empfindung hineinstürzte. Wie ein Anfall war es plötzlich über ihn gekommen; es war, als hätte sich in seiner Seele ein Funke entzündet und dann mit gewaltiger Geschwindigkeit die Flamme ihn ganz und gar ergriffen. Sein ganzes Inneres wurde auf einmal weich, und die Tränen stürzten ihm hervor. An dem Flecke, wo er stand, fiel er auf den Boden.

Mitten auf dem Platze kniete er nieder, verbeugte sich bis zur Erde und küßte diese schmutzige Erde glückselig und voll Wonne. Dann stand er auf und verbeugte sich ein zweites Mal.

„Na, der hat sich gehörig beduselt!" bemerkte neben ihm ein junger Bursche.

Die Leute lachten.

„Der geht nach Jerusalem, Brüder, und nimmt vorher von seinen Kindern und von seiner Heimat Abschied, verneigt sich vor der ganzen Welt und küßt die Residenzstadt Petersburg und ihren Boden!" fügte ein etwas angetrunkener Kleinbürger hinzu.

„Es ist doch noch so ein junges Bürschchen!" meinte ein dritter.

„Einer aus den höheren Ständen!" bemerkte jemand mit ernster, ruhiger Stimme.

„Das kann man heutzutage nicht mehr unterscheiden, ob einer zu den höheren Ständen gehört oder nicht."

Alle diese Ausrufe und Bemerkungen hielten Raskolnikow von Weiterem zurück, und die Worte: „Ich habe einen Mord begangen", die ihm vielleicht schon auf den Lippen schwebten, erstickten ungesprochen. Er ertrug indessen alle diese Äußerungen des Publikums mit Ruhe und ging, ohne sich umzusehen, durch eine Seitengasse geradeswegs nach dem Polizeibureau. Unterwegs glaubte er einen Augenblick lang eine huschende Gestalt zu sehen; aber er wunderte sich darüber nicht; er hatte schon geahnt, daß es wohl so kommen werde. Während er sich auf dem Heumarkte zum zweiten Male bis zur Erde verneigte, hatte er bei einer zufälligen Wendung nach links in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten Sofja erblickt. Sie hatte sich dann vor ihm hinter einer der hölzernen Buden versteckt, die auf dem Platze standen. Also hatte sie ihn auf seinem ganzen Leidenswege begleitet! Raskolnikow fühlte und begriff in diesem Augenblicke für immer, daß Sofja jetzt lebenslänglich bei ihm bleiben

und ihm bis ans Ende der Welt folgen werde, mochte ihn das Schicksal führen, wohin es wollte. Das Herz schwoll ihm, ... aber da war er auch bereits an der verhängnisvollen Stelle angelangt ...

Ziemlich gefaßten Mutes betrat er den Hof. Er mußte zum vierten Stockwerk hinaufsteigen. „Vorläufig steige ich nur erst die Treppe hinauf," dachte er. Überhaupt hatte er die Vorstellung, als läge der Augenblick der Entscheidung noch in weiter Ferne, als bliebe ihm noch viel Zeit bis dahin übrig, und als könne er sich noch vieles überlegen.

Wieder derselbe Schmutz, dieselben Eierschalen auf der Wendeltreppe, wieder standen die Türen zu den Wohnungen weit offen, wieder dieselben Küchen, aus denen Qualm und übler Geruch herausdrang. Raskolnikow war seit jenem Tage nicht wieder hier gewesen. Die Beine waren ihm ganz taub geworden und knickten ein, gingen aber mechanisch weiter. Er blieb einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen und sein Äußeres in Ordnung zu bringen, damit er „als Mensch" eintreten könne. „Aber wozu? Was hat das für Zweck?" dachte er plötzlich, als er sich seines Tuns bewußt wurde. „Wenn ich doch einmal diesen Kelch leeren muß, ist es dann nicht ganz gleich, wie ich aussehe? Je garstiger, um so besser!" Unwillkürlich kam ihm in diesem Augenblicke die Gestalt des Polizeileutnants Ilja Petrowitsch Schießpulver in den Sinn. „Soll ich wirklich zu dem hingehen? Könnte ich nicht vielleicht zu einem anderen gehen? Nicht vielleicht zum Revierinspektor Nikodim Fomitsch selbst? Wie wärs, wenn ich gleich umkehrte und zu dem in die Wohnung ginge? Wenigstens wickelt sich die Sache dann mehr in privater Form ab ... Nein, nein! Zu Leutnant Schießpulver, zu Leutnant Schießpulver! Muß ich den Kelch trinken, dann auch mit einem Male ganz ..."

Von Frost geschüttelt und sich kaum seiner selbst bewußt, öffnete

er die Tür zum Bureau. Diesmal waren nur sehr wenige Leute darin; nur ein Hausknecht stand da und noch so ein Mann aus dem niederen Volke. Der Wächter blickte nicht einmal aus seinem Verschlage heraus. Raskolnikow ging weiter in das folgende Zimmer. „Vielleicht ist es noch möglich, daß ich nichts davon sage,“ fuhr es ihm durch den Kopf. Hier schickte sich ein Schreiber, welcher Zivilkleider trug, gerade an, seine Schreibarbeit am Pulte zu beginnen. In einer Ecke setzte sich noch ein anderer Schreiber zurecht. Sametow war nicht da. Nikodim Fomitsch war natürlich gleichfalls nicht anwesend.

„Ist niemand hier?“ fragte Raskolnikow, sich an den Schreiber am Pulte wendend.

„Wen wünschen Sie zu sprechen?“

„Ah, ah, ah! ‚Er sah ihn nicht, er hörte ihn nicht, aber er witterte den russischen Duft‘, . . . wie heißt es doch da im Märchen, . . . ich weiß nicht mehr genau! Er—gebenster Diener!“ rief auf einmal eine bekannte Stimme.

Raskolnikow begann zu zittern. Vor ihm stand Leutnant Schießpulver, der soeben aus dem dritten Zimmer hereingekommen war. „Das ist mein Verhängnis,“ dachte Raskolnikow, „warum muß der hier sein?“

„Wollten Sie zu uns? Was führt Sie her?“ rief Ilja Petrowitsch. Er war anscheinend in vorzüglicher und sogar ein wenig angeheiterter Stimmung. „Wenn es etwas Amtliches ist, so sind Sie etwas zu früh hergekommen. Ich selbst bin nur zufällig hier. . . . Aber was in meinen Kräften steht . . . Übrigens, ich muß Ihnen gestehen, . . . wie war doch . . . wie war doch? Entschuldigen Sie . . .“

„Raskolnikow.“

„Na natürlich, Raskolnikow! Wie können Sie nur glauben, daß ich Ihren Namen vergessen hätte! So etwas müssen Sie von

mir nicht denken ... Rodion, Ro ... Ro ... Rodionowitsch, so war es ja doch wohl?"

„Rodion Romanowitsch."

„Ja, ja, ja! Rodion Romanowitsch, Rodion Romanowitsch! So wollte ich ja auch sagen! Ich habe mich sogar mehrmals nach Ihnen erkundigt. Offen gestanden, es hat mir nachher aufrichtig leid getan, daß ich damals mit Ihnen so ... Es ist mir später alles erklärt worden, und ich habe gehört, daß Sie ein junger Schriftsteller sind, sogar ein Gelehrter, ... und daß Sie sozusagen am Anfange Ihrer Laufbahn ... Du mein Gott, welcher Schriftsteller und Gelehrte hätte nicht am Anfange seiner Laufbahn seine Besonderheiten gehabt! Ich und meine Frau, wir schwärmen beide für Literatur, meine Frau sogar leidenschaftlich! ... Für Literatur und Kunst! Aus anständiger Familie muß man natürlich sein; alles andere aber kann man durch Talent, Wissen, Verstand und Genie erreichen! Na, zum Beispiel ein Hut, — was hat ein Hut für einen Wert? Ein Hut ist ein Topfdeckel; den kann ich mir im Magazin von Zimmermann kaufen; aber was unter dem Hute steckt und vom Hute verborgen wird, das kann man nicht kaufen! ... Offen gestanden, ich wollte sogar schon zu Ihnen gehen, um mich zu entschuldigen; aber ich dachte, Sie würden vielleicht ... Aber ich vergesse ganz zu fragen: haben Sie wirklich ein Anliegen an uns? Ich höre, Ihre Angehörigen sind zu Ihnen hierher nach Petersburg gekommen?"

„Ja, meine Mutter und meine Schwester."

„Ich habe sogar die Ehre und das Glück gehabt, Ihre Schwester kennen zu lernen, — eine sehr gebildete, reizende junge Dame. Offen gestanden, ich habe lebhaft bedauert, daß wir beide, Sie und ich, damals so hitzig wurden. Ein eigentümlicher Fall! Und daß ich Ihnen damals anläßlich Ihrer Ohnmacht so einen besonderen Blick zuwarf, — nun, es hat sich ja nachher alles auf

das glänzendste aufgeklärt! Es war von meiner Seite zu hitzig, Übereifer! Ihre Entrüstung ist mir durchaus verständlich. Ziehen Sie vielleicht infolge der Ankunft der Ihrigen in eine andere Wohnung?"

„N—nein, ich bin nur gekommen ... Ich wollte nur fragen ... Ich glaubte, ich würde Sametow hier finden."

„Ach ja! Sie haben sich ja miteinander angefreundet; ich habe davon gehört. Na, Sametow ist nicht mehr bei uns; den finden Sie hier nicht mehr vor. Ja, diesen Alexander Grigorjewitsch Sametow haben wir verloren! Seit gestern ist er fort; er ist versetzt worden und hat sich bei der Gelegenheit mit allen gezankt, ... in recht unhöflicher Weise. Ein windiges Kerlchen, weiter nichts; man hoffte ja, es würde etwas aus ihm werden; aber gehen Sie mir mit diesen Leuten, mit unserem brillanten jungen Nachwuchs! Er will da irgendein Examen ablegen; aber in unserem Fache ist das so: wenn man nur ein bißchen was hinschwatzt und mit ein paar großtönenden Phrasen um sich wirft, so hat man damit das ganze Examen bestanden. Dagegen Sie zum Beispiel oder Ihr Freund, Herr Rasumichin, Sie sind ja ganz andere Leute! Ihre Laufbahn liegt auf dem Gebiete der Wissenschaft, und kein Mißerfolg kann Sie beirren! Alle Genüsse des Lebens sind Ihnen sozusagen ein wesenloses Nichts; Sie sind ein Asket, ein Mönch, ein Einsiedler! ... Ihr ein und alles sind die Bücher, die Feder hinter dem Ohr, gelehrte Untersuchungen, — in solchen Regionen schwebt Ihr Geist! Teilweise bin ich selbst so ... Haben Sie Livingstones Reiseberichte gelesen?"

„Nein."

„Aber ich habe sie gelesen. Übrigens haben sich heutzutage die Nihilisten ganz gewaltig ausgebreitet; na, es ist ja auch begreiflich; was sind das jetzt für Zeiten? frage ich Sie. Übrigens, ich

rede mit Ihnen so frei von der Leber weg, ... Sie sind ja doch gewiß kein Nihilist! Antworten Sie aufrichtig, ganz aufrichtig!"

„N—nein ..."

„Wissen Sie, reden Sie mit mir ganz offen; genieren Sie sich gar nicht; reden Sie, als ob Sie mit sich selbst sprächen! Das sind zwei Dinge, die ich sehr wohl zu sondern weiß: Dienst und ... Sie haben gewiß gedacht, ich wollte sagen: Freundschaft; nein, da haben Sie doch falsch geraten! Nicht Freundschaft, sondern das Gefühl, daß man Bürger und Mensch ist, die Humanität und die Liebe zu Gott dem Allmächtigen. Ich kann eine offizielle Persönlichkeit sein und ein Amt bekleiden, bin aber dabei doch verpflichtet, mich als Bürger und Mensch zu fühlen und mich danach zu benehmen ... Sie erwähnten da vorhin Sametow. Sametow, der ist imstande in einem unanständigen Lokale bei einem Glase Champagner oder Donwein eine Skandalszene so in französischem Genre zu veranstalten, — ja, so einer ist Ihr Sametow! Ich dagegen glühte sozusagen von Freundestreue und hohen Gefühlen, und außerdem besitze ich ein gewisses Ansehen, habe einen Rang, bekleide ein Amt! Ich bin verheiratet und habe Kinder. Ich erfülle meine Pflicht als Bürger und Mensch; aber er, was ist er denn? möchte ich fragen. Ich wende mich an Sie als an einen Mann von hoher geistiger Bildung. Ja, und noch eins: auch diese Hebammen haben sich außerordentlich stark ausgebreitet."

Raskolnikow zog fragend die Augenbrauen in die Höhe. Die Worte des Polizeileutnants, der offenbar eben erst vom Mittagstische gekommen war, vernahm er größtenteils nur als leere Töne, wie ein Geklapper und Gerassel. Aber einen Teil davon hatte er doch so einigermaßen verstanden; er blickte ihn fragend an und wußte nicht, worauf diese Bemerkung abzielte.

„Ich spreche von diesen jungen Mädchen mit dem kurzge-

schnittenen Haar," fuhr Ilja Petrowitsch redselig fort. „Ich habe ihnen aus eigener Erfindung den Namen Hebammen gegeben und finde, daß das eine sehr glückliche Bezeichnung ist. He-he! Sie drängen sich in die Hörsäle, sie studieren Anatomie; na, sagen Sie selbst, wenn ich krank werden sollte, würde ich dann wohl zu einem jungen Mädchen schicken, um mich behandeln zu lassen? He-he!"

Ilja Petrowitsch lachte laut auf, höchst befriedigt von seinen eigenen Witzen.

„Es mag ja sein, daß da ein gewaltiger Bildungsdrang dahintersteckt; aber wenn sich einer nun die Bildung angeeignet hat, dann muß es auch damit sein Bewenden haben. Dann darf er doch seine Bildung nicht mißbrauchen. Dann darf er doch nicht anständige Personen beleidigen, wie es dieser Taugenichts, der Sametow, tut. Warum hat er mich beleidigt? frage ich Sie. Und noch eins: wie die Selbstmorde zugenommen haben, — davon können Sie sich gar keinen Begriff machen. Diese ganze Sorte verbringt das letzte Geld und nimmt sich dann das Leben. Junge Mädchen, unreife Burschen, alte Männer ... Noch heute früh ist wieder eine Anzeige eingegangen von dem Selbstmorde eines Herrn, der erst kürzlich nach Petersburg gekommen ist. Nil Pawlowitsch, he! Nil Pawlowitsch! Wie hieß doch der Gentleman, über den wir Anzeige bekamen, daß er sich in der Peterburgskaja erschossen hat?"

„Swidrigailow," antwortete teilnahmlos eine heisere Stimme aus dem andern Zimmer.

Raskolnikow fuhr zusammen.

„Swidrigailow! Swidrigailow hat sich erschossen!" rief er.

„Wie? Kennen Sie diesen Swidrigailow?"

„Ja, ... ich kenne ihn ... Er ist erst kürzlich hier angekommen ..."

„Na ja, er ist erst kürzlich angekommen, seine Frau war ihm

gestorben, ein Mensch von ganz liederlichem Lebenswandel, und auf einmal erschießt er sich, und in einer so skandalösen Weise, daß man es sich gar nicht vorstellen kann, ... hinterläßt in seinem Notizbuche ein paar Worte: er scheide aus dem Leben bei vollem Verstande und bitte, niemandem eine Schuld an seinem Tode beizumessen. Der Mensch soll früher Geld gehabt haben. Woher kennen Sie ihn?"

„Ich ... kannte ihn, ... meine Schwester war Gouvernante in seiner Familie."

„So, so, so ... Da können Sie uns wohl über ihn etwas Näheres mitteilen. Sie haben vorher nichts davon geahnt?"

„Ich bin gestern noch mit ihm zusammengewesen, ... er ... trank Wein, ... ich habe ihm nichts angemerkt."

Raskolnikow hatte eine Empfindung, als sei eine schwere Last auf ihn niedergestürzt und drücke ihn zu Boden.

„Sie sind ja wieder ordentlich blaß geworden. Es ist hier auch bei uns so eine beklommene Luft ..."

„Ja, ich muß gehen, ich habe keine Zeit mehr," murmelte Raskolnikow. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie belästigt habe ..."

„O, bitte sehr! Durchaus nicht der Fall! Ganz zu Ihren Diensten! Es ist mir ein Vergnügen gewesen; ich habe mich sehr gefreut."

Ilja Petrowitsch reichte ihm sogar die Hand.

„Ich wollte eigentlich nur ... nur zu Sametow ..."

„Weiß wohl, weiß wohl; es ist mir ein Vergnügen gewesen."

„Ich ... habe mich sehr gefreut ... Auf Wiedersehen!" sagte Raskolnikow lächelnd.

Er ging hinaus, taumelnd und schwindlig; er fühlte gar nicht, ob er noch auf den Beinen stand. Er stieg die Treppe hinunter, mit der rechten Hand sich gegen die Wand stützend. Es schien

ihm, daß er von einem Hausknecht, der mit einem Buche in der Hand nach dem Bureau hinaufstieg und ihm auf der Treppe begegnete, gestoßen wurde und daß ein Hund in einem tieferen Stockwerk heftig bellte und eine Frau mit einem Mangelholz nach dem Tiere warf und schimpfte. Er kam unten an und trat auf den Hof hinaus. Hier auf dem Hofe, nicht weit vom Ausgange, stand starr und leichenblaß Sofja und blickte ihn scheu und verstört an. Er blieb vor ihr stehen. Schmerz, Qual und Verzweiflung malten sich auf ihrem Gesichte. Sie schlug die Hände zusammen. Ein häßliches, verlegenes Lächeln trat auf seine Lippen. So stand er eine kleine Weile lächelnd da; dann wandte er sich um und ging wieder hinauf nach dem Bureau.

Ilja Petrowitsch hatte sich hingesetzt und kramte in allerlei Akten. Vor ihm stand derselbe Hausknecht, der vorhin auf der Treppe Raskolnikow gestoßen hatte.

„Ah, ah, ah! Da sind Sie ja wieder! Haben Sie etwas hier liegen lassen? . . . Aber was ist Ihnen?"

Raskolnikow näherte sich ihm sachte mit blassen Lippen und starrem Blicke, trat dicht an den Tisch heran, stützte sich mit der Hand darauf und wollte etwas sagen; aber er vermochte es nicht; es wurden nur einige unzusammenhängende Laute vernehmbar.

„Ihnen ist nicht wohl. Einen Stuhl her! Hier, setzen Sie sich auf den Stuhl, setzen Sie sich! Wasser!"

Raskolnikow ließ sich auf den Stuhl niedersinken, wandte aber die Augen von dem Gesichte des sehr unangenehm überraschten Ilja Petrowitsch nicht ab. Beide blickten einander etwa eine Minute lang an und warteten. Es wurde Wasser gebracht.

„Ich habe . . .", begann Raskolnikow.

„Trinken Sie einen Schluck Wasser!"

Raskolnikow wies mit der Hand das Wasser zurück und sagte leise, in Absätzen, aber klar und deutlich:

„Ich habe damals die alte Beamtenwitwe und ihre Schwester Lisaweta mit einem Beile erschlagen und beraubt."

Ilja Petrowitsch riß den Mund auf. Von allen Seiten kamen Beamte herbeigelaufen.

Raskolnikow wiederholte seine Selbstanzeige. —

Nachwort

I

Sibirien. Am Ufer eines breiten, öden Stromes liegt eine Stadt, der Sitz höherer Verwaltungsbehörden. In der Stadt befindet sich eine Festung, in der Festung ein Gefängnis. In diesem Gefängnis sitzt schon seit neun Monaten der Sträfling zweiter Klasse Rodion Raskolnikow. Seit der Begehung des Verbrechens sind fast anderthalb Jahre vergangen.

Das Gerichtsverfahren gegen ihn hatte sich ohne besondere Schwierigkeiten abgespielt. Der Verbrecher, in seinen Angaben fest, genau und klar, hielt seine Selbstbezichtigung aufrecht, ohne die Begleitumstände zu verwirren, ohne sie zu seinem Vorteil abzuschwächen, ohne die Tatsachen zu verdrehen, und ohne die geringste Einzelheit zu verschweigen. Er erzählte den ganzen Hergang beim Morde auf das allergenaueste, erklärte das Geheimnis des wunderlichen Pfandobjektes (des Holzbrettchens mit der Metallplatte), das die ermordete alte Frau bei ihrer Auffindung in den Händen hatte, erzählte eingehend, wie er der Ermordeten die Schlüssel abgenommen habe, beschrieb diese Schlüssel, beschrieb die Truhe, und womit sie angefüllt gewesen sei, zählte sogar einige von den Gegenständen auf, die darin gelegen hätten, erklärte das Rätsel von Lisawetas Ermordung, erzählte, wie Koch gekommen sei und geklopft habe, und nach ihm der Student, berichtete alles, was sie untereinander gesprochen hätten, wie er, der Verbrecher, dann die Treppe hinuntergelaufen sei und Nikolais und Dmitris Gekreisch gehört habe, wie er sich in der leeren Wohnung versteckt habe und nach Hause gekommen sei, und zum Schlusse bezeichnete er auf dem Wosnesenski-Prospekte, auf dem Hofe, am Tore, den Stein, unter dem dann wirklich die Wertsachen und der Geldbeutel gefunden wurden. Kurz, die

Sache wurde vollständig klar. Die Beamten, die die Untersuchung führten, sowie die Richter, wunderten sich unter anderem auch darüber sehr, daß er den Geldbeutel und die Wertsachen unter dem Steine versteckt hatte, ohne sie sich zunutze zu machen, noch mehr aber darüber, daß er für die einzelnen geraubten Gegenstände keine Erinnerung hatte, ja, sich sogar in ihrer Zahl irrte. Geradezu unglaublich aber erschien seine Angabe, daß er den Beutel überhaupt nicht geöffnet habe und nicht wisse, wieviel Geld darin gewesen sei; vorgefunden wurden in dem Beutel dreihundertundsiebzehn Rubel und drei Zwanzigkopekenstücke; infolge des langen Liegens unter dem Steine hatten einige besonders hohe Banknoten, die obenauf gelegen hatten, stark gelitten. Lange mühte man sich, herauszubekommen, warum der Angeklagte eigentlich in diesem einen Punkte lüge, während er doch in allen übrigen freiwillig ein wahrheitsgetreues Geständnis abgelegt habe. Schließlich gaben einige, namentlich die Psychologen, es als möglich zu, daß er tatsächlich nicht in den Beutel hineingesehen und daher auch keine Kenntnis von dem Inhalte erlangt habe, sondern ohne Kenntnis des Inhalts den Beutel ohne weiteres unter den Stein gelegt habe; sie schlossen aber daraus zugleich, das Verbrechen könne nur in einem Zustande zeitweiliger Geistesverwirrung begangen sein, unter der Einwirkung einer krankhaften Manie zu rauben und zu morden, ohne weitere Zwecke und gewinnsüchtige Absichten. Gerade damals nämlich war die neumodische Theorie von der zeitweiligen Geistesverwirrung aufgekommen, die man in unserer Zeit so oft bemüht ist bei manchen Verbrechern in Anwendung zu bringen. Außerdem wurde ein schon von längerer Zeit her datierender hypochondrischer Zustand Raskolnikows von vielen Zeugen, nämlich von dem Arzte Sosimow, seinen früheren Kommilitonen, seiner Wirtin und ihrem Dienstmädchen, auf das

bestimmteste bekundet. Alles dies diente als starke Stütze für die Schlußfolgerung, daß Raskolnikow mit einem gewöhnlichen Mörder, Räuber und Diebe nicht auf eine Stufe gestellt werden könne, sondern daß hier denn doch etwas anderes vorliege. Zum größten Verdrusse derjenigen, die diese Ansicht vertraten, machte der Verbrecher selbst so gut wie gar keinen Versuch sich zu verteidigen; auf die ausdrückliche Frage, was ihn denn eigentlich zu dem Morde und dem Raube veranlaßt habe, antwortete er mit größter Klarheit und überraschender Offenheit, die Ursache seiner ganzen Handlungsweise sei seine üble Lage gewesen, seine völlige Armut und Hilflosigkeit und der Wunsch, sich die ersten Schritte auf seiner Laufbahn mit Hilfe von wenigstens dreitausend Rubeln zu ermöglichen, die er bei der Getöteten zu finden gehofft habe. Den Entschluß zum Morde habe er infolge seines leichtsinnigen, kleinmütigen Charakters gefaßt; überdies habe er sich auch noch infolge von Entbehrungen und Mißerfolgen in gereizter Stimmung befunden. Und auf die Frage, was ihn denn zu der Selbstanzeige bewogen habe, erwiderte er offen, daß dies eine Wirkung aufrichtiger Reue gewesen sei. Das alles machte schon beinahe den Eindruck allzu großer Derbheit.

Das Urteil fiel milder aus, als nach der Schwere des verübten Verbrechens eigentlich zu erwarten gewesen war, und zwar vielleicht gerade deswegen, weil der Verbrecher nicht nur jeden Versuch sich zu rechtfertigen verschmäht, sondern sogar gewissermaßen ein Bestreben an den Tag gelegt hatte, sich selbst noch mehr zu belasten. All die seltsamen und eigenartigen Umstände, unter denen die Tat begangen war, wurden bei der Strafabmessung berücksichtigt. Der krankhafte Zustand und die schreckliche Armut des Verbrechers vor Begehung der Tat konnten nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Daß er das geraubte Gut nicht zu seinem Nutzen verwandt hatte, wurde teils als Wirkung der

erwachenden Reue, teils als Folge seiner nicht normalen geistigen Verfassung bei Ausübung des Verbrechens angesehen. Die Art, wie es zu der von vornherein nicht in Aussicht genommenen Ermordung Lisawetas gekommen war, diente sogar als Beweis, um die letztere Annahme zu erhärten: ein Mensch begeht zwei Morde und denkt dabei nicht daran, daß die Tür offen steht! Ins Gewicht fiel schließlich auch noch, daß das Geständnis gerade zu einer Zeit erfolgt war, wo die Sache durch die unwahre Selbstbezichtigung eines Fanatikers der Demut (Nikolai) ein überaus verworrenes Aussehen angenommen hatte, und wo außerdem gegen den wirklichen Verbrecher nicht nur keine klaren Indizien, sondern sogar fast kein Verdacht vorgelegen hatte. (Porfiri Petrowitsch hatte durchaus Wort gehalten.) Alles dies wirkte zusammen, um das Schicksal des Angeklagten milder zu gestalten.

Überdies wurden ganz unerwartet auch noch andere Umstände bekannt, die sehr zugunsten des Angeklagten sprachen. Der frühere Student Rasumichin hatte irgendwo die Nachricht aufgetrieben, für die er dann auch die Beweise beibrachte, daß der Verbrecher Raskolnikow zur Zeit seiner Zugehörigkeit zur Universität mit seinen letzten Geldmitteln einen bedürftigen, schwindsüchtigen Kommilitonen unterstützt und fast ein halbes Jahr lang allein unterhalten hatte. Nachdem dieser gestorben war, hatte er die Sorge für dessen alten, gelähmten Vater auf sich genommen (diesen hatte der Sohn fast von seinem dreizehnten Lebensjahre an durch seine eigene Arbeit vollständig erhalten gehabt), den alten Mann schließlich in einem Krankenhause untergebracht und ihn, als dann auch er gestorben war, beerdigen lassen. All diese Mitteilungen übten eine günstige Wirkung auf die Entscheidung von Raskolnikows Schicksal aus. Auch seine bisherige Wirtin, die Mutter seiner verstorbenen Braut, die verwitwete Frau Sarnizüna, bezeugte, daß, als sie noch in einem anderen Hause, bei

den Fünf-Ecken, gewohnt hätten, Raskolnikow bei einer nächtlichen Feuersbrunst aus einer bereits brennenden Wohnung zwei kleine Kinder herausgeholt und dabei selbst Brandwunden davongetragen habe. Diese Angabe wurde sorgsam nachgeprüft und von vielen Zeugen durchaus glaubwürdig bestätigt. Kurz, das Resultat war, daß der Verbrecher in Anbetracht seiner Selbstanzeige und mancher mildernden Umstände nur zu acht Jahren Zwangsarbeit zweiter Klasse verurteilt wurde.

Gleich bei Beginn des Prozesses war Raskolnikows Mutter erkrankt. Awdotja und Rasumichin machten es möglich, sie für die ganze Dauer der Gerichtsverhandlungen aus Petersburg fortzuschaffen. Rasumichin wählte dazu eine nicht weit von Petersburg an der Eisenbahn gelegene Stadt aus, um den Prozeß in seinem ganzen Gange regelmäßig verfolgen und gleichzeitig möglichst oft mit Awdotja zusammenkommen zu können. Pulcheria Alexandrowna litt an einer eigenartigen Nervenkrankheit, verbunden mit einer wenn auch nicht totalen, so doch mindestens partiellen geistigen Störung. Als Awdotja von der letzten Zusammenkunft mit ihrem Bruder zurückgekehrt war, hatte sie ihre Mutter schon ganz krank, fiebernd und phantasierend, vorgefunden. Noch an demselben Abend hatte sie sich mit Rasumichin verabredet, was sie der Mutter auf ihre Fragen nach dem Sohne antworten wollten, und hatte sogar im Verein mit ihm für die Mutter eine ganze Geschichte ausgesonnen: Raskolnikow sei nach einem fernen Orte an der Grenze Rußlands gereist, infolge eines privaten Auftrages, der ihm endlich Geld und Berühmtheit eintragen werde. Aber es war ihnen verwunderlich, daß Pulcheria Alexandrowna weder damals noch später eine Frage nach dem Ergehen ihres Sohnes stellte. Man konnte vielmehr merken, daß sie selbst eine ganze Geschichte über eine plötzliche Abreise ihres Sohnes im Kopfe hatte; sie erzählte unter

Tränen, wie er zu ihr gekommen sei, um Abschied zu nehmen, machte dabei Andeutungen, daß viele sehr wichtige, geheimnisvolle Umstände nur ihr allein bekannt seien und daß Rodion viele sehr mächtige Feinde habe, vor denen er sich verbergen müsse. Was seine künftige Laufbahn anlangte, so glaubte sie, daß sie zweifellos eine glänzende sein werde, sobald gewisse hinderliche Umstände beseitigt sein würden; sie versicherte Rasumichin, ihr Sohn werde mit der Zeit sogar ein großer Staatsmann werden; das beweise sein Aufsatz und seine glänzende schriftstellerische Begabung. Diesen Aufsatz las sie fortwährend, mitunter sogar laut, und trennte sich selbst in der Zeit des Schlafes selten von ihm; trotzdem aber fragte sie fast nie, wo sich Rodion jetzt eigentlich befinde, obgleich Awdotja und Rasumichin es augenscheinlich vermieden, mit ihr darüber zu sprechen, — was schon allein ihren Argwohn hätte rege machen können. Schließlich wurde ihnen dieses sonderbare Schweigen der Mutter über gewisse Punkte ängstlich. Sie beklagte sich zum Beispiel gar nicht darüber, daß keine Briefe von Rodion ankamen, während sie früher, als sie noch in ihrem Städtchen wohnte, nur von der Hoffnung und der Erwartung gelebt hatte, recht bald einen Brief von ihrem geliebten Sohne zu erhalten. Dieser letztere Umstand war ganz unerklärlich und versetzte Awdotja in starke Unruhe; es kam ihr der Gedanke, daß die Mutter vielleicht etwas Schreckliches über das Geschick ihres Sohnes ahne und sich fürchte zu fragen, um nicht etwas noch Schrecklicheres zu erfahren. Jedenfalls aber sah Awdotja klar, daß Pulcheria Alexandrowna nicht bei gesundem Verstande war.

Ein paarmal war es vorgekommen, daß die Mutter selbst das Gespräch so leitete, daß bei Beantwortung ihrer Fragen eine Erwähnung von Rodions jetzigem Aufenthaltsorte schwer zu umgehen war; da nun die Antworten notgedrungen unbefriedigend

und verdächtig ausfielen, wurde sie plötzlich überaus traurig, düster und schweigsam und verharrte in diesem Zustande sehr lange. Awdotja sah schließlich ein, daß es auf die Dauer doch zu schwer war, etwas zu erdichten und der Mutter vorzulügen, und nahm sich nun ein für allemal vor, über gewisse Punkte lieber vollständig zu schweigen; aber es wurde immer klarer und augenscheinlicher, daß die arme Mutter etwas Furchtbares ahnte. Awdotja erinnerte sich unter anderem an die Mitteilung ihres Bruders, daß die Mutter die wirren Reden mitangehört habe, die sie in der Nacht vor jenem verhängnisvollen Tage, nach ihrem Zusammensein mit Swidrigailow, im Schlafe geführt hatte; ob sie vielleicht damals etwas von dem wahren Sachverhalte verstanden hatte? Häufig, und zwar manchmal nach mehreren Tagen und sogar Wochen finsteren, brütenden Schweigens und stummer Tränen, geriet die Kranke in eine Art von hysterischer Lebhaftigkeit und begann auf einmal laut und fast ohne Unterbrechung von ihrem Sohne, von ihren Hoffnungen und von der Zukunft zu sprechen ... Ihre Phantasien waren mitunter recht seltsam. Die beiden jungen Leute trösteten sie und redeten ihr nach dem Munde, — sie durchschaute das vielleicht selbst, daß sie ihr nur nach dem Munde reden und sie trösten wollten; aber dennoch redete und redete sie immer weiter ...

Fünf Monate nach der Selbstanzeige des Verbrechers wurde das Urteil über ihn gefällt. Rasumichin besuchte ihn im Gefängnis, so oft es nur irgend möglich war. Ebenso Sofja. Endlich kam die Trennungsstunde. Awdotja schwur ihrem Bruder, dies solle keine Trennung fürs Leben sein; desgleichen Rasumichin. In Rasumichins jugendlichem, feurigem Kopfe war ein Plan entstanden und zum festen Entschlusse geworden: in den nächsten drei, vier Jahren nach Möglichkeit wenigstens den Grund zu einem künftigen Vermögen zu legen, wenigstens eine gewisse

Summe Geldes zusammenzusparen und dann nach Sibirien überzusiedeln, wo der Boden in jeder Beziehung reich sei, während es an Arbeitern, Menschen und Kapital mangele; dort wollte er sich dann in derselben Stadt, wo Rodion sein würde, niederlassen, . . . und da sollte für alle ein neues Leben beginnen. Beim Abschied weinten alle. Raskolnikow war in den letzten Tagen sehr schwermütig gewesen, hatte sich viel nach der Mutter erkundigt und sich fortwährend um sie beunruhigt. Sein Gram und Kummer um sie war so heftig gewesen, daß Awdotja sich darüber aufregte. Als er die Einzelheiten über den Krankheitszustand der Mutter erfahren hatte, war er sehr finster geworden. Sofja gegenüber war er die ganze Zeit her besonders wortkarg gewesen. Sofja hatte sich mit Hilfe des Geldes, das ihr Swidrigailow vor seinem Tode eingehändigt, schon längst reisefertig gemacht und war bereit, der Sträflingsabteilung zu folgen, in der auch er transportiert werden sollte. Hierüber war zwischen ihr und Raskolnikow niemals auch nur ein Wort gesprochen worden; aber beide wußten, daß es so sein werde. Beim letzten Abschiede lächelte er seltsam, als Awdotja und Rasumichin sich in eifrigen Versicherungen ergingen, ein wie glückliches Leben ihnen allen bevorstände, sobald er die Zwangsarbeit hinter sich haben würde, und sagte vorher, daß die Krankheit der Mutter bald einen schlimmen Ausgang nehmen werde. Endlich brachen er und Sofja auf.

Zwei Monate darauf heirateten sich Awdotja und Rasumichin. Es war eine traurige, stille Hochzeit. Unter den eingeladenen Gästen befanden sich übrigens auch Porfiri Petrowitsch und Sosimow. Während der ganzen letzten Zeit hatte Rasumichin das Aussehen eines Mannes von festem Willen und ernster Entschlossenheit gezeigt. Awdotja glaubte bestimmt, daß er alle seine Pläne durchführen werde; und sie hatte auch allen Grund, das

zu glauben, denn in diesem Menschen steckte ein eiserner Wille. Unter anderem hatte er wieder angefangen, Vorlesungen auf der Universität zu hören, um seine Studien zu absolvieren. Beide entwarfen fortwährend Pläne für die Zukunft; beide rechneten fest darauf, in fünf Jahren bestimmt nach Sibirien überzusiedeln. Bis dahin verließen sie sich auf Sofjas dortige Wirksamkeit.

Pulcheria Alexandrowna hatte ihrer Tochter zu der Ehe mit Rasumichin freudig ihren Segen erteilt; aber nach der Hochzeit schien sie noch trauriger und sorgenvoller zu werden. Um ihr eine frohe Stunde zu bereiten, teilte ihr Rasumichin unter anderem auch die Geschichte von dem Studenten und dessen gebrechlichem Vater mit, und auch wie Rodion, als er im vorigen Jahre zwei kleine Kinder vom Feuertode errettet habe, sich Brandwunden zugezogen habe und davon ganz krank geworden sei. Diese beiden Mitteilungen versetzten die ohnehin schon geistig gestörte Pulcheria Alexandrowna fast in einen Zustand der Verzückung. Sie redete unaufhörlich davon und knüpfte sogar auf der Straße, obwohl Awdotja sie beständig begleitete, mit Begegnenden Gespräche an, um es ihnen zu erzählen. In Omnibussen, in Kaufläden, wo sie nur einen Zuhörer fand, brachte sie das Gespräch auf ihren Sohn, auf seine Abhandlung, und wie er einen Studenten unterstützt und sich bei einer Feuersbrunst Brandwunden zugezogen habe, usw. Awdotja wußte gar nicht mehr, wie sie sie davon zurückhalten sollte. Ganz abgesehen von der Gefahr, die ein solcher krankhaft verzückter Zustand in sich barg, drohte auch insofern ein Unglück, als sich jemand von dem früheren Kriminalprozesse her an den Namen Raskolnikow erinnern und davon zu reden anfangen konnte. Pulcheria Alexandrowna hatte sogar die Adresse der Mutter der beiden aus dem Feuer geretteten Kinder in Erfahrung gebracht und wollte sie

durchaus aufsuchen. Schließlich stieg ihre Unruhe bis auf den höchsten Grad. Sie fing manchmal ganz plötzlich an zu weinen, erkrankte häufig und verfiel in Fieberdelirien. Eines Morgens erklärte sie mit großer Bestimmtheit, nach ihrer Berechnung müsse nun Rodion bald zurückkommen; sie erinnere sich, wie er beim Abschiede selbst zu ihr gesagt habe, nach neun Monaten könnten sie ihn zurückerwarten. Sie begann alles in der Wohnung zurechtzumachen und sich auf seine Ankunft vorzubereiten, das für ihn bestimmte Zimmer (ihr eigenes) einzurichten, die Möbel darin zu säubern, den Fußboden zu scheuern, neue Gardinen aufzuhängen, usw. Awdotja ängstigte sich darüber, schwieg aber und war ihr sogar behilflich, das Zimmer für den Empfang des Bruders instand zu setzen. Nach einem unruhevollen, in beständigen phantastischen Einbildungen, in frohen Hoffnungen und in Tränen verbrachten Tage erkrankte die Mutter in der Nacht; am Morgen lag sie bereits in starkem Fieber und redete irre. Das Fieber nahm an Heftigkeit zu, und zwei Wochen darauf starb sie. Bei ihrem Irrereden waren ihr Worte entschlüpft, aus denen man abnehmen konnte, daß sie von dem schrecklichen Schicksale ihres Sohnes weit mehr ahnte, als man geglaubt hatte.

Raskolnikow erfuhr lange nichts vom Tode seiner Mutter, obgleich ein Briefwechsel mit Petersburg gleich vom Anfange seines Aufenthaltes in Sibirien an begonnen hatte. Dieser Briefwechsel fand durch Sofjas Vermittelung statt; diese schrieb pünktlich jeden Monat nach Petersburg an Rasumichins Adresse und empfing pünktlich jeden Monat aus Petersburg eine Antwort. Sofjas Briefe erschienen Awdotja und Rasumichin anfangs etwas trocken und unbefriedigend; aber schließlich fanden sie beide, daß dies die beste überhaupt mögliche Art zu schreiben war, da sie aus diesen Briefen als Schlußergebnis doch eine sehr voll-

ständige und genaue Vorstellung von dem Lose des unglücklichen Bruders und Freundes gewannen. Sofjas Briefe waren mit Nachrichten über materielle Dinge der alltäglichsten Art und mit schlichten, klaren Schilderungen der Äußerlichkeiten in Raskolnikows Sträflingsleben angefüllt, enthielten dagegen weder Darlegungen ihrer eigenen Hoffnungen, noch Vermutungen über die Gestaltung der Zukunft, noch Schilderungen ihrer eigenen Gefühle. Seinen Seelenzustand und überhaupt sein ganzes Innenleben darzustellen, das versuchte sie gar nicht; statt dessen standen da nur Tatsachen, das heißt seine eigenen Worte, ausführliche Mitteilungen über seinen Gesundheitszustand, welche Wünsche er dann und wann bei ihren Besuchen ausgesprochen, um was er sie gebeten, was er ihr aufgetragen hatte, usw. Bei all diesen Mitteilungen ging sie in die kleinsten Einzelheiten ein. Auf diese Weise trat schließlich das Bild des unglücklichen Sträflings dem Lesenden ganz von selbst in genauer und deutlicher Zeichnung vor Augen; Irrtümer waren unmöglich, weil alles Vorliegende aus zuverlässigen Tatsachen bestand.

Aber es war wenig Tröstliches, was Awdotja und ihr Mann aus diesen Mitteilungen entnehmen konnten, namentlich in der ersten Zeit. Sofja berichtete stets, er sei beständig finster und schweigsam und interessiere sich kaum für die Nachrichten, die sie ihm jedesmal aus den ihr zugehenden Briefen mitteile. Manchmal frage er nach der Mutter; sie habe ihm, da sie gemerkt hätte, daß er die Wahrheit bereits ahne, schließlich deren Tod mitgeteilt; aber zu ihrem Erstaunen habe nicht einmal diese Todesnachricht auf ihn einen sonderlich starken Eindruck gemacht; wenigstens sei es ihr nach seinem äußeren Benehmen so vorgekommen. Unter anderem schrieb sie auch, obgleich er sich ganz in sich zurückziehe und sich von allen abschließe, habe er sich doch in sein neues Leben einfach und schlicht gefunden; er begreife klar seine Lage,

erwarte in näherer Zukunft keine Besserung derselben, gebe sich nicht leichtfertigen Hoffnungen hin, was doch in solcher Lage eine so häufige Erscheinung sei, und wundere sich fast über nichts inmitten der neuen, ihn umgebenden Verhältnisse, obwohl sie von der früheren Form seines Daseins so stark verschieden seien. Weiter teilte Sofja mit, sein Gesundheitszustand sei befriedigend. Er gehe an seine Arbeit, ohne daß er sich ihr zu entziehen suche, und ohne besonderen Eifer an den Tag zu legen. Hinsichtlich der Kost zeige er eine große Gleichgültigkeit; aber diese Kost sei, von Sonn- und Festtagen abgesehen, so schlecht, daß er schließlich gern von ihr, Sofja, etwas Geld angenommen habe, um sich zum täglichen Gebrauche Tee halten zu können. Was alles übrige anlange, so habe er sie gebeten, sich darüber nicht zu beunruhigen, und erklärt, daß alle diese Fürsorge ihn nur verstimme. Ferner berichtete Sofja, er müsse im Gefängnis mit allen zusammenwohnen; das Innere dieser Kasernen habe sie nicht gesehen; aber sie müsse aus allem schließen, daß es da eng, garstig und ungesund sei; er schlafe auf einer Pritsche, über die eine Filzdecke gebreitet sei, und wolle keine andere Ausstattung seines Lagers haben. Daß er aber so elend und ärmlich lebe, das geschehe nicht nach irgendwelchem vorbedachten Plane oder in bestimmter Absicht, sondern einfach aus Achtlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Äußerlichkeiten seines Schicksals. Auch schrieb Sofja ganz offen, er habe, namentlich am Anfang, über ihre Besuche keine Freude bekundet, sondern sei darüber beinahe ärgerlich gewesen, habe kaum mit ihr gesprochen und sie sogar grob behandelt; aber schließlich seien ihm diese Zusammenkünfte doch zur Gewohnheit, ja, fast zum Bedürfnis geworden, so daß er sich sogar nach ihr sehne, wenn sie einmal ein paar Tage krank sei und ihn nicht besuchen könne. Sie treffe sich mit ihm Sonn- und Festtags am Gefängnistor oder in der Wachstube, wohin man

ihn ihr auf einige Minuten rufe; an Werktagen treffe sie ihn an seinen Arbeitsplätzen, wohin sie sich begebe, entweder in den Werkstätten oder in den Ziegeleien oder in den Schuppen am Ufer des Irtysch. Über sich selbst teilte Sofja mit, daß es ihr gelungen sei, in der Stadt einige Bekanntschaften zu machen und Leute zu finden, die sich ihrer freundlich annähmen. Sie erwerbe sich ihren Unterhalt durch Schneidern, und da es in der Stadt fast gar keine gute Schneiderin gebe, so sei sie in vielen Häusern geradezu unentbehrlich geworden. Unerwähnt ließ sie jedoch, daß infolge ihrer Bemühungen auch Raskolnikow sich einer wohlwollenden Beachtung seitens der Gefängnisbehörde zu erfreuen hatte, daß ihm leichtere Arbeit zugewiesen wurde, usw. Zuletzt aber sandte sie die Nachricht (Awdotja hatte schon vorher aus Sofjas letzten Briefen eine besondere Unruhe und Aufregung herausgespürt), er halte sich von allem Verkehr fern; die anderen Sträflinge möchten ihn nicht leiden; er schweige ganze Tage lang und bekomme eine ganz blasse Gesichtsfarbe. Plötzlich, in ihrem letzten Briefe, schrieb Sofja, daß er sehr ernst erkrankt sei und im Gefangenensaale des Krankenhauses liege.

II

Er war schon lange krank gewesen; aber nicht die Schrecken des Sträflingslebens, nicht die Zwangsarbeit, nicht die Nahrung, nicht das Abrasieren des Kopfhaares, nicht die geringe Kleidung hatten ihn zugrunde gerichtet; o, was machten ihm alle diese Qualen und Martern aus! Im Gegenteil, er freute sich sogar über die Arbeit; wenn er körperlich durch die Arbeit abgemattet war, so erlangte er dadurch wenigstens ein paar Stunden ruhigen Schlafes. Und was verschlug ihm die Kost, diese Kohlsuppe ohne Fleisch, mit Schaben darin? In früheren Jahren, als Student, hatte er oft nicht einmal das gehabt. Seine Kleidung hielt warm

und paßte zu seiner Lebensweise. Die Ketten fühlte er gar nicht am Leibe. Sollte er sich seines geschorenen Kopfes und der zweifarbigen Jacke schämen? Aber vor wem? Vor Sofja? Sofja fürchtete sich vor ihm, und vor der sollte er sich schämen?

Und doch schämte er sich vor Sofja und ließ sie das dadurch entgelten, daß er sie durch sein geringschätziges, grobes Benehmen peinigte. Aber er schämte sich nicht des geschorenen Kopfes und der Ketten: sein Stolz war schwer verwundet, und diese Verwundung seines Stolzes war auch die Ursache seiner Krankheit. O, wie glücklich wäre er gewesen, wenn er sich selbst hätte eine Schuld beimessen können! Dann hätte er alles gern ertragen, auch Schande und Schmach. Aber so streng er auch mit sich ins Gericht ging, so fand sein verstocktes Gewissen doch in seiner Vergangenheit keine so besonders schreckliche Schuld, außer etwa einem einfachen „Fehlschuß", wie er einem jeden vorkommen konnte. Er schämte sich namentlich darüber, daß er, Raskolnikow, so blind, taub, unvorsichtig und dumm, gleichsam gemäß dem Spruche eines blinden Fatums, sich zugrunde gerichtet hatte und sich nun einem „absurden" richterlichen Urteil beugen und unterwerfen mußte, wenn er nur einigermaßen innerlich zur Ruhe kommen wollte.

Eine zweck- und ziellose Unruhe in der Gegenwart, und in der Zukunft eine stete Selbstaufopferung, durch die nichts erreicht wurde: das wars, was ihm auf der Welt noch bevorstand. Und was hatte er davon, daß er nach den acht Jahren erst zweiunddreißig alt war und noch einmal zu leben beginnen konnte? Wozu sollte er dann noch leben? Was sollte er sich für Ziele setzen? Wonach streben? Sollte er leben, nur um zu existieren? Aber er war ja auch früher tausendmal bereit gewesen, seine Existenz für eine Idee, für eine Hoffnung, ja, sogar für eine Phantasterei hinzugeben. Die bloße Existenz war ihm immer zu wenig gewesen;

er hatte stets etwas Größeres erstrebt. Vielleicht war diese Lebhaftigkeit seiner Wünsche das einzige Moment gewesen, auf Grund dessen er sich damals für einen Menschen gehalten hatte, dem mehr gestattet sei als anderen.

Hätte doch das Schicksal ihm wenigstens Reue eingegeben, eine brennende Reue, die das Herz verzehrt und den Schlaf verscheucht, jene Reue, deren schreckliche Qualen einem den Selbstmord durch den Strick oder im Wasser verlockend erscheinen lassen. O, er hätte sich über eine solche Reue gefreut! Qualen und Tränen, das ist doch wenigstens Leben. Aber er bereute sein Verbrechen nicht.

Oder wenn er sich wenigstens über seine Dummheit hätte ärgern können, wie er sich früher über seine törichten, dummen Handlungen geärgert hatte, durch die er ins Gefängnis gekommen war. Aber wenn er jetzt, wo er bereits im Gefängnis war, „in aller Ruhe" von neuem alle seine früheren Handlungen überdachte und prüfte, so fand er sie ganz und gar nicht so dumm und töricht, wie sie ihm vorher, in jener verhängnisvollen Zeit, erschienen waren.

„Inwiefern," dachte er, „sollte meine Idee dümmer sein als andere Ideen und Theorien, die in der Welt, seit diese Welt besteht, umherschwirren und gegeneinanderprallen? Man betrachte nur die Sache unparteiisch, vorurteilsfrei, und ohne sich von Erwägungen alltäglicher Art beeinflussen zu lassen: dann erscheint meine Idee sicherlich gar nicht so . . . sonderbar. O ihr schwächlichen Umstürzler, ihr dürftigen Denker, warum bleibt ihr immer auf halbem Wege stehen?"

„Warum erscheint denn meine Tat den Menschen so ungeheuerlich?" fragte er sich. „Deshalb, weil es eine böse Tat ist? Was bedeutet denn das: eine böse Tat? Mein Gewissen ist ruhig. Gewiß, ich habe ein Kriminalverbrechen begangen; gewiß, ich

habe den Buchstaben des Gesetzes verletzt und Blut vergossen; nun wohl, nehmt für den Buchstaben des Gesetzes meinen Kopf, ... und die Sache ist erledigt! Allerdings hätten dann auch viele Wohltäter der Menschheit, die ihre Macht nicht ererbt, sondern selbst an sich gebracht haben, gleich bei ihren ersten Schritten hingerichtet werden müssen. Aber jene Männer führten ihre Schritte mit Kraft und Ausdauer durch, und darum waren sie im Rechte; ich aber wurde dabei schwach, und folglich hatte ich kein Recht gehabt, mir diesen Schritt zu erlauben."

Nur in diesem einen Punkte erkannte er sein Verbrechen an: nur darin, daß er nicht vermocht hatte, den Schritt durchzuführen, und sich selbst angezeigt hatte.

Er litt auch unter dem Gedanken, warum er sich damals nicht das Leben genommen habe. Warum hatte er damals, als er am Flusse stand, doch die Selbstanzeige vorgezogen? Ob denn wirklich in dem Verlangen zu leben eine solche Kraft steckte und es gar so schwer war, dieses Verlangen zu überwinden? Swidrigailow hatte es doch überwunden, obwohl er sich vor dem Tode fürchtete!

Mit dieser Frage marterte er sich ab, ohne zu wissen, daß er vielleicht schon damals, als er am Flusse stand, den tiefen Irrtum in seinem ganzen Wesen unt in seinen Anschauungen geahnt hatte. Er wußte nicht, daß dieses Vorgefühl möglicherweise der Vorbote einer künftigen Krisis in seinem Leben, der Vorbote seiner künftigen Wiedergeburt und seiner künftigen neuen Lebensanschauung war.

Er neigte mehr dazu, das Unterlassen des Selbstmordes auf die unbewußte Wirksamkeit des Instinktes zurückzuführen, über welche obzusiegen und hinwegzuschreiten er wieder einmal nicht die Kraft gehabt habe, — er sei eben ein Schwächling und ein unbedeutender Mensch! Er betrachtete seine Mitsträflinge und

war erstaunt darüber, wie sehr auch sie alle das Leben liebten, und wie teuer es ihnen war. Ja, er hatte den Eindruck, als ob man im Gefängnisse das Leben noch mehr liebe und schätze und wert halte als in der Freiheit. Welche entsetzlichen Leiden und Qualen hatte das Leben manchen von ihnen gebracht, zum Beispiel den Landstreichern; und doch hingen sie so am Dasein! War ihnen denn wirklich ein Sonnenstrahl so viel wert, oder ein dichter Wald, oder eine kühle, tief in der Wildnis versteckte Quelle? Da hatte nun vielleicht so ein armer Kerl sich eine solche Quelle vor zwei, drei Jahren gemerkt, und nun malte er sich ein Wiedersehen in seiner Phantasie aus wie ein Wiedersehen mit einer Geliebten und träumte von seiner Quelle und von dem grünen Grase ringsumher und von den Vögelchen, die in den Büschen sangen! Bei längerer Betrachtung fand er noch erstaunlichere Beispiele für diese Liebe zum Leben.

Vieles freilich von seiner gesamten Umgebung beim Gefängnisleben bemerkte er nicht, und er wollte es eben auch gar nicht bemerken; er lebte gleichsam, ohne aufzublicken; es war ihm widerwärtig und unerträglich, um sich zu schauen. Aber schließlich fiel ihm trotzdem manches auf, und er bemerkte nun unwillkürlich dies und jenes, was er früher nicht einmal geahnt hatte. Am meisten erstaunt war er über die gewaltige, unüberschreitbare Kluft, die zwischen ihm und all diesen Menschen lag. Es war geradezu, als ob er und sie verschiedenen Nationen angehörten. Er und sie betrachteten einander mißtrauisch und feindselig. Er kannte und verstand die Ursachen dieser wechselseitigen Abneigung sehr wohl, hätte aber früher nie geglaubt, daß sie tatsächlich so tief wurzelten und so kräftig wären. Im Gefängnisse befanden sich auch einige verbannte Polen, politische Verbrecher; diese blickten auf die Leute geringeren Standes sehr von oben herab und verachteten sie als ungebildeten Pöbel. Raskolnikow jedoch

konnte diese Anschauung nicht teilen; er sah deutlich, daß diese Ungebildeten in vielen Stücken weit verständiger waren als ebendiese Polen. Es waren auch Russen da, die gleichfalls dieses gemeine Volk tief verachteten: ein ehemaliger Offizier und zwei Zöglinge geistlicher Seminare. Auch deren Irrtum erkannte Raskolnikow mit voller Deutlichkeit.

Ihn selbst aber konnten alle nicht leiden, und alle mieden ihn. Diese Abneigung steigerte sich schließlich zu wirklichem Hasse. Warum? Das wußte er nicht. Sie verachteten ihn und machten sich über ihn lustig; es machten sich über sein Verbrechen Leute lustig, die weit schlimmere Verbrecher waren als er.

„Du bist ein Herr!" sagten sie zu ihm. „Paßte sich das für dich, mit einem Beil auf die Menschen loszugehen? Das ist nichts für einen Herrn!"

In der zweiten Woche der großen Fasten war er mit seiner Kaserne an der Reihe, mehrmals die Kirche zu besuchen als Vorbereitung zum Abendmahle. Er ging mit den anderen zusammen in die Kirche und betete mit ihnen. Dabei kam es einmal zu Streit; er wußte selbst nicht, warum. Alle stürzten mit einem Male ergrimmt auf ihn los.

„Du bist ein Gottesleugner! Du glaubst nicht an Gott!" schrien sie ihm zu. „Totschlagen müßte man dich!"

Niemals hatte er mit ihnen über Gott und über Glaubenssachen gesprochen, und doch wollten sie ihn als einen Gottesleugner totschlagen; er schwieg und widersprach ihnen nicht. Einer von den Sträflingen wollte schon in heller Wut über ihn herfallen; Raskolnikow erwartete ihn ruhig und schweigend, ohne mit den Augenbrauen zu zucken oder eine Miene zu verziehen. Der Wachsoldat konnte gerade noch rechtzeitig zwischen ihn und den mordlustigen Angreifer treten, sonst wäre es zu Blutvergießen gekommen.

Noch eine Frage war da, auf die er keine Antwort finden konnte: Warum hatten sie alle Sofja so lieb? Sie hatte sich niemals um die Gunst der Sträflinge bemüht; diese bekamen Sofja überhaupt nur selten zu sehen, nur ab und zu an den Arbeitsstätten, wenn sie auf einen kurzen Augenblick kam, um ihn zu besuchen. Aber trotzdem kannten sie sie alle bald, wußten auch, daß sie ihm gefolgt sei, wußten, wie sie lebte, und wo sie wohnte. Geld gab sie ihnen nicht; auch erwies sie ihnen keine besonderen Dienste. Nur einmal, zu Weihnachten, brachte sie für das ganze Gefängnis eine Gabe mit: Pasteten und Weißbrot. Aber ganz allmählich bildeten sich zwischen ihnen und Sofja mancherlei nähere Beziehungen: sie schrieb für sie Briefe an ihre Angehörigen und gab sie auf die Post. Angehörige, die nach der Stadt angereist kamen, übergaben Sachen, die sie für die Sträflinge bestimmt hatten, und sogar Geld auf deren Wunsch an Sofja zur Weiterbeförderung. Die Frauen und Geliebten der Sträflinge kannten und besuchten sie. Und sobald sie, um Raskolnikow zu besuchen, zu einem Arbeitsplatze kam oder einem Trupp Sträflinge begegnete, der zur Arbeit ging, so nahmen sie alle die Mützen ab und begrüßten sie. „Mütterchen Sofja Semjonowna, du unsere Mutter, ach, so zart und schwächlich!“ sagten diese rohen, gebrandmarkten Sträflinge zu dem kleinen, mageren Wesen. Sie lächelte und erwiderte den Gruß freundlich, und alle freuten sich, wenn sie ihnen zulächelte. Sie liebten sogar ihren Gang, wendeten sich um, um ihr nachzusehen, wie sie ging, und lobten sie; sie lobten sie sogar dafür, daß sie so klein war; sie wußten gar nicht mehr, was sie alles an ihr loben sollten. Sogar medizinische Ratschläge ließen sie sich von ihr geben.

Raskolnikow lag die ganze letzte Zeit der Fasten und die Osterwoche über im Krankenhause. Als er bereits wieder in der Genesung begriffen war, erinnerte er sich an die Träume, die er

während des Fiebers und der Bewußtlosigkeit gehabt hatte. Es hatte ihm in der Krankheit geträumt, die ganze Welt sei dazu verurteilt, einer schrecklichen, noch nie dagewesenen Seuche zum Opfer zu fallen, die aus dem inneren Asien ihren Weg nach Europa nehme. Alle Menschen sollten umkommen außer einigen ganz wenigen Auserwählten. Es war eine Art von neuen Trichinen erschienen, mikroskopische Wesen, die sich in den menschlichen Körpern ansiedelten. Aber diese Wesen waren Geister, mit Verstand und Willen begabt. Wer sie in sich aufnahm, wurde sofort rasend und wahnsinnig. Aber noch niemals vorher hatten sich die Menschen für so klug gehalten und sich mit solcher Bestimmtheit im Besitze der Wahrheit geglaubt, wie es diese Angesteckten taten. Niemals hatten sie ihre Urteilssprüche, ihre wissenschaftlichen Resultate, ihre moralischen Anschauungen und ihren Glauben für fester begründet gehalten. Ganze Dörfer, ganze Städte und Völker wurden angesteckt und verfielen dem Wahnsinn. Alle waren in Aufregung und verstanden einander nicht mehr; jeder glaubte im Alleinbesitze der Wahrheit zu sein und wollte verzweifeln, wenn er die anderen ansah, schlug sich entsetzt an die Brust, weinte und rang die Hände. Man wußte nicht, wen und wie man richten sollte; man konnte sich nicht darüber einigen, was als schlecht und was als gut anzusehen sei. Man wußte nicht, wen man verurteilen und wen man freisprechen sollte. Die Menschen töteten einander in einer Art von unsinnigem Grimme. Sie taten sich zu ganzen Heeren zusammen, um einander zu bekriegen; aber die Heere fingen schon auf dem Marsche an, sich selbst zu befehden; die Reihen lösten sich auf; die Krieger stürzten aufeinander los, stachen und hieben, bissen und fraßen einander. In den Städten wurde den ganzen Tag lang die Sturmglocke geläutet; alle Einwohner wurden zusammengerufen; wer jedoch eigentlich zusammenrief und warum,

das wußte niemand; aber alle waren in großer Aufregung. Die gewöhnlichen Handwerke wurden nicht mehr betrieben; denn jeder trug seine Ideen, seine Reformvorschläge vor, aber es kam zu keiner Einigung; die Bodenbestellung hörte auf. Hier und da sammelten sich die Menschen zu einzelnen Haufen an; sie einigten sich über dies und das, schwuren, einander nicht zu verlassen, — aber gleich darauf begannen sie etwas ganz anderes zu tun als das, was sie soeben selbst angeregt hatten, beschuldigten sich gegenseitig, prügelten und mordeten sich. Feuersbrünste wüteten; es brach Hungersnot aus. Alle Menschen, alle Habe ging zugrunde. Die Seuche wuchs und verbreitete sich immer weiter und weiter. Es entgingen dem Verderben in der ganzen Welt nur sehr wenige Menschen; dies waren die Reinen und Auserwählten, die dazu bestimmt waren, ein neues Menschengeschlecht und ein neues Leben zu begründen und die Erde zu erneuern und zu reinigen; aber diese Menschen hatte niemand vorher irgendwo herauserkannt, niemand hatte ihre Worte und ihre Stimme beachtet.

Es war für Raskolnikow eine Qual, daß dieser sinnlose Traum so fest in seinem Gedächtnis haftete und daß der Eindruck dieser Fieberphantasien so lange nicht schwinden wollte. Schon war die zweite Woche nach Ostern herangekommen; es waren warme, heitere Frühlingstage; im Gefangenensaale des Krankenhauses waren die Fenster geöffnet (sie waren vergittert, und davor ging eine Schildwache auf und ab). Sofja hatte ihn während seiner ganzen Krankheit nur zweimal im Krankenhause besuchen können. Es war dazu jedesmal erst die Nachsuchung einer besonderen Erlaubnis erforderlich, und das machte Schwierigkeiten. Aber sie war oft auf den Hof des Krankenhauses gekommen, vor die Fenster, namentlich um die Abendzeit, manchmal nur um einen Augenblick auf dem Hofe zu stehen und wenigstens von weitem

nach den Fenstern des Saales, wo er lag, zu blicken. Eines Tages gegen Abend hatte Raskolnikow, der nun schon fast ganz wiederhergestellt war, ein wenig geschlummert; als er erwachte, trat er zufällig an das Fenster und erblickte plötzlich in einiger Entfernung am Tore des Krankenhauses Sofja. Sie stand da, wie wenn sie auf etwas wartete. In diesem Augenblicke hatte er eine Empfindung, als ob ihm jemand das Herz mit einem Schwerte durchbohre; er fuhr zusammen und trat schnell vom Fenster zurück. Am nächsten Tage kam Sofja nicht, auch nicht an dem dann folgenden; er wurde sich bewußt, daß er mit Unruhe auf sie wartete. Endlich wurde er als genesen aus dem Krankenhause entlassen. Als er in das Gefängnis kam, erfuhr er von den Sträflingen, daß Sofja Semjonowna krank geworden sei, zu Hause das Bett hüten müsse und nicht ausgehen könne.

Er beunruhigte sich darüber sehr und schickte hin, um zu erfahren, wie es ihr gehe. Bald erhielt er Nachricht, daß ihre Krankheit nicht gefährlich sei. Als Sofja ihrerseits hörte, daß er sich so nach ihr sehne und sich um sie so viel Sorge mache, schickte sie ihm einen mit Bleistift geschriebenen Zettel und teilte ihm mit, es gehe ihr schon viel besser; sie habe nur eine leichte Erkältung und werde bald, sehr bald, ihn an seiner Arbeitsstätte besuchen. Als er diesen Zettel las, schlug ihm das Herz so heftig, daß es ihn schmerzte.

Es war wieder ein heiterer, warmer Tag. Frühmorgens, um sechs Uhr, ging er zu seiner Arbeit an das Ufer des Flusses, wo in einem Schuppen ein Ofen zum Gipsbrennen eingerichtet war und der Gips auch gestampft wurde. Es hatten sich nur drei Arbeiter dorthin zu begeben. Einer von ihnen war mit dem Wachsoldaten noch einmal nach der Festung zurückgegangen, um ein Werkzeug zu holen; der andere machte Holz zurecht und

legte es in den Ofen. Raskolnikow ging aus dem Schuppen hinaus bis dicht ans Ufer, setzte sich auf die dort aufgestapelten Baumstämme und blickte über den breiten, öden Fluß hin. Von dem hohen Ufer aus übersah man weithin die Gegend. Kaum vernehmbar klang von dem fernen jenseitigen Ufer ein Lied herüber. Dort in der unabsehbaren, vom Sonnenlicht überfluteten Steppe hoben sich als kaum wahrnehmbare schwarze Pünktchen die Zelte von Nomaden ab. Dort war das Land der Freiheit; dort wohnten andere Menschen, ganz unähnlich denen auf dem diesseitigen Ufer; dort war gleichsam die Zeit selbst stehen geblieben, als wäre das Jahrhundert Abrahams und seiner Herden noch nicht vorüber. Raskolnikow saß da und sah in die Ferne, ohne sich zu rühren und ohne sich von dem Anblicke losreißen zu können. Sein Denken wurde zum Träumen, zum bloßen Schauen; er dachte an nichts mehr; aber eine Art von Sehnsucht beunruhigte und quälte ihn.

Auf einmal stand Sofja neben ihm. Sie war fast unhörbar herangekommen und setzte sich nun zu ihm hin. Es war noch sehr früh am Tage; die Morgenkälte war noch nicht milder geworden. Sie trug ihre alte, ärmliche Pelerine und das grüne Tuch. Ihr Gesicht zeigte noch die Spuren der überstandenen Krankheit; es war recht mager, blaß und kümmerlich geworden. Sie lächelte ihm mit freundlicher, froher Miene zu; aber die Hand streckte sie ihm wie gewöhnlich nur schüchtern hin.

Dies tat sie immer nur schüchtern und mitunter gar nicht, als fürchte sie eine Zurückweisung. Denn er nahm ihre Hand immer wie mit innerem Widerstreben, zeigte sich bei solchen Begegnungen stets verdrossen und schwieg manchmal hartnäckig während der ganzen Zeit, wo Sofja bei ihm war. Es kam vor, daß sie vor ihm geradezu zitterte und tiefbetrübt fortging. Jetzt aber trennten sich die Hände beider nicht; er warf ihr einen schnellen,

hastigen Blick zu, sprach kein Wort und richtete seine Augen auf die Erde. Sie waren allein; niemand sah sie. Der inzwischen zurückgekehrte Wachsoldat hatte sich gerade umgewandt.

Wie es zuging, wußte er selbst nicht; aber plötzlich war es ihm, als ob ihn eine unwiderstehliche Kraft packe und zu ihren Füßen niederwürfe. Er weinte und umschlang ihre Knie. Im ersten Augenblick erschrak sie heftig, und ihr ganzes Gesicht wurde totenblaß. Sie sprang auf und sah ihn zitternd an. Aber sofort, im selben Augenblicke, war ihr alles klar. In ihren Augen leuchtete eine grenzenlose Glückseligkeit auf; sie hatte ihn verstanden, und es gab nun für sie keinen Zweifel mehr, daß er sie liebe, sie grenzenlos liebe und daß der langersehnte Augenblick endlich gekommen sei.

Sie wollten sprechen; aber sie konnten es nicht. Die Tränen standen ihnen beiden in den Augen. Beide waren sie blaß und mager; aber auf diesen blassen, kranken Gesichtern strahlte schon die Morgenröte einer neuen Zukunft, einer völligen Wiedergeburt zu neuem Leben. Die Liebe war es, die diese Wiedergeburt gewirkt hatte; dem Herzen des einen entsprudelten unerschöpfliche Quellen des Lebens für das Herz des anderen.

Sie beschlossen, zu warten und zu dulden. Sieben Jahre hatten sie noch vor sich und innerhalb dieser Zeit wie viel bittere Qual und wie viel unendliches Glück! Aber er war wiedergeboren, und er wußte das, fühlte es im tiefsten Innern seines erneuerten Wesens, und sie, sie lebte ja nur sein eigenes Leben mit!

Am Abend ebendieses Tages, als die Kasernen bereits geschlossen waren, lag Raskolnikow auf der Pritsche und dachte an sie. An diesem Tage hatte er sogar die Empfindung, als ob alle Sträflinge, seine bisherigen Feinde, ihn nunmehr anders ansähen. Er knüpfte selbst mit ihnen ein Gespräch an, und sie antworteten ihm freundlich. Diese Wandlung fiel ihm auf; aber

es mußte ja wohl so sein: mußte sich etwa jetzt nicht alles, alles ändern?

Er dachte an sie. Er erinnerte sich, wie er sie beständig gepeinigt und ihr das Herz zerrissen hatte; er erinnerte sich ihres blassen, mageren Gesichtchens; aber diese Erinnerungen hatten jetzt für ihn fast nichts Quälendes: er wußte, mit wie grenzenloser Liebe er ihr jetzt alle ihre Leiden vergelten werde.

Und was wollten auch alle, alle diese Qualen der Vergangenheit besagen! Alles, selbst sein Verbrechen, selbst die Verurteilung und die Verschickung zur Zwangsarbeit erschien ihm jetzt in der ersten Glut der Empfindung nur wie ein äußerliches, seltsames Ereignis, ja, wie etwas, das gar nicht ihm selbst zugestoßen sei. Indessen war er an diesem Abende nicht imstande, lange und dauernd an etwas zu denken und seine Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand zu konzentrieren; auch hätte er jetzt keine Denkaufgabe lösen können; er konnte nur fühlen. An die Stelle des theoretischen Denkens war das wirkliche Leben getreten, und ganz neue Triebe begannen sich in seiner Seele hindurchzuarbeiten.

Unter seinem Kopfkissen lag ein Neues Testament. Mechanisch griff er danach. Dieses Buch gehörte ihr; es war das nämliche, aus dem sie ihm über die Auferweckung des Lazarus vorgelesen hatte. Zu Beginn seines Sträflingslebens hatte er gedacht, sie würde ihn beständig mit der Religion quälen, immer vom Evangelium zu reden anfangen und ihm Bücher aufdrängen. Aber zu seinem größten Erstaunen hatte sie auch nicht ein einziges Mal davon gesprochen und ihm auch niemals das Neue Testament angeboten. Er selbst hatte kurz vor seiner Krankheit sie um dieses Buch gebeten, und sie hatte es ihm gebracht und schweigend gegeben. Bisher hatte er es überhaupt noch nicht aufgeschlagen.

Auch jetzt schlug er es nicht auf; aber es kam ihm plötzlich der Gedanke: „Müssen ihre Überzeugungen jetzt nicht auch die meinigen sein? Wenigstens ihre Empfindungen, ihre Bestrebungen..."

Auch sie befand sich diesen ganzen Tag über in großer Aufregung; in der Nacht wurde sie sogar wieder krank. Aber sie war so glücklich, und sie war es so wider alles Erwarten geworden, daß sie über ihr Glück ganz erschrocken war. Sieben Jahre noch, nur noch sieben Jahre! In der ersten Zeit ihres Glückes dachten sie beide in manchen Augenblicken an diese sieben Jahre nur so, als ob es sieben Tage wären. Er überlegte nicht einmal, daß das neue Leben ihm doch nicht ganz umsonst werde zuteil werden, daß er vielmehr einen hohen Preis dafür entrichten, es mit einer großen zukünftigen Tat werde bezahlen müssen ...

Aber hier beginnt bereits eine neue Geschichte, die Geschichte der allmählichen Erneuerung eines Menschen, die Geschichte seiner allmählichen Sinneswandlung, des allmählichen Überganges aus einer Welt in eine andere, des Bekanntwerdens mit einer neuen, ihm bis dahin völlig unbekannten Wirklichkeit. Das könnte den Stoff zu einer neuen Erzählung liefern; — aber unsere jetzige Erzählung ist zu Ende.

Übertragen von H. Röhl.
*
31.—35. Tausend.
*
Druck der Piererschen Hof-
buchdruckerei, Altenburg.



